

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Die

Komödianten des Lebens.

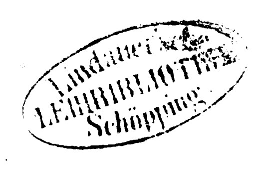
Roman

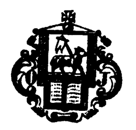
von

Maurus Jókai.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Original-Ausgabe.

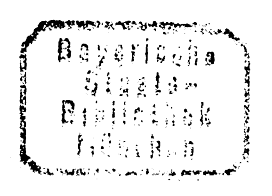
Fünfter Theil.





Berlin, 1876.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des fünften Theils.



Gleißende Gefahr.

Ein halbes Jahr war seit dem Ableben der Fürstin Madelaine von Etelvary verflossen. Die Familie legte die Volltrauer ab, die schwarzen Spitzen machten weißem Aufputze Platz. An demselben Tage wurde auch das Testament der Fürstin durch die Amtspersonen in Gegenwart der Zeugen und der berufenen Erben eröffnet und publizirt.

Die Fürsorge der Fürstin erstreckte sich auf Jedermann. Auch Madame Corysande konnte zufrieden sein; es war ihr eine lebenslängliche Jahresrente ausgeworfen.

Das Testament der Fürstin war derart abgefaßt, daß es zuerst der Dienerschaft, dann der unmittelbaren Umgebung der Erblasserin gedachte und so immer höher und höher aufstieg, zu ihren Lieblingen, zu den öffentlichen Anstalten u. s. w., um endlich mit dem Universalerben, ihrem Gatten, zu schließen.

Für Livia war durch eine großartige Stiftung Sorge getragen. Die Fürstin hatte das Patrocinium über das Nonnenkloster zur heil. Elisabeth zu Zajna geübt. Diesem Konvente nun vermachte sie ein namhaftes Legat unter der Bedingung, daß mit der eben erledigten Würde der Oberin ihre fromme Ziehtochter Livia bekleidet werde. Sie machte das heilige Mädchen zur Aebtissin.

Raphaela hielt Liviens Hand in der ihrigen, als das Testament verlesen wurde; sie fühlte, daß das Mädchen zitterte.

Unmittelbar nach Livia war von Napoleon Zarkany die Rede.

Livien pochte das Herz wie im Fieber.

Die Fürstin hatte ihr Testament selber diktirt. Es waren ihre eigenen Worte, die da verlesen wurden.

Sie athmeten Zärtlichkeit und Liebe; Verfügung war indessen keine getroffen; sie empfahl Leon einfach der Liebe ihres Gemahls. Diese war ihr einziges Vermächtniß an ihn. Sie machte keinerlei, auf Raphaela bezügliche Anspielung; sie kannte die stolze Natur ihrer Tochter; sie wußte, daß diese wohl im Stande sei, aus eigener Wahl, aus Liebe sich zu eigen zu geben, daß sie sich aber nimmermehr verschenken lassen würde, von Niemandem, selbst von einer Todten nicht.

Livia's Herzklopfen ließ nach und an die Stelle ihres Bebens trat wieder Muth.

Mit dem Vollzuge des Testamentes war der tüchtigste Beamte des Hauses, Herr Dumka, betraut.

Nach Beendigung des amtlichen Aktes umarmte der Fürst seine Tochter und küßte sie zärtlich: dann drückte er allen Anwesenden die Hand; Livien näherte er sich zu allerletzt und verbeugte sich vor ihr mit Ehrerbietung; sonst hatte er auch sie immer auf die Stirne geküßt, sie war ja seine Adoptivtochter; doch nun war sie die präsumtive Aebtissin.

„So wären wir denn beide Bräute, sprach Raphaela seufzend, als sie mit Livien in ihr Zimmer zurückkehrte. Mein Bräutigam ist nur ein irdischer Fürst, der Deinige ist der König des Himmels. Ich habe mich mit meiner Zukunft bereits abgefunden .... Und Du?"

Livia antwortete nicht, aber sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Wie? Du nicht? Du nimmst das Legat, die glänzende Stellung nicht an? Du willst nicht Aebtissin werden? Du weisest die Würde von Dir?"

„Ich fühle mich weder befähigt, noch auch tugendhaft genug für diese Stellung. Verstoßen Sie mich! — Ich will nicht Nonne werden!"

Auf diese Worte schloß Raphaela Livien mit leidenschaftlichem Ungestüm in die Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Ich Dich verachten, weil Du nicht Nonne werden willst? Weil Du auf die glänzende Stellung verzichtest, um welche sich Hunderte von den Töchtern vornehmer Familien wetteifernd bewerben? Ich liebe, ich umarme Dich um dieses Wortes willen; Du weisest die Wohlthat des Testamentes zurück. — Je nun, ich sage Dir Dank für diesen Entschluß! Du hast durch denselben eine große Last von mir genommen. Im entgegengesetzten Falle hätte ich es eigens unternehmen müssen, Dich zur Resignation zu bewegen, und es würde mich keinen geringen Kampf gekostet haben, eine reine Seele davon zurückzuhalten, daß sie sich dem Himmel weihe, und sie hierher zurückzuführen in unsere sündige Welt. Es ist gut, o, es ist sehr gut so! Du willst selber nicht in's Kloster gehen, selbst als Aebtissin nicht; Du willst Dich vielmehr, wenn die Zeit gekommen sein wird, dem Berufe des Weibes unterziehen, allen seinen Lasten, seinen Leiden, seinen Enttäuschungen; Du willst lieber Entbehrungen aller Art erdulden, Du willst Dich, wenn es sein muß, lieber selber opfern. — So liebe ich Dich."

Und ihre Küsse bewiesen, wie sehr sie die Gespielin liebte.

„Siehst Du, ich werde auch heirathen," fuhr Raphaela seufzend fort; „wenn ich mir aber so überdenke, was da meiner wartet, so überwältigt mich beinahe das Verlangen, selber die Stelle einzunehmen, welche Dir bestimmt war, und mich Deinem Bräutigam anzutrauen."

Livia erbebte in allen Fibern ihres Körpers.

Raphaela aber preßte die Hand auf den Busen und stammelte:

„Meinem Herrn und Erlöser."

Dann versank sie, den schönen Kopf gedankenvoll gesenkt, in langes Schweigen. Sie blickte zum Fenster hinaus und seufzte.

„Nur noch drei Monate lang soll ich hier bleiben. Dann soll unsere Hochzeit sein. Ich bin's zufrieden; ich werde mich in Alles finden. Ich will von meinem Gatten nicht verlangen, daß er ein Engel sei, und was Andere für Fehler halten, will ich für menschliche Angewöhnung nehmen. Ich will gehorsam sein und anspruchslos. Ich will mich bestreben, unwissend zu bleiben und will keinerlei Zwischenträgern mein Ohr leihen. So werde ich mir Ruhe sichern. Mein eigenes Schicksal bekümmert mich nicht eben sehr; was aber soll aus meinem Vater werden, wenn ich von seiner Seite gehe? Ich war bisher das einzige Wesen, welches sein Dasein erheitert. Er vermag keinen Abend einzuschlafen,

wenn er mich nicht zuvor geküßt hat. Ich bin nicht erzogen worden, wie andere Kinder vornehmer Häuser, die ihr Vater nur an besonderen Feiertagen zu Gesichte bekommt, mit denen die Eltern nur ab und zu und immer nur zu dem Behufe ein Gespräch führen, um zu kontroliren, welche Fortschritte sie mit der Gouvernante im Englischen gemacht haben. Ich hing schon als kleines Kind immer an meines Vaters Halse. Er nahm mich überall hin mit sich, wenn er verreiste; er zog mir alle Morgen selbst die Schuhe an. Er selbst lehrte mich das ABC. Er bewahrte jedes meiner Kleidchen auf, dem ich entwachsen war; sie hängen sämmtlich noch heute gleich einer Sammlung von lieben Andenken in einem Schranke beisammen. Seine Melancholie wurde nur dann erträglicher, wenn ich in sein Zimmer trat. Da er des Nachts nur sehr wenig schlafen konnte, pflegte er den Entgang durch Nachmittagsruhe zu ersetzen. Diese brachte ihm aber wieder in der Regel allerlei Traumgesichte; die Träume der Herzkranken sind stets entweder wonnevoll oder schreckhaft. So mußte ich denn an seinem Lager wachen und auf sein Mienenspiel, seine Athemzüge, seine abgebrochenen Worte lauschen, um daraus zu erkennen, was er träume, ob ihn nicht etwa Schrecken und Entsetzen peinigten, und ihn in diesem Falle zu wecken. Wer soll ihn nun hinfort wecken, wenn ihn beängstigende Träume quälen?"

Raphaela ließ sich nun tief bekümmert am Schreibtische nieder, auf welchem das Bild ihres Vaters stand.

„Wenn er sich selber überlassen bleibt, lebt er kein Jahr lang mehr," flüsterte sie vor sich hin.

Dann wandte sie sich plötzlich zu Livia und ergriff so hastig deren Hand, daß das Mädchen fast zusammenschrak.

„Und was soll aus Dir werden, wenn ich mich verheirathe? Bei mir kannst Du dann nicht bleiben. — Ich habe ja dann einen Gemahl, der mir zu befehlen hat. Du mußt Dich meines Umganges entwöhnen. — Und hier kannst Du eben so wenig bleiben. Unser Palais wird veröden. Mein Vater wird für sein Herzleiden irgendwo in der Ferne Linderung suchen, etwa auf den hyerischen Inseln, oder in Kairo. Was soll aus Dir werden, liebe Kleine —?"

„Gott wird für mich sorgen," sprach Livia ruhig.

„Ich habe eine Idee. Ich trage mich schon lange damit. So lange das Testament meiner guten Mutter nicht eröffnet war, durfte ich Niemandem davon sagen, weil es bei Dir stand, ob Du die Würde der Aebtissin annehmen wolltest, oder nicht. Nunmehr aber kann ich an's Werk gehen. Du bleibst wohl bei Deinem Entschlusse, der Verfügung des Testamentes, welche sich auf Dich bezieht, nicht zuzustimmen; ich warte also nur noch auf Nornenstein; er muß binnen wenigen Tagen eintreffen. Uebrigens bin ich

bei ihm meiner Sache gewiß. Dann sollst Du große Dinge von mir hören, aus denen Du erst so recht ermessen magst, was Du mir bist."

Livia hatte auch nicht die leiseste Ahnung, was die Prinzessin denn eigentlich planen mochte.

Die folgenden Tage ging häufig die ganze Familie zusammen im Park spazieren: Raphaela, Livia und der verwittwete Fürst.

„Wir wollen Beide meinen guten Vater führen," pflegte Raphaela zu sagen und dann nahmen sie Beide, die Eine rechts und die Andere links seinen Arm. Sie suchten Herbstveilchen unter dem gefallenen Laube; ab und zu waren deren bereits einige aufgeblüht; sie sammelten alle, die sie fanden, zu einem Sträußchen und Raphaela steckte sie dem Fürsten in's Knopfloch.

„Ist mein Vater nicht ein allerliebster kleiner Dandy, Livia?"

Endlich traf Alienor ein. Er kam von Wien und hatte Raphaelen Geschenke mitgebracht. Raphaela nahm ihm übel, daß er nicht auch Livien bedacht habe und bestand darauf, die Sachen mit ihr zu theilen.

Denselben Tag Abends fand eine Familien-Conferenz zu Dreien, ohne Livia, statt.

Des andern Morgens stiegen alle Vier zu Wagen und

fuhren nach dem alten Schlosse hinüber, um die Familiengruft zu besuchen.

Das Marmor-Denkmal der Fürstin Madeleine war bereits errichtet. Auf dem steinernen Sarkophage war die Statue der Verewigten, in liegender Stellung, ein Meisterwerk der Bildhauerkunst, sichtbar. Sie beteten und weinten am Grabmale.

Der Fürst küßte die Stirne der Statue.

Raphaela und Livia trugen jede eine weiße Rose im Haar; die Prinzessin nahm sie aus Beider Haaren und legte sie in die übereinandergefalteten Hände der Statue.

Dann küßte sie die Hände und Livia that desgleichen.

Abend war Madame Corysande übler Laune und sprach einige Worte, die sie zufällig an Livia richtete, in unwirschem, befehlendem Tone — wie das übrigens von jeher so ihre Gewohnheit war.

Des andern Tages am frühen Morgen erschien Herr Dumka bei Madame Corysande, übergab ihr in einer schönen neuen Lederbörse einen ganzjährigen Betrag des Gnadengehaltes, welchen ihr das Testament der Fürstin aussetzte und meldete ihr, daß der Reisewagen zu ihrer Verfügung stehe, sobald sie das Schloß verlassen wolle. Madame Corysande war nicht wenig betreten; als den Urheber der fürstlichen Ungnade hatte sie aber weit mehr Alienor in

Verdacht, als irgend jemand Anderen; als sie bei der Prinzessin erschien, um sich zu verabschieden, fand sie außer Livia auch Alienor daselbst; gleichwohl beherrschte sie sich, verrieth keinerlei Empfindlichkeit, sprach einige wohlgesetzte Dankesworte und verschonte die Gesellschaft mit jedweder theatralischen Scene.

Livia empfand Bedauern mit ihr; sie wollte ihr folgen, als sie ging; sie fühlte, daß es der Scheidenden wohlthun werde, wenn sie Jemanden von Denen umarmen könne, die hier blieben; allein Raphaela ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

Als kurz darauf die Damen in Alienor's Begleitung die Treppe hinabgingen, verrenkte sich Alienor fast die Beine vor lauter Bestreben, bei jeder Wendung Livien zur Rechten gehen zu lassen.

Livien fiel es auf, daß Alienors bisherige kokette, galante Manier plötzlich in ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit umgeschlagen hatte.

Im Laufe des Tages ritten die Herrschaften aus; alle Vier: Raphaela, Livia, der Fürst und Alienor.

Raphaela ließ ihrem Vater und Livien den Vortritt.

„Wie prächtig das liebe Geschöpf zu Pferde sitzt —" bemerkte sie hörbar genug zu Alienor.

Vom Spazierritte zurückgekehrt begaben sich die beiden Damen nach ihren Zimmern, um sich umzukleiden.

Raphaela war mit ihrer Toilette eher zu Stande als Livia und eilte sofort zu ihr hinüber. Livia gerieth in nicht geringe Verwirrung, daß sie sich so lange geputzt hatte.

„Es ist recht so! Ich will, daß Du schön seiest — ich will Staat machen mit Dir. Kämme Dir das Haar nicht so hoch auf, das giebt ein so kindisches Aussehen.“

„Wollen Sie denn, Prinzessin, daß ich wie eine Matrone aussehe?“

„Gesetzter, ernster. Siehst Du, so.“

Und sie ordnete ihr selber die Scheitel und zog ihr dieselben über die Schläfen herab, um sie älter aussehen zu machen.

Bei Tische erschienen nur die vier Familienglieder. Weder der Arzt, noch der Probst, noch Herr Dumka waren heute geladen.

Die Conversation ging ziemlich schleppend von Statten. Wer irgend ein Thema anschlug, hatte dasselbe augenscheinlich nur nothgedrungen aufgegriffen, Denken und Sinnen war offenbar bei ganz anderen Dingen.

Alienor verstieß nicht weniger als dreimal gegen das Verbot, von den Kriegsgerüchten zu sprechen, und jedesmal unterbrach ihn ein sanfter, aber entschiedener Wink der

Prinzessin; man durfte den Fürsten durch derlei Nachrichten nicht aufregen.

Nach Tisch erhielt Alienor die Erlaubniß, sich irgendwohin zurückzuziehen, um eine Cigarre zu rauchen. In den Gemächern war das Rauchen nicht gestattet. Die Stunde unmittelbar nach Tisch war für den Fürsten die glückliche Zeit, wo ihn der Schlaf überkam, der ihn des Nachts mit seltenen Ausnahmen zu meiden pflegte. Der Fürst pflegte dann das müde Haupt auf die Rücklehne des Armstuhles zu neigen, ein eigener Mechanismus legte die Lehne zur Hälfte nach rückwärts um, so daß der Sitzende nunmehr in halb liegender Stellung schlafen konnte. Es sind das kostbare Augenblicke, die sorgsam wahrgenommen werden müssen.

Die beiden Mädchen blieben an seiner Seite.

Raphaela setzte sich auf die Armlehne des Stuhles und fächelte dem Schlummernden Kühlung zu.

„Sieh nur, wie schön er ist, wenn er schläft! Wie ein Heiliger! Diese schöne marmorglatte Stirn, dieses von Leiden verklärte Angesicht! Diese Lippen von unaussprechlicher Schönheit, deren Schweigen selbst Gebet ist! Wenn ich ihn so länger betrachte, sehe ich völlig einen Glorienschein um sein Antlitz schimmern. Giebt es noch einen schöneren Mann in der Welt? Sieh nur: jetzt zieht er die Augen-

brauen zusammen; elektrische Zuckungen durchfurchen das bleiche Gesicht — er athmet stoßweise und beklommen — seine geballten Hände zittern — er stöhnt. Er hat schwere Träume. O wie oft habe ich durch mein Gebet dieses Alpdrücken von seiner Brust gescheucht. Komm, versuche es ebenfalls. So — siehst Du — ich falte die Hände über seinem Herzen und spreche leise: „Herr, lasse dein Erbarmen walten über ihm. Amen!“ Siehst Du — siehst Du wohl, welche Wirkung Dein Gebet thut! Er stöhnt nicht mehr, er ballt nicht mehr die Fäuste, seine Stirne wird wieder glatt und heiter. — Er lächelt. — Sieh doch, sieh den milden Schimmer, der um diese lächelnden Lippen spielt! Laß Deine Hände auf seinem Herzen ruhen. — Er träumt jetzt eben so süß! — Jetzt ist er glücklich. — Jetzt ist er in Verzückung.—“

Der Schlafende hob die rechte Hand und bedeckte damit plötzlich die beiden Hände, die gefaltet auf seinem Herzen ruhten; er flüsterte mit innigem Entzücken:“

„O Raphaela“

Es waren aber Liviens Hände.

Der Schlafende wurde das alsbald gewahr — vielleicht an dem Zittern derselben — und blickte einen Moment auf.

„Sie sind es, Livia! O ich danke Ihnen.“

Livia entzog verschämt ihre Hände seiner Rechten, welche nunmehr unmittelbar auf seinem Herzen ruhen blieb,

während er weiter schlief. Er ruhte sanft und erwachte eine volle Stunde lang nicht wieder.

Diesen Tag über war der Fürst bis zum Abend in ungewöhnlich heiterer Stimmung.

Abends wurde eine Whistpartie arrangirt. Als man sich eben an den Spieltisch setzen wollte, lief an Alienor ein Telegramm von seinem Vater ein, in welchem dieser ihm befahl, sofort mit Separatzug nach Hause zu kommen. Es sei Gefahr im Verzuge.

Alienor mußte sich demnach augenblicklich reisefertig machen.

„Das Spiel erleidet dadurch keine Störung," sagte Raphaela, als ihr Bräutigam Abschied nahm (als ob das der größte Verlust wäre, den seine Abreise hätte bringen können). „Wir spielen zu Dreien, mit einem Strohmann."

Der Fürst freute sich über den Antrag wie ein Kind.

„Ja wohl, wir spielen zu Dreien!"

„Mein Partner ist der Strohmann."

Der Fürst seufzte. — Selbst in einem Seufzer kann Sarkasmus liegen. Dieser wollte offenbar besagen: „Das fürchte ich auch!"

„Du und Livia spielet zusammen."

Der Fürst mischte die Karten, ließ aber dabei das ganze Spiel zu Boden fallen.

„Ah was Du doch ungeschickt bist im Kartenmischen."

Die Bekümmerniß des Fürsten, um derentwillen er zuvor geseufzt hatte, war im Augenblick bereits gegenstandslos geworden. Raphaelen war es nicht mehr anheimgestellt, den Strohmann zu wählen, oder abzuweisen. Den entführte bereits sein erlauchter Vater auf Nimmerwiederkehren. Die entwendete Depesche hatte bereits ihre Wirkung gethan. Die Verlobung wird gelöst werden. Alienor hat zur Stunde bereits begründete Aussicht, zwei fürstliche Wappen vereint zu führen: eine Wogennymphe in dem einen, einen wilden Mann in dem andern; Beide harren mit Sehnsucht des Augenblickes, einander in die Arme zu sinken.

Als der Fürst die Karten zu Boden fallen ließ, beugte sich zunächst Raphaela nach denselben nieder; das wollte natürlich Livia nicht geschehen lassen und bemühte sich ihrerseits sie aufzulesen — was aber wieder der Fürst nicht zugeben konnte. So fanden sich denn im Augenblicke alle Drei — unter dem Tische zusammen, eine Situation, über welche sie dann alle Drei recht herzlich lachten. — Sonst wäre es vom Fürsten geradezu eine Vermessenheit gewesen, sich zur Erde niederzubeugen; heute wandelte ihn dabei nicht einmal ein leiser Schwindel an.

Das Spiel dauerte heute lange. Dem Fürsten machte es außerordentliches Vergnügen, daß er und Livia Raphaelen

und ihrem Strohmann eine hübsche Summe Geldes abgewannen.

Schließlich mußte Raphaela ihren Vater darauf aufmerksam machen, daß es wohl bereits Zeit sei, an die Nachtruhe zu denken.

Als sie endlich von einander gingen, umarmte und küßte Raphaela ihren Vater mit vieler Liebe; mit denselben Aeußerungen der Zärtlichkeit schied sie auch von Livia.

Des andern Morgens weckte Raphaela Livien frühzeitig.

Die Prinzessin pflegte überhaupt zeitig aufzustehen. Sowie der Morgen graute, erhob sie sich stets vom Lager, warf ein einfaches Morgenkleid um und fuhr mit Livien in den Park. Mitten im Park lag ein Teich, dessen Wasser von den warmen Mineralquellen, die sich in denselben ergossen, immerwährend in lauer Temperatur erhalten wurden. In dem Teiche pflegten sie etwa eine halbe Stunde lang um die Wette zu schwimmen und zu plätschern und kehrten dann zu Fuß nach dem Schlosse zurück.

„Wir müssen die Spanne Zeit ausnützen, die mir noch gegönnt ist," sprach Raphaela an diesem Morgen zu Livia; „ohnehin dauert auch dieses mein Vergnügen nicht mehr lange."

Als sie nach dem Bade in's Schloß zurück gingen, begegneten sie dem Fürsten. In der Regel floh der Schlaf

den kränklichen Mann die ganze Nacht über; erst gegen Morgen pflegte der Fürst zu entschlummern und stand dashalb auch immer erst spät auf. Heute nun machte es ihm so unendliche Freude, daß er die Sonne aufgehen und den glitzernden Thau auf den Halmen sitzen sah!

„Wie, Du bist schon wach?“

„Ich habe die ganze Nacht über sehr gut geschlafen und konnte daher früh aufstehen.“

„Und so hast Du uns gar nicht erwarten können und bist uns entgegen gekommen.“

„So ist's.“

„Wie wird sich Dein Arzt wundern, wenn er Dich nicht in Deinem Zimmer findet! Ach — wenn ich nur den Mann pensioniren könnte!“

„Er wird ja von mir aus ohnehin binnen Kurzem in Ruhestand treten, mein theures Kind.“

„Nicht so, wie Du nun wieder denkst. Sieh doch, wie garstig Du bist!“

Die Prinzessin wußte sich nur dann kindlich zu geben, wenn sie mit ihrem Vater sprach.

Als sie diesen Morgen vom Frühstückstische aufstanden, schlang Rafaela ihren Arm um Livia's Schultern und nahm sie mit sich in ihr Zimmer; daselbst nöthigte sie sie, sich auf den Balsac niederzulassen.

„So. Und nun setze Dich mir gegenüber. Du darfst aber nicht lachen — ich will sehr ernsthaft mit Dir reden. Und vor Allem nenne mich nicht Prinzessin."

„Gut denn; also Mamachen."

„Nichts da, nicht Mamachen. Du bist kein kleines Kind mehr; Du bist ein erwachsenes, heirathsmäßiges Mädchen. Und ich will Dich verheirathen."

„Ah! —"

„Mache mir doch kein so kindliches Gesicht, sonst fällt mein ganzes Projekt über den Haufen. Wenn Du lachst, werde ich traurig. — Glaubst Du mir, daß ich Dich liebe?"

„O das weiß ich gewiß, Prinzessin!"

„Schon wieder „Prinzessin"!"

„Liebe Raphaela!"

„So recht. Also wie liebe ich Dich?"

„Wie eine liebe Schwester."

„Nicht genug; ich liebe Dich mehr! Ich liebe Dich, wie eine theure Mutter! Livia — ich — will Dich zu meiner Mutter machen."

„Prinzessin!"

„So nenne mich mit meinem Namen. — Ich gebe Dir meinen Vater."

Livia verlor bei diesem unerwarteten Blitzschlage all' ihre Gedanken.

„Du hast mich wohl nicht verstanden? Ich will, daß Du die Gattin meines Vaters werdest .... Warum wirfst Du mir so entsetzensvolle Blicke zu? Habe ich denn einer so ungeheuerlichen Idee Ausdruck gegeben? Mein Vater ist fünfzig Jahre — Du bist zwanzig alt; Du könntest seine Tochter sein, wie ich es bin. Ich könnte einen Mann, wie er ist, wohl mit allen Kräften meiner Seele lieben. Ist es denn aber Liebe, was ich von Dir verlange? Mit nichten — ich bitte Dich ja nur um Zärtlichkeit für ihn. Alle Welt, mein Vater selbst kennt den Wahrspruch der Aerzte. Er ist vor dem Tribunale der Wissenschaft zum Tode verurtheilt. Das Verdikt lautet: Bei normalem Verlaufe der Dinge könne er noch ein Jahr lang leben, bei besonders sorgsamer, zärtlicher Pflege vielleicht auch noch zwei Jahre lang; dagegen könne ihn ungewöhnliche geistige Aufregung, jede heftigere seelische Bewegung binnen wenigen Stunden tödten. Kann ich sonach an irgend etwas Anderes denken, als wie ich sein theures Leben erhalte? Du bist eine Heilige. Meine Mutter wollte Dich zur Aebtissin eines Konventes frommer Jungfrauen machen. Ich nun habe an etwas Anderes gedacht: ich denke an eine Ehe für Dich, gleich jener — des heiligen Josef; an eine Verbindung, welche auf wechselseitiger Hochachtung beruht. Du fühlst für ihn Verehrung, er liebt Dich. Wir haben auch bisher

eine Familie gebildet. — Und könnte es denn nicht auch so kommen, daß Deine Zärtlichkeit ihn dem Leben wiedergäbe? Es wäre wahrhaftig durchaus kein Wunder zu nennen. Du lieber Gott, weshalb sollte denn nicht ein leidendes durch ein liebendes Herz geheilt werden können? O Du erführest dann wohl, welche Fülle von Liebe in diesem Herzen wohnt und würdest den Besitz desselben nimmermehr gegen einen schmeichelnden Jüngling tauschen wollen. Ach wenn er noch einmal glücklich werden könnte — glücklich durch Dich! Wenn neuerwachter Frohsinn die schönen Züge seines Antlitzes wieder verjüngen könnte! Wenn ihm das Schicksal all das Glück, welches es ihm Jahrzehnte hindurch geweigert, für jetzt, für sein späteres Leben aufbewahrt hätte! — Doch wir wollen vom Himmel nicht Alles auf einmal begehren. — Wir wollen bei der Gegenwart bleiben. — Mich macht der Gedanke unglücklich, daß ich ihn verlassen, einsam und ungeliebt im öden Leben lassen soll. Er klagt keiner sterblichen Seele, was er fühlt, so wenig er sich dessen rühmt, was er thut. Sein ganzes Leben ist ununterbrochene Arbeit zum Frommen des Vaterlandes, des allgemeinen Besten der Menschheit — aber Niemand führt ein Tagebuch darüber. Von der Arbeit seines Lebens zeugen nicht ruhmvolle Thaten, sondern all jene Unfälle, die den Bedrohten erspart geblieben sind. Wie viel Unheil seine stille, weise Thätigkeit von dem

Lande abgewendet hat, — wie vielen zermalmenden Schlägen er sich als Wehr und Schirm entgegengeworfen, — wie viel Böses er noch im Keime zertreten, bevor es sich zur giftigen Frucht entfalten konnte, — nur die Thränen der Männer an seinem Grabhügel vermögen es dereinst zu verkünden. Der Schlüssel zu seiner Gruft liegt in Deiner Hand; die dunkle Halle mag noch lange verschlossen bleiben, wenn Du es so willst; Du kannst Tage, Monate, Jahre diesem theuren Leben hinzufügen. Ich will nicht den Ehrgeiz in Dir erregen, um Dich zu bestechen; ich will Dir nicht von der Fürstenkrone reden — was ist Dir die Eitelkeit der Welt! Aber ich zeige Dir seine Märtyrerkrone; diese sollst Du mit ihm theilen. Sei Du seine Wohlthäterin, ein Engel den Armen und den Elenden und dem gleich der trauernden Wittwe, gleich der schutzlosen Waise verlassenen Vaterlande! O, nimm meinen armen Vater zum Gemahl!"

Livia dachte, der Himmel müsse über sie hereinstürzen, die fallenden Gestirne müssen sie zerschmettern.

Sie fühlte sich wehrlos wie ein Kind einem Riesen gegenüber.

Raphaela erwartete übrigens keine Antwort; sie fuhr fort:

„Ich weiß, daß ich Dich mit diesem meinem sehnlichen Wunsche überrascht habe, Ich sehe Deine Zweifel, Deine Bedenken, — ich habe ja selber auch mit ihnen gekämpft.

Erinnere Dich, was ich Dir sagte, als ich Dich unmittelbar nach dem Tode meiner guten Mutter wieder sah. Schon damals habe ich daran gedacht, was aus meinem armen Vater werden solle, wenn dereinst auch ich ihn verlasse. Weshalb, meinst Du wohl, richtete ich meinen Blick auf Dich? Es giebt doch ebenbürtiger Frauen genug in der Welt, die mit beiden Händen nach seiner Hand greifen würden; vielleicht auch sollte er eine Gattin suchen, deren Alter dem seinigen angemessener wäre. Allein ich kenne die unfriedfertige Natur unseres Geschlechtes; alle die Frauen meiner Bekanntschaft weit und breit wären für ihn die Hölle auf Erden, sie würden ihn mit ihren Launen quälen und eine Frau, die seine makellose Ehre nicht sorgsam wahren wollte, würde er tödten. Ihn kann nur ein Wesen besitzen, welches einem Altarbilde gleich eingeht in sein Heiligthum; nicht ein Weib, sondern eine Schutzheilige. Und das bist Du. In Dir vereinigen sich alle Vollkommenheiten, von Dir sind alle Mängel fern. Du hast niemals auch nur mit einem Seufzer verrathen, daß Dein Herz irgend einen geheimen Wunsch hege. Du hast mir ja selber gesagt, ich sei Dir mehr, denn eine Schwester, ich sei Dir eine Freundin gewesen. Liebtest Du Jemanden, so hätte ich eher darum wissen müssen, als Du wohl selbst. Ich halte Dich so ungeheurer Verstellung ganz unfähig, daß Du mir ein solches

Geheimniß hättest verhehlen können. Das wäre ein Schmerz für mich, den ich Dir niemals verzeihen könnte."

(Ach, kann denn ein Mädchen einem andern, welches es für seine Nebenbuhlerin hält, gestehen, daß es liebe? Und Livia hält Raphaelen zur Stunde noch für ihre Nebenbuhlerin!)

„Ich dachte," fuhr Raphaela fort: „das ist ein weibliches Wesen, wie es nicht wieder zu finden ist, es wäre denn, man betete es sich unmittelbar vom Himmel herab; für jeden seiner Gedanken von seiner zartesten Jugend an vermag ich zu bürgen Ein Mädchen, welches auch bisher ein Glied unserer Familie, auch bisher der Liebling meines Vaters gewesen ist. Wenn ich unartig war, pflegte er zu sagen: „Sieh doch, wie brav Livia ist!" Er liebt Dich. Als ich ihm meine Idee vortrug, küßte er mich dafür und sagte: „Du hast Recht. Es würde sich doch nur ihr Titel ändern. Die Welt würde sie für meine Gattin ansehen und ich bliebe doch ihr Vater auch fortan. Ueberdies würde sie ja ihre Bande nicht lange tragen. — In ihrem schönsten Mädchenalter würde sie wieder frei sein. Fragt sich nur, ob sie nicht durch eine glückliche Erinnerung gebunden ist?"

Livien schwindelte; die ganze Welt flimmerte ihr vor den Augen.

„Rede nicht. Ziehe nicht die Augenbrauen zusammen,

sinne nicht, was Du antworten sollst. Ich kenne alle Deine Bedenken. Ich ringe ja auch selbst seit Monaten mit denselben. Sieh diese Briefe, welche ich an unsere Verwandtschaft, an meine Tanten geschrieben habe, und lies die Antworten darauf. Ich habe vorhinein erkundet, wie es die Gesellschaft wohl aufnehmen werde, wenn mein Vater seine Pflegetochter heirathet. Du magst lesen, was man darauf erwiderte; Du sollst wissen, wie man über Dich denkt. Offene, aufrichtige Achtung ist bereit, Dich in den hohen Kreisen der Geburtsaristokratie zu empfangen. „Der hohe ungarische Adel kennt eine Scheidewand nur gegenüber einem unedlen Vorleben“ — sagt das eine dieser Schreiben. Ein anderes führt Beispiele an, welche zur Nachahmung ermuthigen. Mehrere unserer weiblichen Anverwandten aus gräflichem Geblüte hast Du in der letzten Zeit selber in unserem Schlosse gesehen — sie waren Alle zur Brautschau hier; und Du hattest keine Ahnung davon, daß sie gekommen waren, Dich zu beurtheilen. Sie sind sammt und sonders für Dich eingenommen von hier gegangen und haben mir Glück gewünscht zu dieser meiner Eingebung .... Die Letzten, denen ich den Plan mitgetheilt habe, waren die Nornensteins. Vorgestern brachte uns Alienor die Antwort seines Vaters. Der stolze Pratz von Nornenstein ist gerne bereit, sich mit Ehrerbietung vor dem Adel des Herzens zu

beugen; Fürst Oktavian wünscht, daß ich bereits den Segen einer Mutter mit mir nehme, — Deinen Segen, — wenn ich mit seinem Sohne an den Altar trete."

Livien schwanden die Sinne; sie sank ohnmächtig vom Sopha zu Boden.

Als ihr das Bewußtsein wiederkehrte, fand sie sich in ihrem eigenen Zimmer im Bette; Raphaela und der Arzt standen neben ihr.

Als sie die Augen aufschlug, küßte Raphaela sie zärtlich auf Stirne und Lippen.

„Was Du doch ein Kind bist!" sprach sie in verweisendem Tone. „Nicht wahr, Herr Doctor es wird weiter keine Folgen haben?"

Der Arzt gab die Versicherung, der Fall sei durchaus nicht besorgnißerregend. Eine häufige Erscheinung bei jungen Mädchen: eine Unregelmäßigkeit in der Blutzirkulation. Derlei braucht gar keine Arznei; es geht von selbst wieder vorüber.

„Bitte, Herr Doctor, gehen Sie doch zu meinem Vater und beruhigen Sie ihn."

Als sie dann mit Livien allein war, fragte sie:

„Wünschest Du etwas, Liebe?"

„Schlafen!" stammelte das Mädchen.

Raphaela ließ selber die Vorhänge an den Fenstern

herab und legte ihr die Kissen unter dem Kopfe zurecht. Livia faßte Raphaela's beide Hände und drückte sie an die Lippen.

Raphaela sprach kosend:

„Heute küssest noch Du mir die Hand; morgen bereits ich Dir.“ Dann ließ sie sie allein, damit sie schlafen könne.

Doch das arme unglückliche Mädchen vermochte nicht zu schlafen. Sie konnte nur, das Gesicht wider das Kissen gepreßt, weinen, in Verzweiflung die Hände ringen und den dünnen Platinareifen vom Finger ziehen, um sich bei ihm Rathes zu erholen und ihn mit Küssen zu bedecken.

Wohin sollte sie fliehen von hier? — Nun das war die Frage.

Ist es denn möglich, die Lösung des furchtbaren Räthsels zu finden, welches das Schicksal ihr in den Weg geworfen hatte? Giebt es denn einen Ausweg aus solchem Wirrsal?

Einer der edelsten aller Männer bietet ihr seine Hand; Rang, Glanz, Reichthum und wahrhaftige Liebe liegen von des Geschickes Hand vor ihr ausgebreitet da. Wenn keinerlei anderes Gefühl, so müßte doch die Dankbarkeit sie Alles hingeben heißen, was sie besitzt: ihre Treue ihre Liebe, um so viel Liebe zu erwidern. Wenn auch nur ein Funke von Stolz in ihrer Seele schlummert, so kann ihr Entschluß nicht zweifelhaft sein — mit einemmal sich emporzuschwingen

zu fürstlichem Range, auf die höchste Stufe allgemeiner Verehrung! Und sie liebte Diejenigen auch in der That wieder, die sie so sehr lieben. Ihr Leben, ihre Jugend zu opfern für den Mann, den sie ja immer nur verehren, bewundern gelernt, — dazu wäre sie mit Freuden bereit; wenn er nichts weiter fordern wollte, als daß sie fortan seine Magd, seine Dienerin sei, — sie würde in Ehrerbietung seinen Wunsch erfüllen. Allein, er will sie zu seinem Weibe machen — das ist entsetzlich! Und was sollte sie antworten? Wie sollte sie das Wort aussprechen: „Nein!“ Welchen Grund sollte sie dafür angeben? Wie sollte sie vor seinem Blicke bestehen, wie fortan seinen Anblick ertragen? Und wenn sich dann auf ihre Weigerung Alle kalt von ihr wenden, die sie bisher geliebt hatten, womit sollte sie sich vertheidigen? Wohin wollte sie sich bergen vor den Richtern, die da den Spruch über sie fällen müssen; Entweder Sünderin oder Närrin!

Wahrhaftig. Leon hätte um Vieles besser gethan, wenn er an jenem Abende, als er zu Nornenstein nach Baden ging, daheim geblieben wäre, wenn er nicht die goldigsilbernen Locken der schönen Loreley gesucht, nicht ihre Räthsel gerathen, nicht zum Tausche die seinigen von ihr hätte rathen lassen. Daß er doch eher nach seinem Medaillon gesehen hätte, ob das Glas nicht geborsten sei? Daß er doch an seinem Tische geblieben wäre, um an Livia zu

schreiben wie eine innere Stimme ihn thun hieß! Das Mädchen hätte jetzt eine Zufluchtsstelle in der Wüstenei der Verzweiflung, eine Stätte, auf der sie zu fußen vermöchte. Sie könnte in der schweren Stunde der Versuchung seinen Brief vorweisen, könnte stolz und selig sagen: „Sieh her — ich bin geliebt! Dieser unscheinbare Reifen ist mein Brautring — es strahlt keine Fürstenkrone auf der weiten Erdenrunde, um die ich ihn vertauschen möchte!" — Sie wäre nicht genöthigt mit verhülltem Angesicht schamroth zu fliehen, ohne sagen zu dürfen, weshalb?

Des andern Morgens, als Raphaela Livien in deren Zimmer aufsuchen wollte, um sie zu ihrer gewohnten Najaden-Excursion abzuholen, fand sie das Gemach leer und auf Liviens Tisch einen Brief, der an sie adressirt war.

Sie löste rasch das Siegel und las:

„Angebetete Prinzessin! Verstoßen Sie mich und tilgen Sie mich aus Ihrem Andenken. Ich kann nicht länger bleiben — ich muß fliehen. Erachten Sie mich gleich einer Gestorbenen. Ich bin unglücklich, aber nicht undankbar. —"

Weiter kein Wort.

Wann Sie gegangen war, welchen Weg sie genommen hatte? — Niemand wußte es zu sagen.

Nicht einmal ein Reisekleid hatte sie mit sich genommen.

Nichts was irgend welchen Aufschluß hätte geben können, war nach ihr zurückgeblieben.

Niemand hatte sie scheiden gesehen.

In finsterer Nacht, allein, auf heimlichen Waldwegen mußte sie gegangen sei, da so gar keine Spur, keine Kunde von ihr aufzufinden war

Was sie doch so unerbittlich gejagt haben mag? —

Der beleidigte Löwe.

„Wir tragen die Schuld, wir haben sie in's Elend gejagt!“ sprach der Fürst, als ihm Raphaela Liviens Brief zeigte. „Sie hat Jemanden geliebt.“

„Aber, wer könnte das sein, den sie mehr liebte als mich? Wen konnte sie so lieben, daß sie es vor mir verbergen mußte?“

„Und nunmehr wäre es sogar Grausamkeit von uns, sie aufsuchen zu wollen. Laß' sie uns zu unseren Todten legen.“

„Ich werde es mir niemals verzeihen können!“

Der Tag und die folgende Nacht waren so unsäglich peinlich für Raphaela.

Sie durchmaß alle Wege und Pfade des Parkes und des Waldes; sie meinte auf Schritt und Tritt der Wiederkehrenden begegnen zu müssen; sie suchte sich zu überreden,

es sei nur ein grausamer Scherz gewesen. Des Nachts noch stand sie vom Schlafe auf und ging in Liviens Zimmer hinüber, um nachzusehen, ob sie denn wirklich nicht dort sei? Wie, wenn sie bereits zurückgekehrt wäre?

Dann versuchte sie, ihr zu zürnen. Sie schalt sie bei sich selber undankbar und herzlos. Sie rief ihren ganzen Stolz zu Hülfe und ließ diesen exklusiven, ungerechten Richter sprechen über die arme Entwichene. „Sie hat sich unterfangen, eine Fürstenkrone von sich zu weisen, die Bettlerin, die Freund- und Heimlose! So mag sie es denn nun kosten, das bittere Brod der Verlassenheit! Sie gab sich als eine Heilige, sie heuchelte Freiheit von aller Leidenschaft und Schauder vor den verliebten Thorheiten des Weibes. — Und hinterher begehrt sie des Sternenkranzes weder im Himmel noch auf Erden, mag weder Aebtissin sein, noch auch die Gemahlin eines Fürsten. — Irdische Liebe gilt ihr mehr, überdies eine Liebe, die gebrandmarkt ist durch Heimlichkeit. Denn die Liebe kann nicht rein sein, die man nicht eingestehen darf!"

Und noch höher stieg ihre Erbitterung gegen die Entwichene, als sie des Morgens ihren Vater sah. Der Arzt hatte ihr gesagt, der Fürst habe eine sehr schlechte Nacht gehabt.

Raphaela erschrak bei seinem Anblicke.

Der Mann, von dem sie vor wenigen Tagen noch gesagt hatte: ist mein Vater nicht ein allerliebster kleiner Dandy? war plötzlich ein Greis geworden, erschöpft, völlig reif für den Sarg. Er sprach ohne Worte, blos durch Zeichen.

(Wärest Du nur zugegen, damit Du ihn jetzt sähest, herzloses Mädchen!)

Raphaela ließ den Fürsten auch nicht einen Augenblick allein. Sie war in jeder Weise bemüht, ihn auf andere Gedanken zu bringen; sie sprach von ihrer nahen Vermählung, sie suchte ihn glauben zu machen, daß sie mit Alienor ganz unaussprechlich glücklich sein werde; sie verrieth lebhafte Neugierde, das feenhaft schöne Fürstenschloß zu Nornenstein zu sehen. Sie stellte sich eitel über die Maßen und heuchelte Hochmuth und Stolz. Sie fing den heiteren Sonnenstrahl in ihrem Gesichte auf, um den Widerschein in das Antlitz des Kranken rückstrahlen zu machen.

Nach dem Diner, bei welchem der Fürst von den Speisen kaum gekostet hatte, blieb sie, ihrer Gewohnheit gemäß, an seiner Seite, bis er entschlummerte und wachte dann über seine Mittagsruhe. Wenn er unruhig wurde, legte sie betend die Hände über seine Brust. Der Fürst ergriff auch heute wieder die Hand der Betenden und ein wonniges Lächeln flog über sein Gesicht. Dann blickte er

auf; seine Miene wurde traurig und er sprach: „Du bist hier, Raphaela?"

„Ich allein bin bei Dir!"

Raphaela fing nachgerade an, Livien zu hassen. Am Nachmittage nach deren Entweichung kam sie im Park an jenen Rosenstrauch, von welchem sie Beide die weißen Rosen zum Haarschmuck gepflückt hatten, die sie dann in der Gruft im alten Schloße niederlegten; sie riß alle Knospen von dem Strauche, zerpflückte sie und warf sie fort in den Sand am Wege.

Von der Fahrstraße tönte die Weise des Posthorns herüber. Die Fuhrwerke, die des Weges kamen, beeilten sich, dem rasch fahrenden Postwagen Raum zu geben. Herr Dumka ging eben von der Post-Expedition, wo er die an den Fürsten angelangten Briefschaften selbst übernommen hatte, nach dem Schlosse zurück. Raphaela ermangelte nicht, den guten Alten freundlich zu grüßen. Dabei unterlief auch allerdings etwas weniges Egoismus: sie wollte gesehen sein, für den Fall, als die Post auch an sie einen Brief gebracht haben sollte. Von wem sie wohl ein Schreiben erwarten mochte? Je nun, wenn von sonst Niemandem, so doch von Alienor; es wäre ja nur natürlich, daß der Bräutigam, nachdem er so plötzlich verreist war, seiner Braut unverzüglich Mittheilungen machte, was ihn so dringend von

ihrer Seite gerufen habe, daß er seinem Bedauern darüber Ausdruck gäbe, von ihr ferngehalten zu sein und den Freudentag anzeigte, an welchem er wieder zu ihr zurückkehren werde.

Herr Dumka errieth ihren Gedankengang; er überblickte die Adressen der Briefschaften und zeigte dann durch eine verneinende Handbewegung an, daß für sie nichts eingegangen sei.

Raphaela fuhr sonach in der interessanten Arbeit fort, die Peripherie der Rotunde, mit welcher der Teich in der Mitte des Parkes eingefaßt war, genau nach Schritten zu messen, um dann zu berechnen, wie oft sie den Ring umschreiten müßte, um einen Weg wie von hier bis Budapest gemacht zu haben.

Indessen hatte sie den Kreis kaum noch einmal zur Hälfte durchmessen, als sie Herrn Dumka in wilder Hast, ohne Hut die Freitreppe des Palais herabstürmen sah; er kam auf sie zu, jedoch nicht den gebahnten Weg um die Rotunde entlang, sondern quer über den sorgsam gepflegten Rasen, durch Blumenbeete und Rabatten.

Es mußte etwas Bedeutsames geschehen sein.

„Gnädige Prinzessin! Kommen Sie rasch, um Himmelswillen! der Fürst liegt im Sterben!"

„Barmherziger Gott!" schrie Raphaela entsetzt auf; und dann hängte sie sich ohne weiteres an Herrn Dumka's

Arm und eilte gleichfalls quer über Rasen und Rabatten nach dem Schlosse.

Als sie in ihres Vaters Zimmer trat, fand sie bereits den Arzt bei ihm.

Der Fürst lag in seinem Armstuhle; sein kurzer, stoßweiser Athem zeigte, daß er an heftigem Herzkrampfe litt. Die Augenlider waren schmerzhaft niedergepreßt, auf der Stirne perlte kalter Schweiß. Die Lippen öffneten sich zuweilen jappend, als ob er aufschreien wollte. Raphaela kniete vor ihm nieder.

„Mein Vater! Was ist Dir zugestoßen?"

Der Arzt gab anstatt des Fürsten die Antwort.

„Se. Excellenz hat einen Brief erhalten, der ihn so tief erregte. Als ich eintrat, hielt er das Schreiben zerknüllt in der Faust; jetzt liegt es dort zu seinen Füßen."

Raphaela hob das zerknitterte Blatt vom Boden auf.

An dem Wappen im Siegel erkannte sie sofort, von wem der Brief komme. Es zeigte den wilden Mann mit dem Kranze von Eichenlaub und der Unterschrift: „In fortitudine virtus" (In der Stärke liegt die Tugend) — Wappen und Wahlspruch der Nornensteins.

Der Brief war von des Fürsten Oktavian's Hand. Raphaela las:

„Mein Fürst! Rücksichten der höhern Staatsraison zwingen mich, meine, auf eine eheliche Verbindung meines Sohnes Alienor Prinz v. Nornenstein mit Prinzessin Raphaela v. Etelvar gerichtete Absicht zu ändern. Nicht meine Hochachtung für Ihr erlauchtes Haus und Ihre bewunderungswürdige Prinzessin hat sich geändert, sondern die europäischen Konstellationen sind andere geworden; sie machen es mir zur unabweislichen Pflicht, meine persönlichen Sympathien dem kategorischen Zwange der Politik unterzuordnen — das Glück muß der „Mission“ weichen. Ich raube meinem Sohne in der That ein hohes Glück, indem ich ihn mit einer hohen Mission bekleide — der Verlust ist ausschließlich auf meiner Seite, der Gewinn nur auf Seite der heiligen Sache. Das allein ist es, was uns vor Ihnen entschuldigen wird. Genehmigen Sie, mein Fürst, u. s. w. —“

Als Raphaela das Schreiben gelesen hatte, warf sie sich ihrem Vater an die Brust und schloß seine Rechte in ihre Hände.

„Gelobt sei Gott, daß es also gekommen ist, mein Vater! Es ist mir kein Leid, es ist mir Freude! Kein Bote hätte uns bessere Kunde bringen können aus aller Welt. Eine Sklavenkette, eine Fessel ist mir von den Händen gefallen — ich weiß es Demjenigen Dank, der sie gelöst hat.

Sieh mich an! Ich lache, ich bin glücklich. Härme Dich nicht deshalb — Gottes Vorsehung hat es ja gethan. Und sie hat mich damit vor einer bösen Zukunft bewahrt. Nun darf ich wieder ganz Dir angehören, darf wieder liebevoll um Dich sorgen, darf bei Dir bleiben! Wie glückselig macht mich das! Nun will ich Dich niemals mehr, auch nicht für einen Tag verlassen. Wirf allen Harm von Dir! Wir wollen zusammen reisen, nach den Inseln des Südens, in den Schatten ewig grünenden Laubes, unter den Schirm eines ewig blauen Himmels und unsere Seelen werden heiter sein wie der heitere Himmel. Wie mag Dich denn nur ein Nichts so tief erregen! Ist denn das ein Verlust? — Wir werden hinfort mit zwei Strohmännern spielen!"

Es war ihr gelungen.

Das Wort machte den Kranken lachen. Und dieses Uebel ist so sonderbar. Es bricht los auf eine böse Nachricht, und ein gelungener Scherz vermag es sofort wieder zu mildern.

Der Fürst richtete sich empor, nahm das Haupt seines Kindes zwischen seine beiden Hände und sah dem Mädchen lange und tief in's Auge.

Dann seufzte er voll Bitterkeit auf.

„Und solchen Schatz weisen sie von sich! Aus Rücksichten der höheren Staatsraison! Wir stehen ihnen nicht

hoch genug; — Was sind sie denn aber doch, und was sind wir —?“

Der Fürst vergaß ob dieser Frage, daß er leidend war. Seine Gestalt richtete sich hoch auf, seine Stimme gewann Klang und Macht.

„Worauf beruht denn ihr Stolz mir gegenüber? Die Reihe meiner Ahnen zählt Bane und Palatine, deren Thaten die Geschichte verewigt hat, während von den Thaten der Nornensteins nur die Chronique scandaleuse zu erzählen weiß. Sind wir Barbaren gewesen, so haben wir doch unser Vaterland geliebt, während sie als Deutsche mit jedem Feinde Deutschlands sich verbündeten und um selber kleine Könige sein zu können, immer und immer der Größe ihres eigenen Vaterlandes im Wege standen. Wir haben in Friedenszeiten Schulen und Bibliotheken und Museen gegründet, während Jene von Nornenstein noch durch ihren Burgkaplan ihren Namen fertigen ließen. Wir haben Jahrhunderte hindurch Kirche und Glauben geschirmt mit Gut und Blut, während sie nichts Besseres zu thun wußten, als nach Rom zu pilgern, um dem Papst den Pantoffel zu küssen. Uns war der Altar stets ein Heiligthum, ihnen eine Feueresse, auf der sie gesprengte Fesseln neu zusammenschweißten. Wir schützten das Volk mit dem Schwerte, wir schirmten es durch Gesetze, wir theilten mit ihm unsere Vor-

rechte und unsere Habe, während sie ihren Unterthanen immer nur als Tyrannen fühlbar waren. Verräther gab es in unserem Geschlechte niemals, der Helden und Blutzeugen aber unzählige; sie zettelten noch gegen jeden Herrscher, dem sie jemals Treue gelobt, Verschwörungen an. Und wenn unser Stammbaum keine Namen von Fürstinnen weist, so meldet er doch auch nichts von geadelten Ballerinen, wie der ihrige."

„Vater! Um Gotteswillen, beruhige Dich doch!"

„Ich will und ich werde mich nicht beruhigen! Sie sollen mich endlich einmal kennen lernen. Wer sich an Stolz mit mir messen will, muß besser sein denn ich, in Allem und Jedem. Sie sollen erfahren, wer ich bin! O, ich werde mich nicht auf den Inseln der Südsee verbergen. Ich will hintreten an sie, Brust an Brust — dann mag sich's zeigen, wer der Stärkere ist? Ich ging mit ihnen, um eine Wehr zu sein gegen ihre weltenstürmenden Projekte. Nunmehr wähnten sie die Zeit gekommen, das Bollwerk aus dem Wege zu räumen. Sie reden von europäischen Konstellationen. — Wohlan denn, ihre Hoffahrt soll zum Gelächter Europas werden!"

Das Antlitz des Fürsten loderte in fieberischem Feuer. Er durchmaß hastigen Schrittes ruhelos das Gemach und schlug sich mit der geballten Faust wider das Herz, als ob

er seinen Erzfeind zum Kampfe fordern wollte auf Leben und Tod.

Raphaela warf sich an seine Brust.

„Vater, mein guter, theurer Vater!"

„Diese Verlobung war das Schreckbild meiner schlaflosen Nächte. Doch ich dachte, ihr liebet einander und wollte nicht lösen, was ich von Gott gebunden wähnte. Nun zerreißen sie das Band mit eigenen Händen. Ich preise meinen guten Stern dafür, daß er mir an der Schwelle meines Lebens mein Vertrauen auf Gott wiedergegeben. Doch noch lege ich mich ihnen zu Gefallen nicht auf die Bahre. Sie sollen nicht meinen, sie hätten mich zu Tode verwundet. O, ich will sie noch treffen! Mit dem letzten Hauche meines Athems will ich in ihr Kartenhaus blasen, daß es zu Haufen stürzt! — Morgen reisen wir nach Wien, meine Tochter. Oder nein, noch diese Nacht. Es ist keine Zeit zu versäumen.

Raphaela fiel schluchzend auf die Kniee und umklammerte ihren Vater, als ob sie ihn zurückhalten wollte.

„Durchlaucht," mahnte der Arzt „es kann Ihr Tod sein."

„Je nun, dann geschieht mir wie dem braven Soldaten, der auf der Wahlstatt fällt. Wer mit mir geht, mache sich reisefertig."

Die Aufregung verlieh der verfallenen Gestalt wunderbare Kraft. Er fühlte in diesem Augenblicke keinen Schmerz, keines der Gebrechen in dem der Auflösung entgegenschreitenden Organismus.

Der brave Soldat fühlt die empfangene Todeswunde nicht — so lange er kämpft — so lange er nicht zusammenbricht.

Jetzt komme ich daran!

Jetzt komme ich daran! Mit diesen Worten schlug Feldmarschall-Lieutenant Hugo von Falbenheim, das strategische Lumen der heiligen Liga, an den Säbelgriff, als die „beschaffte" Depesche entziffert war. Jetzt werden die Herren Oratoren und Deklamatoren zu schweigen und die Skribler den Kiel hinters Ohr zu stecken haben, und die Führung übernimmt der Säbel.

„Nur immer langsam voran!" erwiderte Nornenstein. Es ist noch ein ganz klein wenig zu früh, mit dem Säbel zu rasseln. „Si vis bellum, para pacem!" Wir müssen uns vorerst noch an das Machtwort Josua's, des großen Heerführers, halten: „Sonne stehe still!" bis unsere Staatsmänner das nöthige Geld zu einem Feldzuge herbeigeschafft haben werden. Denn „ohne Geld keine Hochzeit" sagt das Sprichwort. Bis dahin wird jeder Diplomat Stein und

Bein schwören müssen: der Friede sei für ewige Zeiten gesichert; es habe gar niemals ein intimeres Einvernehmen unter den Cabineten geherrscht als eben jetzt. Das ist nöthig, damit die Börse die neue Anleihe „zu nützlichen Investitionen“ günstig aufnehme. Denn wenn wir im vorhinein ausschreien wollen, daß wir das Geld zu Kriegsrüstungen und Mobilmachung brauchen, so rufen wir eine solche Panique hervor, daß wir nur gleich auf und davon laufen mögen, auch ohne daß uns Jemand jagt; da purzeln wir dann, auch ohne daß man herüberschießt. Es gehört also ganz und gar zu unserem Kriegsplane, daß die Herren, die das Wort und die Feder führen, noch eine Zeit lang unbeirrt reden und schreiben, als ob sie die Weltgeschichte machten. Historice müssen sie obenauf bleiben. Lassen wir nur immer weiter Paris die Rolle des friedfertigen versöhnlichen, ernst warnenden Nachbars spielen und Berlin seine unwandelbare Freundschaft betheuern. Wir wollen mittlerweile handeln. Die Herren sind dazu da, abzuleugnen, was wir thun — wir hinwieder zu thun, was sie leugnen.

„Ah, so laß' ich mir's gefallen.“

„Meine erste Sorge wird nunmehr sein, Alienor nach Hause kommen zu lassen und seine Verlobung aufzulösen.

„Und was geschieht mit dem Fürsten Etelvary?“

„Die Zeit der Leute, die nur immer reden, ist herum.

Die ungarischen Gesetzgeber fragt Niemand, was auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu geschehen habe. Sie votiren die Soldaten — weiter hat sie nichts zu kümmern."

„Wie aber, wenn sie einander etwa lieben?

„Wer das? Die Abgeordneten die Soldaten?"

„Den Teufel auch! die Brautleute."

„Aber — aber bester Baron! Ist denn derlei irgendwo Brauch in der Welt? — Sie spielen doch Schach? Wenn es Ihnen gelingt, einen Bauer in die erste Reihe zu bringen, — werden Sie ihn wohl als Bauer dort stehen lassen? Werden Sie ihn nicht vielmehr mit der Königin vertauschen? Alienor's nächste Aufgabe wird jetzt sein, ventre à terre gen Ehrenbreitenstein zu reiten, um dort die längst projektirte Verlobung mit der Prinzessin zu vollziehen."

„Wird er nur auch wollen? Die Prinzessin ist von der Natur ein wenig sehr stiefmütterlich ausgestattet."

„Die „Staffirung", welche ihr die Natur versagt hat, wird durch den Mahlschatz des Vaters aufgewogen. Eine Dame, die Prinzessin ist, ist ohne weiteres auch schön."

„Sie soll aber überdies geradezu bissiger Natur sein. Man sagt, ihre Umgebung sei kaum im Stande, es mit ihr auszuhalten."

„Du lieber Gott, ist denn die weite Welt nicht groß genug für zwei Eheleute? Mir ist ganz und gar nicht bange

davor, daß ein Weib meinem Alienor eine trübe Stunde bereiten könnte."

„Wohl. Es ist ihre Sache, sich zu vertragen."

„Diese Verbindung wird Alienor's Mission beglaubigen; wird dann nicht mehr blos in unserem Namen, sondern unter der Aegide der ganzen heiligen Konföderation handeln können. Und Alienor ist einer der ersten Intriguanten der Welt, das darf ich mit Fug und Recht behaupten."

„Napoleon Zarkany ausgenommen, der Alienor schon einmal hübsch aus dem Neste zu verdrängen wußte, an dem wir Alle für ihn gebaut hatten."

„Dem brechen wir den Hals. Er wird mit dem Kopfe wider die Wand fliegen."

„Und dann?"

„Dann geht Alienor nach Hannover hinüber und theilt im Lager der Welf'schen Getreuen die Ordre de bataille aus. Dies geschehen, geht es bride abattue nach Paris, wo er den maßgebenden Kreisen das entdeckte diplomatische Geheimniß mittheilen wird. Ich bringe mittlerweile mit unserem Bankier-Konsortium unter dem Titel irgend einer großen Industrie- oder Eisenbahn- Unternehmung die Anleihe zu Stande; ist dieses Geschäft einmal im Reinen — dann kommt der Herr Feldzeugmeistee von Falbenheim an die Reihe."

Falbenheim konnte sich eines zufriedenen Lächelns nicht erwehren, als er die schmeichelhafte Anticipation des ersehnten Titels hörte.

„Nur gar zu lange soll die Geschichte nicht währen."

„Sobald nur erst Alienor nach Hause kommt."

— — — — — — — — — — — — —

Des anderen Tages war Alienor bereits in Baden.

„Was hast Du denn eigentlich vor mit mir, daß Du mich bei Nacht und Nebel nach Hause galoppiren machst?"

Fürst Oktavian zeigte ihm den Brief, den er an den Fürsten Etelvary geschrieben hatte.

„Das hättest Du mich füglich drei Tage früher wissen lassen können, bevor ich ihr noch die Brautgeschenke gebracht hatte."

„Pfui! Prinz von Nornenstein! welch weibische Kleinlichkeit das nun wieder ist! In diesem Augenblicke an eine solche Bagatelle zu denken! Sei unbesorgt — man wird Dir Deine Geschenke ohnehin nachwerfen. Nun aber höre, was Du weiter zu thun hast. Ich bitte Dich, gähne mir doch nicht in einemfort ins Gesicht."

„Du mußt eben amüsanter sein."

„Will mich bestreben. Also Du machst Dich heute Abends auf nach Ehrenbreitenstein. Der Großherzog ist von Deiner Ankunft bereits verständigt; Er wird Dich mit

glänzender Suite am Bahnhofe empfangen. Er trägt die Uniform eines Obersten der Garde von Nornenstein; Du erscheinst in der Uniform eines Majors der Ulanen von Ehrenbreitenstein."

„Potz Element! Also sogar ein Theaterkostüm bekomme ich?"

„Am Perron wird die Musikkapelle bei Deiner Ankunft die Nornensteiner Hymne spielen."

„Aha, kenne ich! das ist der „Hymenäus" aus „Blaubart".

„Ob man denn mit Dir auch nur ein ernstes Wort reden könnte!"

„Warum redest Du denn aber auch immer so urkomisches Zeug!"

„Du wirst Dich in Ehrenbreitenstein mit der Tochter des Großherzogs verloben."

„Ei? Na das ist nun allerdings über den Spaß hinaus."

„Hier ihre Photographie."

„Ein recht beruhigender Anblick das. Mit Eifersucht werde ich mich nicht eben sonderlich zu quälen brauchen — soviel sehe ich auf den ersten Blick."

„Du bist ein Kind, wenn Du das wirklich glaubst. Aus den häßlichsten Mädchen werden die kokettesten Frauen —unter sonst günstigen Umständen."

„Du machst mir wahrhaftig bange!“

„Pah! Ich kenne Dich. Wie sagte jener französische Duc, als er den Hausfreund aus dem Zimmer seiner Gemahlin treten sah? „Comment? Sans y être obligé?“ Der Mann sieht Dir vollkommen gleich.“

„Gut! also weiter.“

„Der Großherzog wird Dich mit Empfehlungsbriefen versehen und Dir weitere Instruktionen ertheilen, welche Du mit Deiner gewohnten Pfiffigkeit in Ausführung bringen wirst. Ich finde für nöthig, Dich aufmerksam zu machen, daß der Erfolg oder Mißerfolg der Unternehmungen, mit denen ich Dich da betraue, nicht für die öffentlichen Angelegenheiten allein, sondern auch für Dich persönlich von sehr ernster Bedeutung ist. Ein Erfolg macht Dich zum souveränen Herrn der vereinigten Fürstenthümer Nornenstein und Ehrenbreitenstein.“

„Im Falle eines Mißerfolges aber schießt man mir eine Kugel vor den Kopf, wenn man mich erwischt.“

„Je nun, sterben müssen wir schließlich Alle.“

„Siehst Du, das ist eine Wahrheit, die ich ohne Dich gar nicht weggekriegt haben würde. Danke schön.“

„Wie hochernster Natur die Mission ist, mit der ich Dich betraue, magst Du daraus ermessen, daß ich Dir nicht weniger als eine halbe Million zur Verfügung stelle.“

„Das läßt sich hören.“

„Diese Summe mußt Du ausgeben. Du wirst auch noch mehr zur Verfügung haben. Es wird nur von Deiner Geschicklichkeit abhängen, bei der Negotiation einer größeren Anleihe in Brüssel eine oder zwei Millionen zu gewinnen. Ich würde alle diese Geschäfte selber in die Hand nehmen, allein mich lorgnettiren auf Schritt und Tritt tausend Augen und was ich thue, wird ruchbar; von Dir aber weiß alle Welt, daß Du ein Sausewind bist, der nur reist, um sich an irgend einer Jagd oder einem Rennen zu betheiligen und nach Paris eigens deshalb fährt, um seiner Braut Geschenke zu kaufen; gehst Du zu Hofe oder zum Botschafter, so ist Dir's höchstens um eine Partie „schwarzen Peter“ zu thun, und klopfest Du irgendwo an die Thür eines Bankiers, so geschieht es sicherlich nur, um den Mann zu Deinen eigenen Gunsten zu schröpfen. Du bist notorisch ein „verlorner Sohn“. Unter dieser Maske kannst Du unbeargwohnt die ernste Mission durchführen. Ueberdenke Dir also Deine Rolle. Die Behelfe sind bereit; hier die Wechsel auf die halbe Million, hier Dein Reisegepäck, fertig geschnürt, desgleichen die Empfehlungsbriefe und die Uniform. Nimmst Du bis Abends die Sachen in Empfang, so magst Du dann reisen; hast Du keine Lust die Mission zu übernehmen, so erklärst Du Dich darüber bis zum Abend; ich werde mir dann einen

Anderen suchen, den ich damit betraue, und Du magst nach Budapest zurückkehren und wie bisher Wechselreiterei betreiben, eine Art zu reisen, die ich meinestheils für die möglichst unangenehme halte."

„Hahaha, Alterchen!" rief Alienor lachend und schlug in die dargebotene Rechte seines Vaters ein. „Unbesorgt! Ich nehme übrigens Alles an mich, sogar das Ulanen-Kostüm, und wenn ich nichts weiter soll, als die Leute auseinanderhetzen, so magst Du ruhig sein: sollst gut bedient werden."

Fürst Oktavian küßte seinen Sohn.

„Ach so lecke mir doch nicht die Farbe aus dem Gesicht — !"

..... Alienor reiste noch desselben Abends mit dem letzten Zuge. Aus purer Behutsamkeit nahm er nicht einmal einen Diener mit sich.

— — — — — — — — — — — — —

„Jetzt komme ich daran . . ."

Diesmal sprach diese Worte aber nicht der Herr Feldmarschall-Lieutenant Hugo von Falbenheim, sondern die Baronin Fräulein Pompeja von Falbenheim.

— — — — — — — — — — — — —

..... „Schock Schwerenoth! Tausend Millionen Bomben und Granaten!"

Das war der haarsträubende Morgengruß, mit dem des anderen Tages Feldmarschall-Lieutenant Falbenhein beim

Fürsten Oktavian Nornenstein eintrat, der eben in aller Seelenruhe bei Frühstück und Cigarre saß.

„Ja wozu denn eine so Unmasse von schweren Nöthen —? Ist doch eine einzige schon viel zu viel," erwiderte der Standesherr und streifte phlegmatisch die Asche seiner Cigarre an dem Rande der Theetasse ab.

„Es ist eine unerhörte Schmach, mein Herr!" schrie der General und rasselte dazu ganz gewaltig mit dem Säbel.

„Ja aber was denn eigentlich?"

„Was? Prinz Alienor ist heute Nacht mit meiner Tochter durchgegangen —!"

Auf diese Neuigkeit fuhr nun auch Fürst Oktavian aus seinem Lehnstuhl in die Höhe. Er schleuderte die brennende Cigarre in den Thee und schrie:

„Das ist nicht wahr! Eher ist Ihre Tochter mit meinem Sohne durchgegangen!"

„Das ist ein Teufel! Sie sind eben Beide mit einander auf und davon. Ihnen mag allerdings wenig genug daran liegen, ich aber, ich bin kompromittirt!"

„Wie! nichts daran liegen? Kreuz tausend Element — — für heute Mittag wird Alienor in Ehrenbreitenstein vom Großherzog erwartet, dessen Tochter er heirathen soll!"

„Das geht mich nichts an. Meine Ehre verträgt keinen Makel."

„Beim blauen Herrgott in Baiern! Hätten Sie auf Ihre Tochter besser Acht gegeben! Was mußten Sie sie auch so gar freisinnig erziehen! Hätten Sie strenge Zucht und Ordnung in Ihrem Hause gehalten, so wäre jetzt diese Katastrophe nicht eingetreten."

„Katastrophe? Das ist keine bloße Katastrophe — das ist point d'honneur! — Waren nicht Sie es, der ihnen hundert- und tausendmal Gelegenheit gegeben hat, zusammenzukommen —?"

„Ich vertraute der weiblichen Tugend! Ich hätte es für unmöglich gehalten, in unseren Kreisen von derlei auch nur zu träumen. Pfui über eine solche junge Welt!"

„Ich lasse mich aber nicht beschimpfen. Ich reise dem Prinzen nach und bringe ihn um, wenn er meine Tochter nicht heirathet!"

„Und ich bringe ihn um, wenn er sie heirathet."

„Mein Herr!"

„Nun — und, mein Herr?"

„Da giebt es nur ein Mittel zur Reparation."

„Kann mir's denken. Doch daraus wird nichts. Ein Prinz von Geblüt kann eine Dame unter seinem Range nur in morganatischer Ehe heirathen."

„Das ist eine Beleidigung für mich und meine Tochter!"

„Gift und Operment! Soll ich etwa noch gar aufgelegt sein, Ihnen Komplimente zu machen?“

„Sie müssen sich mit mir schlagen!“

„Wir sind Beide geschlagen genug. Aerger können wir einander gar nicht mehr zurichten. Dieser Scandal zählt mehr, als ein verlorener Feldzug, als eine zersprengte Armee, als eine genommene Festung. Und Alles das haben Sie verloren!“

Den General überwältigte bei diesen Worten tiefe Verbitterung. Er schnallte den Säbel ab und warf ihn vor den Fürsten auf den Tisch hin.

„Nun denn,“ rief er tief erschüttert, „habe ich den Feldzug verloren, so will ich auch diesen Säbel nicht länger tragen. Suchen Sie sich einen bessern Feldherrn zu Ihrem Kriegszuge. — Ich will zu nichte werden!“

Die väterliche Rührung des Feldmarschall-Lieutenants brachte Nornenstein noch mehr in Wuth.

„Am Ende werden Sie mir noch da zu heulen anfangen, während doch nur ich ganz grauenhaft über den Löffel barbirt bin! Ich lasse die Heirath meines Sohnes mit einer Prinzessin, mit der einzigen Tochter eines der reichsten, der mächtigsten Dynasten Ungarns fallen und erziele damit, daß er sich des andern Tages zusammenthut mit einer . . . . einer . . . .“

„Mit einer Baronin v. Falbenheim doch hoffentlich —?“

„Jawohl, mit einer Baronin, bei der der Mensch eben erst anfängt. . . . .

„Je nun, bei Ihrem Sohne hört eben der Mensch auch bereits auf.“

Nun griff Fürst Oktavian seinerseits nach dem Säbel und warf ihn mit Macht auf den Tisch.

„Herr, ich pflege Beleidigungen nicht ungerochen einzustecken!“

„Um so besser! So werden wir uns schließlich doch schlagen.“

Die Herren waren nahe daran, ohne Herausforderung, ohne Kartell und Secundanten einander zu massakriren, als es Wendelin, der selbstverständlich an der Thür gehorcht hatte, an der Zeit erachtete, mit der Präzision eines Schauspielers, dessen Stichwort soeben gefallen ist, im Zimmer zu erscheinen. Er reichte dem Fürsten auf silbernem Präsentirteller einen Brief.

Beim Eintrtte des Dieners hielten die Herren mit ihrem Gezänke inne.

„Ein Brief, Ew. Hohheit!“ sprach Wendelin lächelnd.

Fürst Oktavian nahm das Schreiben von der Platte und klemmte das Binokel auf die Nase.

„Also; das ist Alienor's Schrift." Der Brief lautete: „Lieber Papa! Damit Du Dich nicht etwa mit Falbenheim überwerfest, beeile ich mich, Dir anzuzeigen, daß ich mich noch gestern Abends mit Baronin Pompeja Falbenheim in der Alservorstädter Pfarrkirche trauen ließ; meine liebe Frau hatte rechtzeitig für alle gesetzlichen Requisite zur Trauung vorgesorgt. Wir haben als glückliches Ehepaar sofort unsere Hochzeitsreise angetreten und gehen direkt nach Paris; ich hoffe, Dein väterlicher Segen begleitet uns. Ich habe auch an Falbenheim geschrieben. Im Uebrigen werde ich gewissenhaft vollziehen, was Du mir aufgetragen hast. — Ich bin u. s. w."

„So, nun sind wir fix und fertig, grollte Oktavian er zerriß das Blatt in tausend Stücke und warf dieselben in den Kamin.

„Nun? Was ist also?" fragte Falbenheim, dem es überaus sonderbar vorkam, daß der Fürst das Schreiben zerriß, anstatt es ihm vorzulesen.

„Wollen sich Ew. Excellenz nur nach Hause bemühen; Sie finden dort ein Paré dieses Briefes vor. Uebrigens kann ich's Ihnen auch gleich sagen: Der Prinz hat die Baronin bereits geheirathet. Das kluge Geschöpf hielt die Dispens im Schubfache bereit. Dafür hat man Bischöfe unter seinen guten Freunden. Sie war ihrer Sache sicher

gewesen, obgleich Alienor noch gestern für den Verlobten der Prinzessin Raphaela galt. Dazu können wir also einander gratuliren. Nunmehr fängt aber die Geschichte erst an, amüsant zu werden. — Mein Herr Sohn, der heillose Narr, geht nicht nach Ehrenbreitenstein, hat also auch keine Ahnung von all' dem, was er in Süddeutschland zu besorgen hätte, überbringt den Feldzugsplan nicht nach Hannover und läßt mir keine Zeit, mit den Bankiers zu verhandeln. Er läuft recta via nach Paris, setzt daselbst alle Welt in Alarm und macht alle Minen springen — dann können Sie einem europäischen Kriege entgegengehen — mit den Salinenscheinen unseres liebenswürdigen Finanzministers und mit unseren dreihundertdreiunddreißig pensionirten Generalen. — Jetzt können Sie, Herr Feldmarschall-Lieutenant, in der That sagen: Nun komme ich daran! — Ich aber gehe meiner Wege —! Heda! Wendelin! Leg' einmal mein Jagdgeräthe zurecht; wir gehen in die Marmaros auf die Bärenjagd."

Falbenheim begriff, daß er hier nichts weiter zu suchen habe. Er nahm seinen Säbel und ging.

Fürst Oktavian aber traf vorläufig noch keine Anstalten, zur Bärenjagd aufzubrechen. Er warf sich in seinen Lehnstuhl und stützte tief bekümmert seinen Kopf auf die Faust.

Wendelin trug, dem empfangenen Befehle gemäß, Jagd-

gewehre, Jagdtaschen, Jagdhörner, Feldkessel, Felflaschen, Eßkörbe, Pelze und Fußsäcke herbei, als ob er auch nicht die leiseste Ahnung von all' dem hätte, was hier vorgegangen war. Er legte das ganze Geräthe hübsch in Ordnung zurecht, bis mit einem Male der Fürst mit der Faust auf den Tisch schlug, daß alles Geschirr darauf zu klirren und zu tanzen begann.

„Aergere mich nicht mit Deinen Vorbereitungen."

„Gehen wir also nicht in die Marmaros Bären jagen?"

„Es giebt im ganzen Karpathengebirge keinen so riesigen Bären mehr, als ich bin. Ich aber bin bereits erschossen!"

Wendelin begann das Jagdzeug wieder hübsch in Ordnung wegzutragen.

Als er dann später daran ging, den Frühstückstisch abzuräumen, sprach er zum Fürsten:

„Hoheit! Wäre es nicht besser gewesen, dem Bauernjungen, den der Prinz damals zur Taufe hielt, die Baronin Pompeja zur Pathin zu bitten?"

Ein Tanz über dem Vulkan.

Als Leon in Paris angekommen war, ließ er sich vor Allem seine amtliche Mission angelegen sein.

Er fand bereits einen ganzen Pack von Depeschen vor, die zu ihrer Dechiffrirung alle des geheimen Schlüssels harrten, den er mit sich führte. Die Briefschaften bekräftigten durchwegs die Anschauungen, denen er auch mündlich Ausdruck verliehen hatte und welche allesammt darauf hinausliefen, daß die Monarchie Oesterreich-Ungarn ernstlich den Frieden wolle, im Falle eines Krieges neutral bleiben werde und auch nicht zum Kriege rüste.

Gleichwohl konnte er allenthalben die Bemerkung machen, daß man ihn mit Mienen anhörte, die ziemlich unverhohlen die Ueberzeugung aussprachen: er sei der gewisse Jemand, den ein Anderer auf den Holzweg zu führen für gut befunden habe.

Erst nachdem seine amtlichen Obliegenheiten erledigt waren, kam er dazu, sich selber von dem mächtigen Eindrucke Rechenschaft zu geben, den die Weltstadt an der Seine auf ihn machte. Eine Stadt, deren jedes einzelne Atom lebt, in deren Bereich es niemals Nacht wird, deren Wachsthum, gleich jenem der erblühenden Aloe, mit den Augen zu verfolgen ist, welche sich in Allem und Jedem, sebst in ihren Steinbauten neu gestaltet und verjüngt! Eine Stadt, die da herrscht über Freund und Feind; die durch ihre Geister den Erdkreis unterjocht, durch ihren Geschmack die ganze Welt sich tributpflichtig macht. — Eine Stadt, welche die Mode diktirt und den nationalen Sympathien gebietet —! Ihre Liebe ist genügend, eine zu den Todten geworfene Nation wieder auferstehen zu machen, — von ihr nicht gekannt sein, ist genügend, daß eine lebende Nation zu den Todten gezählt werde. Sie ist die hohe Schule des Ruhmes, der klassische Boden der freiheitlichen Ideen, das Ideal eines Jeden, in dessen Adern jugendliches Blut rollt. Und diese ganze Stadt ist ein einziges großes Herz, und beginnt dieses Herz heftiger zu pochen, so wogt mit einem Male das Blut heftiger in jedem Einzelnen ihrer Bewohner.

Es war soeben wieder eine Zeit so heftigen Herzpochens.

Von den lauen Frühlingsnächten begünstigt, hielt der lebhafte Verkehr auf den Boulevards immer bis zum frühen

Morgen an. Heute diskutirte man den Prozeß Peter Bonaparte's, der vor dem Gerichtshofe zu Tours eben im Zuge war und das Geschrei über das ökumenische Conzil und Graf Daru's Note für acht Tage verstummen machte. (Es war eben auch ein Zeichen jener Zeit, daß ein kaiserlicher Prinz eine ganze Kette von Zeugen darauf beeiden lassen konnte: er habe eine Ohrfeige bekommen, während ein Führer der Republikaner all' seine Eloquenz aufwendete, nur um zuzugeben, daß Jenem deratiges passirt sei. Hätte der Eine auch nur einen Tropfen Cäsarenblut in den Adern und der Andere ein Atom des Cassius im Leibe gehabt, so hätten Beide gerade umgekehrt allegiren müssen.)

Einige Tage später war auch dieses Gesprächsthema bereits wieder vom Tapet verschwunden. Es folgte das große „Massenschauspiel" mit Plebiscit und Senatuskonsult und Manifesten der Linken. Die Rollen waren durchweg in guten Händen, die Darstellung klappte, die Chöre arbeiteten zur vollen Zufriedenheit.

Endlich bekam das Publikum auch diese Geschichten satt.

Da that dann auch einige Tage lang die Nachricht ihre Schuldigkeit: der Kaiser sei wieder einmal krank. Schließlich mußte er aber doch wieder gesund werden.

Nun suchte man die alten Repertoirestücke hervor. Unter anderem Titel erkennt sie vielleicht das Publikum doch nicht

wieder, ob sie auch schon mehr als einmal aufgeführt waren. Man fing einen Verschwörer ein, der dem Kaiser gelegentlich der Rennen in Longchamps mittels Granaten an's Leben wollte; um einige Abwechslung in die Parodie zu bringen, mußten die Bomben diesmal nach einem ganz neuen Muster gegossen sein. Das Haupt der Verschwörer hieß Flourens; natürlich war Flourens durchgebrannt — gleichfalls natürlich nach London; statt seiner hatte man aber einen Trupp stereotyper Verschwörer zusammengefangen, die einen Broderwerb daraus machten, sich unter allerlei Verdachtsmitteln auf Staatskosten erhalten zu lassen.

Nun macht aber ein ordentlicher Vaudeville-Dichter niemals eine Verschwörung ohne Volksauflauf. — Es war sonach auch dafür gesorgt. Eines schönen Tages wurden im Faubourg du Temple zwei Omnibus angehalten und umgestürzt, um Barrikaden daraus zu bauen: am andern Morgen schoß in der Rue St.-Martin ein Ouvrier seinen Revolver in der Luft ab, ja was mehr: bei Chateau d'Eau wurde eine ganze Reihe von Fenstern eingeschlagen; Dank einem providentiellen Zufall war eben eine Eskadron der Chasseurs d'Afrique in der Nähe; sie kam sofort angesprengt, machte mit der Emeute kurzen Prozeß und fing mit Hülfe der Mouchards ein Rudel am Platze der herumlungernden Statisten zusammen.

Die öffentliche Meinung hielt allgemein dafür, daß das Kaiserreich genöthigt sei, Krieg anzufangen, um die Erregung im Innern zu dämpfen; den Freiheitsdrang der unruhigen Gemüther könne nur ein populärer Feldzug niederhalten, in dessen Schlachtenruf dann die Manifeste der „Unversöhnlichen", die Petitionen der Orleanisten, die Lamentationen der Börse wegen der Bahn über den St. Gotthard, ja sogar die Encyklika des Episkopats in einen einzigen Schrei allgemeiner Begeisterung zusammenklingen müßten.

Leon ermangelte nicht, von all' diesen Erscheinungen seinen Mandanten lebenswahre Schilderungen einzusenden, und hinwieder die Aeußerungen und Anschauungen derselben in den diplomatischen Kreisen getreu wiederzugeben.

Im Ministerium des Aeußeren war ein Herr bedienstet, der gleich von der ersten Stunde ab mit Leon sehr intime Freundschaft schloß. Der Mann hieß Vicomte de Brancardier. Er war eine Celebrität von ebenso unbestimmter amtlicher Stellung wie Leon selber auch, eine quecksilberne elastische Gestalt, stets heiter und guter Dinge, unter allen Umständen ein guter Freund, leicht zu begeistern und sehr erregbar, dabei leichtgläubig und leichtsinnig bis zum Exzeß. Nebenbei bemerkt: es hieß, sein spezielles amtliches Ressort sei: das Auswärtige Amt über ungarische Angelegenheiten und Verhältnisse auf dem Laufenden zu erhalten, ähnlich wie

es Leute gab, welche zu annologem Zwecke Dänemark, die skandinavischen Reiche, oder Rumänien, Serbien, u. s. w. studirten: allerdings ohne Karte.

Als die Herren zum ersten Male einander vorgestellt wurden, und Herr von Brancardier hörte, Leon sei „Hongrois“, beeilte er sich, diesen auf das herzlichste zu begrüßen und schüttelte ihm die Hand.

„Sehen Sie, so begrüßen wir unsere guten Freunde. Pflegt man auch in Ungarn beim Gruße einander die Hände zu drücken?“

Leon war im ersten Momente nicht wenig erstaunt über diese Frage; indessen, sein neuer Freund beeilte sich, eine gründliche Erklärung für dieselbe zu geben.

„Wissen Sie, die Art und Weise der Begrüßung ist eben bei den einzelnen Nationen sehr verschieden. Die Russen pflegen einander auf den Mund zu küssen — das ist nun einmal so üblich, selbst zwischen Männern und Frauen; die Polen beugen das Knie und senken die Hände bis an den Boden herab; die Türken reichen einander beide Hände zumal zum Gruße; die Italiener stoßen einander mit den Ellbogen an; die Berliner sagen: „Morjen,“ was so viel heißt, als: „Heute aber nicht!“, die Wiener aber insultiren einander mit dem Rufe: „Ich habe die Ehre!“ —. Die Samojeden legen gegenseitig die Nasen aneinander ..

Als nachgerade bereits die Samojeden an die Reihe gekommen waren, durfte Leon füglich nicht länger mehr zögern, sich einzumischen.

„Oh," meinte er, „bei uns ist als Gruß das sogenannte „Breirühren" im Brauche Wir fassen die Hand des Andern, den wir begrüßen wollen, halten sie so — sehen Sie — mit der innern Handfläche nach oben und zeichnen ihm mit dem Zeigefinger ein paar Ringelchen hinein; dann schlagen wir ein, und zwar zuerst mit dem Ellbogen und hierauf erst mit der Hand."

„Ah, wie naiv! Sie schlagen mit dem Ellbogen ein! Das muß ich nächstens bei Ollivier produziren. — Sind sie ein „Ungar" oder ein „Magyare?" Oh ich weiß ganz wohl, daß zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied ist. Die „Hongrois" sind die Aristokraten, der herrschende Stamm; die „Magyaren" aber sind das Volk, der unterdrückte Stamm. Zu welchen von beiden gehören Sie denn?"

„Ich bin so ein Mittelding zwischen beiden, so eine Art Mestize."

„Ah, wie naiv! Ein weißer Mestize! — Ich kenne Ungarn sehr genau; ich bin viel im Lande gereist. Die ungarischen Frauen sind sehr schön; nur Schade, daß sie durchweg blond sind und blauäuig. Mit einer Ungarin bin ich zu Schiffe bis Galacz gefahren; sie hat mich gelehrt, daß „dix"

im Ungarischen ebenfalls „tiz“ lautet; dann fragte ich sie, wie man ungarisch sage „je vous aime?“ Das klingt aber gar nicht hübsch — sie lehrte mich, man müsse sprechen: „Nix taitsch!“

„Ja, das hat man mir auch schon gesagt.“

„Sagen Sie doch einmal: Bei Ihnen daheim trägt man auch heutzutage allgemein noch Säbel? — Wie? Sonst hätte es Ihren Landsleuten doch wohl nicht einfallen können, selbst dem Abbé Lißt einen silbernen Säbel zu verehren.“

„Nun, das war wohl deshalb, weil ein silbernes Klavier doch bedeutend theurer gewesen wäre.“

„Ah, wie naiv! Bei Ihnen ist also jeder Mann Soldat? Da stehen ihrer im Falle eines Krieges mindestens eine Million auf — wie?“

„Wohl. Zumal des Morgens.“

„Bestehen denn die alten Kriegerkasten noch wie ehedem? Die Gouillaches, die Chiquanches, und die Cannasses, die ihre Aexte mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit zu werfen wissen, wie einen Bomerang? Ich habe einen von diesen Leuten gesehen.“

Leon besorgte, der gute Mann werde sich am Ende auch noch nach den „Mameluken“ erkundigen wollen; das aber wäre denn doch über den Spaß hinaus gewesen.

Glücklicherweise ging indessen der sehr geehrte Kollege zur höheren Politik über.

„Welchen Unterschied finden Sie denn zwischen den Eindrücken, welche Wien, Berlin und Paris machen? Wohlgemerkt, ich will nicht ein Kapitel aus Bädecker hören, sondern ich möchte wissen, welchen Eindruck Ihnen die Stimmung der Bevölkerung in jeder einzelnen dieser Städte gemacht hat. Der Fremde, dem sie sämmtlich neu sind, hat in dieser Beziehung das unbefangenste Urtheil. Wie denkt man über die Eventualität eines Krieges?"

„Nun, ich habe im Allgemeinen Folgendes beobachtet: der Wiener meint: „Wir kriegen jedenfalls Schläge, mit wem immer wir in's Raufen gerathen;" und das sagen die Leute lustig und heitern Gemüthes. Der Pariser schwört: „Wir schlagen jeden Feind nieder, wenn wir einmal anfangen; „und das betheuert er mit verbitterter Begeisterung. Der Berliner spricht gar nichts vom Kriege er schweigt, und zwar mit außerordentlichem Phlegma."

„Nun, und die Ungarn?"

„Die haben zwei weltberühmte Generale. Der Eine baut eine Eisenbahn und der Andere gräbt einen Schifffahrtskanal. Die übrigen Leute aber helfen den Zweien."

Der Vicomte de Brancardier schüttelte ungläubig den Kopf, klopfte Leon auf die Achsel und sagte:

„Mon ami. „Die Sprache ist dem Menschen dazu gegeben, seine Gedanken zu verbergen“ — sagt Talleyrand.

„Wer ist das?“ fragte Leon mit unschuldigem Gesichte.

Sein Freund maß ihn mit einem eigenthümlichen Seitenblicke vom Wirbel bis zur Zehe und sagte:

„Ein Schneider im Palais Royal.“

„Morgen lasse ich mir einen Frack bei ihm machen.“

Der Vicomte tänzelte mit elastischen Schritten um Leon herum und sprach dabei in unterweisendem Tone mit Protektormiene:

„Mon cher ami, ich will Sie noch mit einem historischen Datum bereichern. Zur Zeit der ersten französischen Revolution erstattete einer der Generale der Republik den Bericht, die Armee leide Mangel an allen Bedürfnissen und in Folge dessen sei die Stimmung unter den Leuten eine bedenkliche. Man möge ihm Brod und Geld und Beschuhung schicken. Darauf antwortete ihm einer der Machthaber: „Brod und Geld und Schuhwerk können wir Ihnen nicht schicken; dafür schicken wir Ihnen aber zehntausend Exemplare der Marseillaise. Vertheilen Sie dieselben unter die Mannschaft und dann sehen Sie zu, daß Sie Ihre Schlachten gewinnen!“ — Zu diesem Manne hätten Sie aber nicht gehen dürfen, um sich das Maß nehmen zu lassen, denn der pflegte die Leute um einen Kopf kürzer machen zu lassen.

Sein Name war Robespierre. Sie haben gleichfalls einen so berühmten Tondichter, wie unser Rouget de L'Isle war; es ist das Euer bekannter Rákóczy, der jenen bekannten Marsch à la Berlioz geschrieben hat. Diesen Rákóczy müsset Ihr bitten, daß er Euch noch einen solchen Marsch schreibe und wenn es sich einmal darum handelt, Eure Leute in Harnisch und Begeisterung zu versetzen, so lasset denselben durch einen ungarischen Robespierre vertheilen.

„Leider haben wir aber keinen Robespierre; wir haben nur einen „schwarzen Peter."

„Farceur va! Sie persiffliren mich ja in einem fort! Und ich werde es erst jetzt gewahr! N'en parlons plus. Lassen wir die Politik, wir verstehen Keiner was davon. Wir gehen heute zusammen in die Closerie des Lilas; ich lasse mein Tilbury warten und wenn etwa in der Nacht irgendwo eine Emeute losbricht, fahren wir hin. Es wäre zu reizend. wenn Einer oder der Andere von uns bei einer solchen Gelegenheit angeschossen würde!"

„Farceur va! gab Leon zurück. „Diese Flinten sind ja gar nicht scharf geladen."

— — — — — — — — — — — — —

Einmal kurz nach Mitternacht sollte den Gästen der Closerie des Lilas in der That der längst erwartete Hochgenuß zu Theil werden, daß die Nachricht von Aufruhr und

Rebellion sie von den Tischen aufschreckte. Das Gerücht war diesmal großartig: „Halb Paris steht in Flammen!"

Der Vicomte de Brancardier und Leon eilten aus den taghell erleuchteten Räumen hinaus in's Freie. Der Anblick, der sich ihnen bot, war in der That ein überraschender. Am südlichen Horizont flammte mächtiger, blutrother Feuerschein auf, wie glühende Morgenröthe anzusehen, so daß sich die Conturen der dunklen Häusermassen und Schornsteine und Thürme scharf von dem lohenden Hintergrunde abhoben.

„Nun, mon ami! sagte der Vicomte zu Leon, das ist doch wohl etwas mehr als Komödie —?"

„Gewiß. Das ist eine Illumination."

„Kommen Sie mit mir?"

„Wie denn nicht!"

Damit sprangen die Herren auf das Tilbury. Der Vicomte nahm selber das Leitseil zur Hand, ließ Leon neben sich setzen und jagte in der Richtung nach dem Feuerscheine hin.

Ganz Paris war bereits auf den Beinen. Die Pompiers rasselten unter schmetternden Trompetenstößen mit ihren Löschrequisiten durch die Straßen; Ulanen und Kürassiers sprengten in geschlossenen Phalangen, die blanke Waffe in der Faust, daher; Miethwagen und Karossen jagten in end-

losen Reihen mit einander um die Wette; in den Coupés sah man zumeist Damen in improvisirten Toiletten. Die Neugierde kennt keine Furcht.

Das Getümmel war betäubend. „Der Mont Parnaß brennt!“ — „Die Aufrührer haben in der Rue des Gobelins Feuer gelegt!“ — „In der Rue Mouffetard hat man Barrikaden errichtet und ist handgemein geworden!“

Das Tilbury des Vicomte nahm die Richtung nach der Rue Mouffetard.

Als sie in die lange, gerade Straße einfuhren, sahen sie dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung vom Feuerscheine beleuchtet vor sich.

„Nun, was sagen Sie dazu? Unsere Revolutionäre inauguriren den Aufruhr in echt russischer Weise: sie stecken einen halben Stadttheil in Brand.“

„Ich sage dazu, daß dieser Brand mindestens einen halben Tagemarsch von Paris entfernt ist.“

„Was nicht gar! Da müßte ja ein Vulkan ausgebrochen sein, wenn das Feuer mit solcher Kraft bis hierher leuchtet.“

„Weshalb denn nicht? Wir tanzen ja doch auf einem Vulkane.“

Als sie — jeden Augenblick in Gefahr, Wagen und Hals zu brechen — den langen Weg durch die Straße

Mouffetard zur Hälfte zurückgelegt hatten, merkten sie plötzlich, daß sich die Menge der Fuhrwerke und Menschen vor ihnen staute.

„Das Feuer ist außerhalb der Fortifikationslinie," scholl es ihnen entgegen.

Berittene Gensdarmen zogen die Straße herauf und riefen den Leuten in den Wagen zu, sich doch nicht umsonst zu echauffiren. Das Feuer sei in Fontainebleau; tausend Acre Wald seien in Brand gerathen. — Ein prachtvolles Spektakel, aber siebzehn Kilometer weit von Paris.

Natürlich hat nicht Jedermann Lust, sieben Stunden lang auf dem Wagen zu sitzen, um anstatt eines Pariser Straßenkrawalls einen Waldbrand in Fontainebleau zu sehen; man schickte sich also an, den Rückweg zu gewinnen. Das war nicht anders zu bewerkstelligen, als indem man in eine der Seitengassen der Rue Mouffetard einlenkte; der Hochfluth von Fuhrwerken aller Art, welche ununterbrochen die Straße herabwogte, entgegenfahren zu wollen, wäre ein tollkühner Versuch gewesen.

„Also doch nichts weiter als eine Illumination!" murmelte der Vicomte. „Diesmal haben Sie Recht behalten." Und dann machte er sich an das Kunststück, sich mit seinem Tilbury irgendwie aus dem Gewirre herauszuwinden und die Rue Croulbarbe zu erreichen, durch welche

ein Entkommen allenfalls möglich schien. Es brauchte keinen geringen Aufwand an Meisterschaft und Gewandtheit, sich in einer Schlangenlinie zwischen all' den entgegenkommenden und seitwärts andrängenden und von rückwärts daherstürmenden Gefährten unversehrt hindurchzuwinden.

Als sie auf diese Weise eben an einem eleganten Landauer mit heiler Haut vorbeigekommen waren, erblickte Leon eine Dame, die ganz allein in dem weißgepolsterten Coupé saß, oder eigentlich lag; sie hatte einen Rosabaschlik über den Kopf gezogen; die Spitzengarnitur desselben fiel bis an die Augenbrauen in das Gesicht herein; die Gestalt war in eine gestreifte Beduine gehüllt. Die Dame war hübsch und jung.

Als Leon nach ihr hinsah, grüßte sie mit einem Kopfnicken, welches durch ein vertrauliches Lächeln versüßt war.

„Sieh doch, die Dame grüßt Dich; kennst Du sie?" sagte Leon zu seinem Freunde.

„Ach was da, ich habe gerade Zeit, nach schönen Weibern auszuschauen, wenn ich Acht haben muß, daß nicht etwa ein Bauernkarren mit meinem Tilbury eine Mesalliance schließe."

Leon blickte noch einmal nach dem dahinrollenden Wagen zurück und sah, wie die unbekannte Dame mit dem Taschentuche, welches sie in der Hand hielt, direkt ihm zuwinkte.

„Tiens! Die Dame grüßt mich. Das Gesicht kommt mir auch in der That so bekannt vor.“

„Wird wohl irgend eine Fürstin aus dem Quartier Bréda sein. Bei denen ist das Zunicken und Winken Mode . . . Haho . . . !“

„Sie führt aber ein Wappen am Wagenschlage.“

„Das ist ebenfalls geliehen zu haben. Oho . . . . !“

Leon fand es gleichwohl geziemend, den Hut zu lüften; die Dame nahm den Gegengruß mit herablassender Anerkennnng auf und zog sodann den Spitzenschleier über das Gesicht.

Auf dem ganzen Heimwege zerbrach sich Leon den Kopf darüber, wo er denn dieses Gesicht bereits gesehen habe?

Hätte er auch das Haar sehen können, so wäre er wohl sofort im Klaren gewesen!

Des andern Tags empfing Leon eine Einladungskarte mit Wappen und Goldrand zur übermorgigen Soirée bei „Mr. le prince et Mdme. la princesse de Normenstein Pratz.“

Die Einladung kam ihm durchaus nicht überraschend. Er wußte, daß Alienors Hochzeit mit Prinzessin Rafaela ungefähr für diese Zeit festgesetzt war. Daß sie die Honigwochen in Paris zubringen würden, war vorauszusehen, und es erschien nur natürlich, daß sie ihn in Folge ihrer alten

Bekanntschaft, ja selbst in Folge seiner amtlichen Stellung, dem Kreise ihrer Gäste einzufügen wünschten.

Es gewährte ihm eine gewisse Beruhigung, wenn er daran dachte, daß sonach seine Indiscretion die Heirath denn doch nicht gehindert habe. Er gönnte zwar Alienor dieses ausgezeichnete Weib nicht, denn er war überzeugt, daß derselbe nicht fähig sei, den Werth Rafaela's jemals zu erkennen; indessen versuchte er sich zu überreden, das sei nun schon einmal so der Welt Lauf.

Am bestimmten Tage stellte er sich im Hotel des Prinzen ein.

Alienor machte ein fürstliches Haus. Leon hatte geraume Zeit zu harren, bis in der langen Reihe von Equipagen sein Wagen an die Tour kam, in's Vestibul einzufahren.

In den Sälen fand er die Spitzen der damaligen vornehmen Welt von Paris versammelt. Angesehene Diplomaten, mit Ordensbändern im Knopfloche, und diamantengeschmückte Damen, Schönheit und Bedeutung in glänzendem Vereine.

Leon wurde bei seinem Eintritte von Alienor empfangen. Der Hausherr war gegen den Gast außerordentlich liebenswürdig; er führte ihn Arm in Arm durch die Säle, um ihn seiner Gemahlin vorzustellen.

Umflossen von dem Glanze ihrer eigenen Schönheit und von allem Pomp der Mode, empfing ihn die Dame des

Hauses. Leon erkannte in ihr seine Unbekannte von vorgestern Abend: Alienors Gemahlin: Pompeja.

Die ungewohnte Beleuchtung durch den Feuerschein und die fremdartige Verhüllung mochten wohl der Grund gewesen sein, daß er sie damals nicht erkannt hatte; ferner — oder eigentlich insbesondere — wohl auch der Umstand, daß er eben jetzt an nichts weniger gedacht hätte, als Pompeja hier in Paris zu finden; daß er sie als Prinzessin von Nornenstein wiedersehen werde, das hätte er vollends unter die Märchen gezählt.

Pompeja entging die Ueberraschung Leons nicht, so sehr er sich auch Mühe gab, dieselbe zu verbergen, und es amüsirte sie nicht wenig, ihn so fast betreten zu sehen.

„Uns führte rein der Zufall zusammen,“ sprach Pompeja. „Wenn wir einander nicht vorgestern bei dem Brande par hasard begegneten, so erfuhr ich am Ende gar nichts davon, daß Sie hier in Paris sind.“

Leon machte es Spaß, daß Pompeja in Anwesenheit ihres Gatten so liebenswürdig zu lügen wußte. Sie will keine Kenntniß davon gehabt haben, daß Leon in Paris sei, während sie von der Depesche, die er hierher zu überbringen hatte, eine ganze Geschichte zu erzählen gewußt hätte. — Er log auch seinerseits dreist noch ein Stück dazu.

„Ich wüßte wahrhaftig selber kaum zu sagen, wie ich

hierher gerathen bin; denn eigentlich war ich einer Finanz-operation wegen nach Brüssel entsendet. Allein — alte Liebe rostet nicht; man bringt es eben nicht fertig, Paris zu meiden."

„Gedenken Sie lange hier zu verweilen?"

„Eigentlich sollte ich mich beeilen, wieder abzureisen; aber die erste Vorstellung von Gounods neuer Oper will ich denn doch abwarten."

„Wir gedenken nach Biarritz zu gehen, so bald die Rennen von Longchamps zu Ende sind."

Beide logen, als ob sie es gedruckt vor sich hätten.

Das ging aber nur so lange, als Alienor dabei stand. Sowie ihn seine Hausherrnpflicht abberufen hatte, schlug Pompeja sofort einen andern Ton an.

„Nun sagen Sie mir aber doch um Alles in der Welt, wie mochten Sie denn nur so lange zögern, von mir Notiz zu nehmen? Es ist doch bar unmöglich, daß Ihnen unsere Anwesenheit unbekannt geblieben sein sollte! Es ist nicht möglich, daß Alienors und Ihre Wege sich gegenseitig bisher noch nicht gekreuzt haben sollten! Wir machen hier Krieg, Sie aber Frieden."

„Den Prinzen habe ich hier allerdings schon einmal gesehen, aber ich wußte nicht, daß er mit seiner Gemahlin hier ist."

„Und hätten Sie es gewußt, so würden Sie doch alles



Andere eher gedacht haben, als daß diese seine Gemahlin ich bin. Es ist allerdings sehr rasch gegangen. Und ich bin Ihnen, wie Sie sich ja wohl entsinnen, dafür vielen Dank schuldig."

„Oh Prinzessin, eine solche Bagatelle ist keines Dankes werth."

Pompeja lachte herzlich über die Malice, mit welcher Leon ihren Mann — implicite — eine Bagatelle nannte.

Pompeja empfing Leon gleichwohl mit ungezwungener Herzlichkeit und zeichnete ihn in unverkennbarer Weise durch ihre Gewogenheit aus.

Sie stellte ihn den Herren und Damen vor und flüsterte ihm von Jedem und Jeder einzelnen sub rosa zu, mit welcher und welchem der Uebrigen sie nach einem gemeinsamen Gestirne blickten. Leon erkannte schließlich, daß hier alle Anwesenden hübsch Paar und Paar zu einander gehörten: er allein war ein Irrstern, der seine Sonne erst noch finden mußte.

Und Liebes-Intriguanten sind sehr gute Bundesgenossen.

Unter ihnen besteht die wahre belle alliance, die niemals verräth.

Jeder kennt das Geheimniß des Andern und ist entschlossen, es zu behüten. Der Bund der Carbonari, die Verbrüderung der Freimaurer können nicht stärker sein.

Ein Geheimniß deckt das andere.

Die Marquise X. verräth die Gräfin Z. nimmermehr und Beide zusammen helfen der Prinzesse Y. aus der Klemme; alle Drei aber in schönem Vereine schlagen jeden Angriff der Verleumdung siegreich zurück.

Sitzt die ganze Gesellschaft zusammen, so spricht man von hoher Politik, und gruppirt man sich dann zu einzelnen Paaren, so — setzt man wahrscheinlich die Verhandlung der brennenden Fragen fort.

„Es war eben von Ihnen die Rede, da sie eintraten," sprach Pompeja, als Jedermann sie hören konnte. „Herr Marquis de Colas behauptete, Ihre Regierung werde Sie heute oder morgen zurückberufen. Es wäre das ein großer Gewinn für uns!"

Ein inniger Händedruck sagte ihm, daß unter den letzteren Worten gerade das Gegentheil zu verstehen sei.

„Für mich dagegen wäre es ein zweifacher Verlust. Uebrigens bin ich dem Herrn Marquis verbunden für die gütige Aufmerksamkeit, die er mir zuwendet."

Niemand nahm das Gespräch ernst.

Eine von den jungen Damen saß am Klavier und ließ sich von einem Herrn in's Ohr flüstern, der auf die Lehne ihres Sessels gebeugt neben ihr stand. Eine andere Dame ließ sich die Stahlstiche eines Albums erklären; sie that

nicht anders, als ob es in der That ein Text zu den Bildern wäre, was sie hörte. Eine dritte suchte selbander auf der Landkarte einen Punkt, der überaus schwer zu finden war. Ein viertes Paar endlich spazierte auf und ab und sagte einander im Tone lebhaften Gezänkes und Gestikulationen — Zärtlichkeiten.

Pompeja fand Muße, sich mit Leon unter den Zweigen eines mächtigen Ficus niederzulassen und weiter zu diplomatisiren.

„Ich denke, es wäre Ihnen selber nicht unlieb, wenn Sie nach Wien zurückgehen könnten."

„Wo ich jetzt im Sommer nicht einmal einen Bekannten träfe."

„Einen würden Sie doch finden. Es ist nicht denkbar, daß Sie nicht wissen sollten, daß Fürst Etelvary zur Zeit in Wien ist; und daß er sammt seiner Familie daselbst verweilt und längere Zeit zu bleiben gedenkt, das wird aus dem Motive seines Aufenthaltes erklärlich. Mein Vater hat mir darüber geschrieben, von ihm weiß ich Alles. Der Fürst tritt mit einer Energie, der man sich nach seiner bisherigen Gemüthsruhe von ihm gar niemals versehen hätte, gegen uns auf und setzt all seinen Einfluß daran, der Strömung Hindernisse entgegenzustellen, welche zu unserem Ziele führt. Er ist Tag für Tag in den Kreisen der Di=

plomatie zu finden und da er unsere Pläne am genauesten kennt, so ist auch er es, der mit dem meisten Erfolge auf die Vereitelung derselben hinarbeitet. Sein Vermögen, sein Einfluß, seine Verbindungen, seine ausgebreitete Bekanntschaft sind Mittel, durch welche er uns unzählige Schwierigkeiten bereitet. Auch Sie sind eines seiner Werkzeuge, obgleich Sie vielleicht selber keine Ahnung davon haben. Und was knüpft Sie an die Politik des Fürsten? Ist es auch naturgemäß, daß Sie zu seiner Partei stehen und nicht zu uns? War der deutsche Stamm dem Ungarn nicht von jeher ein Gegenstand des Spottes und des Hasses? Waren Ihre Landsleute nicht stets aufrichtige Bewunderer der französischen Nation? Sind Sie derselben nicht von früher her Dank schuldig? Hat nicht jeder Magyare in seiner Jugend für sie geschwärmt? Ist denn Ungarns Jugend mit einem Male alt geworden?"

„Prinzesse, wir lieben die Franzosen noch zur Stunde; nur der Begriff der Liebe ist bei uns verschieden. Der Eine möchte sie in Frieden glücklich und frei sehen, eben weil er sie liebt; der Andere möchte sie am Schlachtfelde ruhmvoll daheim unterdrückt sehen, gleichfalls weil er sie liebt. Hassen aber wollen wir fortan Niemanden mehr. Der Nationalitätenhaß ist eine Krankheit: sein Verschwinden ist Heilung."

„Ah ha ha! Wie ernst Sie diese Phrasen herzubeten

wissen! Ich bitte, wir haben ja hier keine Galerie: wozu also dieser getragene Styl? Die großen Uhrwerke werden doch durch so winzige Hebel bewegt. Das hohe politische Ideal, welches Ihre Ueberzeugung bildet, trägt blondes Haar und hat dazu schwarze Augen.

„Bei meiner Treue, Prinzessin, so kühne Träume sind mir so ferne, wie das künftige Jahrhundert."

„Falsch! Es zieht Sie nach ihr hin. Sie langweilen sich hier, wo sich doch Alles unterhält, Sie bleiben unbewegt mitten im Strudel der Aufregung. Dieses Weib aber wird Sie unglücklich machen! Ein edles Herz zerreißen, zu Tode quälen, das ist ein Spiel, wie es ihrem Stolze, dem Stolze einer Göttin gefällt; ein Herz zu beglücken aber, dazu ist nicht „Mensch", nicht „Weib" genug in ihr . . . ."

„Mein Glück ist ja ein so winziges Atom, daß ihre Hand es weder heben noch fallen lassen kann."

„Daß Sie ihr aber gleichwohl in die Hand geben können. Wie tief haben Sie nicht ein großes Staatsgeheimniß zu bewahren gewußt — so lange ich Ihnen nicht gesagt hatte, daß Rafaela's Heirath wahrscheinlich vereitelt werden würde, wenn Sie mir dasselbe mittheilen wollten. Sowie Sie ihrer schönen Augen gedachten, gaben Sie mir ihr Geheimniß preis."

„Wenn ich mich recht erinnere, Prinzeß, so war der Verlauf nicht ganz genau so. Ich besitze ein kleines Notizbuch, darin stehen einige Worte ....“

„Ah, und Sie bewahren dieselben noch auf? Sie haben sie nicht weggelöscht von dem Pergamentblatt? Sie erinnern sich ihrer? — Aber Sie haben mich in jenem Augenblicke gleichfalls getäuscht. Oder huldigen Sie vielleicht der Ansicht, Diplomaten und Frauen zu betrügen sei keine Sünde, geschweige denn Beide zumal —? Sehen Sie, ich bin gegen Sie aufrichtig bis zur Tollkühnheit. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mein Gegner nicht der „Mann von Eisen“, der Reichskanzler, sondern ein „Weib von Eis“ ist. Wenn ich mich mit Politik befasse, so geschieht es nur, um gegen sie zu kämpfen. Wir wollen doch sehen, wo Ihnen bessere Freunde leben: hüben oder drüben? Hat Sie von Wien aus schon Jemand wissen lassen, daß Sie binnen Kurzem abberufen werden sollen?“

„Nein, Prinzeß.“

„Nun denn ich sage es Ihnen, ich habe es in Erfahrung gebracht. Die Abberufung läßt eine zweifache Erklärung zu. Entweder sie bedeutet, daß die ganze politische Richtung, welche Sie hier vertreten, sammt ihren Trägern gefallen ist. Und dann hat Ihre Carrière ihr Ende erreicht; Sie mögen sich in ihr Dorf zurückziehen und Ihren

Kohl bauen, eine Rolle zu spielen giebt es für Sie fortan nimmermehr. Oder aber Ihre Abberufung bedeutet, daß man es der Thätigkeit genug sein lassen wolle, die Sie hier entfalten und Sie nun wieder einmal daheim sehen möchte. Sie waren allzu eifrig in der Erfüllung der Aufgabe, welche Sie auf sich genommen haben; dafür pflegt man die Leute zu bestrafen, — man verleugnet sie. Man giebt dem Betreffenden einen Orden und der gute Mann bildet sich ein, er sei ausgezeichnet worden; man gönnt ihm ein verbindliches Wort, von einem Lächeln begleitet, und er ist fest überzeugt, man sei verliebt in ihn. Und nun flattert er so lange um die Kerzenflamme herum, bis er sich die Flügel versengt. Wenn ich ein Mann wäre, ich wüßte wohl, was ich thäte."

„Was würden Sie thun, Prinzessin?"

„Ich bin nur eine Frau; ich weiß nur, was eine Frau dem Manne in diesem Falle sagen würde: „Geh' nicht zurück!"

Bei diesem Worte umklammerte ihre Hand jene Leon's.

Die Dame am Klavier hatte die letzte Strophe der Romanze gesungen, zu deren Text die Erläuterung in den Blicken lag, welche einander begegneten; das Pärchen am Album war darüber einig geworden, welche die schönste Gegend sei; die Zwei, welche die Landkarte studirten, hatten endlich die gesuchte Stelle gefunden und die schmälende Dame war be-

6*



reits in Thränen ausgebrochen ..... Pompeja flüsterte in der Blumengruppe noch immer über das Thema: „Geh' nicht zurück!"

Sie faßte den Mann an seiner schwächsten Seite: bei seinem gekränkten Selbstgefühl. Das ist die Stelle, an welcher wir nicht bewehrt sind.

Und nun erst, wenn Jemand an unserer Seite sitzt, der uns in so glühenden Worten anfleht, zu bleiben, der uns den Augenblick in einem Athem so unendlich verbittert und wieder so unendlich versüßt.

Pompeja war an diesem Abende bezaubernd schön; aus dem einen Auge leuchteten die Gestirne des Himmels, in dem andern brannte das Feuer der Hölle. Das silberblonde Haar floß lose in reichen Wogen über die Schultern herab, obgleich eine gute Hälfte desselben in Zöpfen am Kopfe festgesteckt war. Leon mußte es fühlen, wie ihn diese dünnen Seidenfäden einzeln umstrickten und fester und immer fester banden.

Es war etwa um Mitternacht.

Der Schnellzug von Marseille mußte bereits angekommen sein.

Pompeja flüsterte davon, daß die reichste Quelle der Liebe die Rache sei.

Die Glocke des Portiers kündigte neuen Besuch an.

Ein vielversprechender Händedruck unterbrach das leise Gespräch.

Der Kammerdiener meldete den Namen des Neuangekommenen.

„Der Vicomte von Brancardier.“

Pompeja eilte dem Eintretenden entgegen.

„Ah, Sie suchen Ihre Frau bei mir, nicht wahr? Sie hat mir versprochen, nach dem Theater hierher zu kommen.“

„Nicht doch, Princesse. Es ist nicht meine Art und Weise, meine eigene Frau zu suchen. Und wenn sie versprochen hat, hierher zu kommen, so ist sie sicherlich anderswohin gegangen. — Ich suche Monsieur Napoleon de Zarkany.“

„Der ist allerdings zufällig hier. Aber wie kommen Sie auf den Einfall, Monsieur Zarkany eben bei mir zu suchen?“

„Ich weiß wohl, Princesse, daß das die höchste Indiscretion ist, die jemals in Paris begangen wurde; man hat mich auch bereits in acht Häusern zur Thür hinausgeworfen, als ich mit der Frage eintrat. Was haben Sie denn Monsieur de Zarkany hier bei uns zu suchen? sagten die Leute. Wenn Sie mich ebenfalls hinauswerfen lassen, Princesse, so wird das heute mein neunter Fall sein. Indessen, wir leben in einer außergewöhnlichen Zeit, und es sollte

mich nicht mehr Wunder nehmen, selbst wenn wir ab und zu einmal zum Fenster bei einander aus- und eingingen; die abnorme Situation entschuldigt eben jede Unart. Im Auswärtigen Amte und auf der österreichischen Botschaft sind wichtige Depeschen eingegangen, darunter ein chiffrirter Brief mit der Adresse des Herrn v. Zarkany. . . . Mein Freund Leon hat im Amte den Auftrag hinterlassen, wenn des Nachts ein dringender Brief an ihn käme und er nicht zu finden wäre, so solle man das Schreiben sofort öffnen und dechiffriren. So geschah es denn auch heute. Allein es wollte keiner von allen vorhandenen Chiffern-Schlüsseln passen; der Brief ist in einer ganz eigenthümlichen Geheimschrift abgefaßt, welche unsere Weisen nicht zu entziffern vermögen. So wurde mir denn der Auftrag zu Theil: „Nehmen Sie den Brief und suchen Sie Herrn von Zarkany auf, wo Sie ihn finden. Dringen Sie „par odre du Roi“ in jedes Haus ein, wo er zu verkehren pflegt; eine solche Depesche kann nicht bis morgen Früh liegen bleiben. Die Lage schwankt auf der Schneide eines Messers, zwölf Stunden sind heute eine Ewigkeit.“ Das ist der Grund, der mich nöthigte, eine so eigenthümliche Mission zu übernehmen.“

Pompeja lächelte. Sie dachte daran, daß der Vicomte jedenfalls noch zwei andere wichtige Gründe hatte, so eifrig die Häuser seiner Bekannten zu durchstöbern. Der eine

war der, daß er in der That auf seine Frau eifersüchtig war und gegen Zarkany Verdacht hegte, seit dieser beim schwarzen Peter von den Schlägen mit dem Seidentuche die Primeurs bekommen hatte (als ob das seidene Tuch und die Sprache ohne Worte — der Frau nicht dazu gegeben wären, um ihre Gedanken damit zu verbergen). Der andere Grund aber war der, daß der Vicomte auch Alienor's guter Freund war. Höchst wahrscheinlich hatte dieser ihn gebeten, ein wenig zu spioniren. — Er war aber zu spät gekommen.

Er hatte also Leon endlich gefunden.

Zarkany fand nicht Worte genug, um dem Vicomte seinen Dank für diesen großen Beweis von Freundschaft nach Gebühr auszudrücken.

Die ganze Gesellschaft versammelte sich um Leon im Salon. Viele hatten noch nie eine Chiffredepesche gesehen. Eine Eigenthümlichkeit derartiger Briefe ist unter andern die, daß sie in Druckbuchstaben geschrieben sind, damit die Handschrift nicht etwa den Absender verrathe. Meistens wählt man deutsche Frakturschrift zu diesem Behufe.

Leon legte den Brief, den er bereits geöffnet überkommen hatte, vor sich hin und schickte sich an, denselben zu entziffern.

Nach einer Weile begann er an Bart und Schnurrbart zu nagen. Die Dechiffrirung wollte in keiner Weise gelingen.

„Zu dieser Schrift finde ich keinen Schlüssel!“

„Das wäre noch das Schönste bei der Geschichte, wenn Sie selber die Depesche auch nicht lesen könnten!“

Leon nahm alle seine Schriftkunde zu Hülfe. Er suchte aus seinem Notizbuche alle Devisen hervor, nach denen man zu verschiedenen Zeiten mit ihm korrespondirt hatte; aber keine löste das Geheimniß der vor ihm liegenden Schrift.

Er durchblätterte seine Notizen nochmals nach rückwärts und stieß zuletzt auf ein Blatt, an welches ein Epheublättchen festgeklebt war; darunter stand eine Devise aufgeschrieben. Diese Worte hatte er vor langer Zeit einmal einem armen, herzensguten Mädchen gegeben und hatte sie gebeten, wenn sie dereinst in arger Bedrängniß sein sollte, so daß sie nothgedrungen an ihn schreiben müsse, so möge sie ihren Brief in Geheimschrift an der Hand dieser Devise abfassen, damit niemals einem unberufenen Auge das Geheimniß offenbar werde, welches in zweier Herzen Obhut lag.

Livia!

Ein leiser Schauer überlief ihn. Sein Herz schlug hoch auf.

Sollte das Schreiben von ihr kommen?

Er versuchte die Devise auf die räthselhaften Zeilen anzuwenden.

Wer seine Gesichtszüge beobachtete, sah von da ab mit

Erstaunen die Veränderung, welche in denselben stufenweise vor sich ging, sowie er die Worte einzeln entzifferte.

Er erbleichte . . . . seine Augen hingen starr an dem beschriebenen Blatte . . . . . seine Lippen bebten . . . . . . seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

Er hatte gelesen, wie Raphaela ihrem Vater Livien zur Gattin warb . . . . . daß der Fürst sie liebe . . . . . wie Raphaela bereits die Zustimmung der Verwandtschaft zu dieser Verbindung gewonnen habe.

Für einen Augenblick verzog das krampfhafte Lächeln bitterer Freude seine Lippen.

Und als dann Livia weiter schrieb: „Ich will keinen Gemahl, kein glanzvolles Leben, ich begehre nicht Rang und Stellung in der Welt, ich bleibe Dir treu" — da vermochte er Minuten lang nicht zu sehen vor Thränen, die ihm im Auge standen.

Und zum Schlusse preßte er die Lippen auf einander; sein Gesicht wurde fahl wie Blei, auf seiner Stirne perlten schwere Tropfen kalten Schweißes.

All' das konnte Jedermann deutlich sehen, der ihn beobachtete.

Er las: wie es für Livien keinen anderen Ausweg gegeben, als zu flüchten, sich zu verbergen draußen in der weiten, unwirthlichen Welt —!

Das Schreiben hatte ihm das Herz zermalmt und jeden Nerv seines Lebens gesättigt mit bitterem Weh.

Was war ihm jetzt Paris mit allen seinen schönen Frauen, was Europa mit allen seinen Kaisern!

„Nun mein Herr? Was geht vor in der Welt?" fragte die bezaubernde Fee.

„Nichts, Prinzessin. Es ist eine Privatangelegenheit. Ich werde heimberufen."

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt?" flüsterte die schöne Circe leise. „Und was gedenken Sie zu thun?"

„Ich reise."

„Ah!"

„Und zwar noch diese Nacht."

„Wirklich? Noch diese Nacht?" fragte Pompeja und hinter den geöffneten Rosenlippen blinkten die herrlichen Zahnreihen zornig aufeinander gepreßt hervor.

Leons Stimme war plötzlich so heiser geworden, daß seine Antwort völlig unverständlich blieb. Es war wohl nur Zerstreuung, daß er sich beim Abschiede der französischen Gesellschaft ungarisch empfahl.

Pompeja trat vor ihn hin und sprach mit einem Gesichtsausdrucke, in welchem Enttäuschung, Hohn und Wuth vereinigt waren, ein Wort, welches nur sie Beide verstehen konnten:

„So sind also Sie der Eisenkakadu geworden —“

„Jawohl, Madame.“

Damit verbeugte er sich und verließ den Salon.

Im Vorzimmer faßte ihn der Vicomte von Brancardier am Arme.

„Du wirst aber doch nicht reisen wollen, ohne Dich auf der Botschaft und im Auswärtigen Amte empfohlen zu haben?“

„Ich denke, sowohl auf der Botschaft wie im Auswärtigen Amte wird man sich über mein Verschwinden zu trösten wissen. Es bleibt mir keine Zeit, die Herren zu besuchen.“

„Ich bin untröstlich, daß gerade ich es sein mußte, der Dir diesen fatalen Brief überbrachte, und gerade in diesem Augenblicke.“

„Ich aber bin Dir dafür sehr dankbar,“ erwiderte Leon und drückte dem Vicomte innig die Hand. Und als dieser ihm hierauf sein Bedauern aussprach (der Vicomte war wirklich ein gutherziger Mensch) und ihn umarmte, küßte ihn Leon. „Wir Ungarn pflegen nur Diejenigen zu küssen, die wir lieben,“ sprach er. „Ich danke Dir recht sehr — Du hast mir heute Gutes gethan.“

Damit eilte er fort aus diesem Hause. Der Vicomte

geleitete ihn bis an den Wagen und eilte dann in seinem eigenen gleichfalls davon.

Und Leon hatte in der That allen Grund, dem Vicomte dankbar zu sein, denn in diesem Augenblicke waltete in der That Gottes Hand über seinem Haupte und es war sehr wohlgethan, daß er nicht einen Augenblick länger hier verweilte. In dem Momente, als sein Wagen zu einem Thore des Hotels hinausrollte, donnerte zu dem anderen jener des Fürsten Oktavian herein; hätte ihn aber der Fürst bei Pompeja getroffen, so wäre Leon am nächsten Morgen ein todter Mann gewesen. —

So ging indessen Alles mit der schönsten Präcision zusammen.

Als Fürst Oktavian Nornenstein, dem anmeldenden Kammerdiener auf dem Fuße folgend, in Reisekleidern in Pompeja's Salon eintrat, flog ihm seine theure Schwiegertochter mit einem Ausrufe der Freude an den Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küssen, die Fürst Oktavian gewissenhaft zurückgab. Er fand eine respektable, vornehme Gesellschaft beisammen und konnte sich alsbald überzeugen, daß hier Jedermann sein Pärchen habe: nur Pompeja war allein. Die junge Schwiegertochter war dem Papa gegenüber die Liebenswürdigkeit selbst. Wie reizend ließ ihr nicht das naive Schmollen, als sie erzählte, Alienor sei eben heute

verreist, was Papa sicherlich nicht gewußt habe; nun müsse er aber auch bleiben, bis Alienor von seiner Reise zurückkomme. Und dann war von gar nichts weiter mehr die Rede, als von Alienor. Politik, Diplomatie vermochte der Fürst, der doch aus fernen Landen kam, gar nicht auf's Tapet zu bringen; man plapperte ihm immer nur von dem Glücke des ehelichen Lebens, bis er schließlich überzeugt war: sein Sohn habe — zwar eine Mesalliance geschlossen, aber doch wenigstens — ein musterhaft getreues Weibchen genommen.

— — — — — — — — — — — — —

Des andern Tages früh Morgens eilte der Vicomte de Brancardier zu seinem Chef.

Er fand einen fremden Herrn daselbst; doch er hatte jederzeit freien Eintritt in das Kabinet des Staatsmannes und beachtete den Fremden kaum, mit dem dieser eben sprach.

„Die erwartete Wendung ist eingetreten,“ sprach er halbleise zu seinem Chef.

„Wie so?“

„Monsieur Zarkany empfing in jener Depesche seine plötzliche Abberufung.“

„Das beweist noch nichts für den Eintritt der Wendung. Möglicherweise ist nur von einer Orts- oder Personenveränderung die Rede.“

„Seine Mienen verriethen Alles. Man konnte seinen vollendeten Sturz in seinem Gesichte lesen. Er wurde erdfahl, wie Einer, der sein eigenes Todesurtheil liest.“

„Das kann auch als Instruction in dem Schreiben gestanden haben, daß er beim Lesen vor Zeugen erbleichen solle.“

„Seine Lippen bebten, seine Augenbrauen zogen sich zusammen.“

„Ach, mein Herr, die Diplomaten sind vollendete Komödianten. Seine Kniee schwankten, seine Zähne klapperten — ich kenne das; kann Alles in seiner Instruction gestanden haben. Hat er am Ende nicht auch gar geweint?“

„In der That, seine Augen füllten sich mit Thränen.“

„Nun, sagt' ich's nicht? Das Alles beweist mir nichts. Ich habe derlei bereits mehr als einmal gesehen.“

„Er ist sofort noch in der Nacht abgereist.“

„Beweist auch noch immer nichts.“

„Aber er ließ ein Rendezvous mit einer der schönsten Frauen von Paris im Stiche.“

„Ah?! Nun dann will ich es ihm glauben, daß er gefallen ist. — Erlauben die Herren, daß ich Sie einander vorstelle:

„Vicomte de Brancardier“. — „Le Duc de Nornenstein.“

Es war in der That die höchste Zeit gewesen. Der Vicomte war nahe daran, die schönste Frau von Paris mit Namen zu nennen.

* * *

Was dann weiter in der großen Welt vor sich ging, hat die Chronik Tag für Tag verzeichnet.

Am 9. Juli erklärte der französische Kriegsminister vor den Kammern, die Armee sei schlagfertig.

Am 10. ging an den Botschafter nach Wildbad Gastein ein Courier mit bestimmten Instructionen ab.

Am 11. erfloß die Ordre, bei Metz ein Lager zusammenzuziehen.

Am 12. erklärte der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten vor dem Corps législatif, die Ehre der Nation sei angegriffen.

Am 13. hielt eine große Masse von Arbeitern in Paris ein Meeting — im Interesse des Friedens und beschloß, an die Regierung zu petitioniren, dieselbe möge keinen Krieg beginnen. Die betreffende Deputation wurde nicht empfangen. „Der Friede ist die Revolution" hieß es an maßgebender Stelle. Am 14. ließ der König von Preußen dem französischen Gesandten bedeuten: „Er habe ihm weiter nichts mehr zu sagen."

Am 15. wurde dem Könige der Krieg erklärt.

Am 16. votirte die Legislative den Credit für den Feldzug und die Mobilmachung der Armee mit zweihundertvierundvierzig Stimmen gegen „eine".

Für eine einzige Woche der Ereignisse in der That genug.

In der Wildniß.

Von Paris bis zur Station Dancsvar, dem glücklichen Endpunkte einer ungarischen Eisenbahn-Sackgasse, fuhr Leon ohne Aufenthalt, ohne sich irgendwo Rast zu gönnen. Während dieser ganzen Hetzjagd beherrschte eine einzige Idee seine Seele: eigentlich nicht einmal eine Idee, sondern ein Wirrsal der verschiedenartigsten Gedanken. Erst in Danksvar rief ihn das erste Paprikas, welches er nach langer Zeit genoß, in's Bewußtsein zurück, daß er wieder auf heimischem Boden wandle. Und nun erst fiel ihm auch ein, daß er über dem Parforce-Laufe eine wichtige Sache ganz und gar vergessen habe: nämlich sein Demissionsgesuch an seinen Chef zu senden. Freilich hatte er Wien gar nicht berührt; es hätte ihm aber eben auch in Gänserndorf einfallen können

Der Postmeister in Dancsvar war ein guter Bekannter Leon's von früheren Zeiten her. (Sie pflegten in Compagnie

das amusante Extrablatt für Herrn Dumka zurechtzumachen.) Leon mußte ohnehin zur Post, um sich eine Fahrgelegenheit zur Weiterreise zu besorgen. Er erbat sich also hier Schreibrequisiten, brachte seine Demissions-Erklärung zu Papier und übergab dieselbe fünffach versiegelt der Post.

„Ist der Wagen bereit?“ (Die Frage zeigte, daß er keinem Discourse irgend welcher Art Stand zu halten gedenke.)

„Jawohl, es ist angespannt. Aber eine ergebene Bitte hätte ich. Ew. Hochwohlgeboren kennen doch den Löw Hirsch?“

„Wohl, ich warte ja fortwährend, wann endlich die eine Hälfte die andere auffressen wird?“

„Nun, das ist bis zur Stunde noch nicht geschehen. Im Gegentheil, der Mann ist ein reicher Pächter geworden und sucht jetzt, seitdem der Reichstag die Emanzipation ausgesprochen hat, ein eigenes Gut zum Kaufe. Seine Pachtung grenzt an Ihren Besitz St.-Helena. Er macht Geschäfte mit allem Möglichen; er kauft selbst unsichtbare Dinge: Virtualitäten und sperative Erbschaften; er gründet Banken in der Umgebung und negociirt Lebensversicherungen. Dermal hat er wieder einen Dancsvar-Sipotaer Heiraths-ausstattungs-Verein in petto; zweitausend heirathsmäßige Mädel sind bereits beigetreten; gegen eine Einzahlung von

fünfzig Gulden soll jede an ihrem Hochzeitstage fünfhundert Gulden baar auf die Hand bezahlt bekommen. — Der Mann ist eben auch auf der Heimreise begriffen und bittet ergebenst, ob Ew. Hochwohlgeboren nicht die Gewogenheit haben wollten, ihn mitzunehmen."

„Mit Vergnügen; vorausgesetzt, daß er nicht gar zu viel Pack- und Kistenwerk mit sich führt."

„Er hat nichts weiter, als eine Reisetasche und ein Döschen mit Käse. Daß er aber Ew. Hochwohlgeboren unterwegs nicht in aller Geschwindigkeit verheirathe, dafür will ich nicht gutstehen."

Leon's Reisegefährte war ein alter Bekannter; er beeilte sich denn auch, die gute Freundschaft von ehedem sofort wieder zu erneuern, trotzdem, oder vielleicht eben weil er Leon heute als großen Herrn titulirte.

„Ew Hochwohlgeboren, Herr Ministerialrath, begann er, als sie sich im Wagen zurechtgesetzt hatten, — die Straße nach Kolongya, wo ich wohne, ist schauderhft schlecht; der Straßen-Commissär hat sie erst vor Kurzem frisch beschottern lassen, drum fährt alle Welt neben dem Damme, oben entlang mag Niemand schotterbrechen fahren. Wenn wir Beide schlafen, und der Kutscher etwa ebenfalls einnickt, so liegen wir heilig mit einem Male im Graben.

Es wäre also angezeigt, wenn wir den ganzen Tag über plaudern wollten."

„Einverstanden, verehrter Mitbürger; nur denke ich, wir theilen die Arbeit: so lange Sie plaudern, will ich schlummern; und wenn dann Sie schlummern, werde ich discuriren."

Dabei blieb es denn auch. Allein an den sehr geehrten Mitbürger kam bis Kolongya die Reihe nicht zu schlummern, denn Leon nickte den ganzen Weg über selber und wachte erst auf, als der Wagen vor der Pächterswohnung hielt und sein Reisegefährte mit der Dose unter dem Arme und Reisesacke in der Hand Abschied nahm.

„Also Ew Hochwohlgeboren Herr Ministerialrath, wie ich gesagt habe: sechsundzwanzigtausend Gulden eins in's andere für Alles in Allem. Und vor dem Staarmatz nur nicht erschrecken! Unterthänigster Diener. Meinen ergebensten Dank für die hohe Ehre. Bin stets zu allen Gegendiensten bereit."

„Gut gut, einverstanden, geehrter Mitbürger, rief Leon zurück, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, ob Jemand ihn mit sechsundzwanzigtausend Gulden bedrohe, oder ob ein Anderer diesen Betrag von ihm zu erheben hoffe, und ob der „Staarmatz," vor dem er nicht zu erschrecken brauche, ein menschliches Wesen, oder ein wirklicher Vogel sei.

Er zerbrach sich auch durchaus nicht den Kopf darüber. Er hatte jetzt andere Sorgen die schwere Menge.

Von Kolongya bis St.-Helena gewinnt der Weg ein anderes Ansehn. Die Straße verläßt die baumlose, von der Sonnengluth gedörrte Ebene und führt durch kühle, schattige Waldpartien; mächtige Buchen, bis zu den äußersten Wipfeln hinauf stark und schlank wie ein Fichtenstamm, schließen ihre Kronen über dem Wege zusammen und den erschöpften Reisenden empfängt jener unbeschreiblich wohlige Laubduft, der dem Walde eigenthümlich ist. Hier mochte Leon nicht mehr schlummern, hier war er ja bereits daheim. Am Rande der Straße schlängelte sich ihm der Bach entgegen, dessen Quell im Schooße seiner Hügel entsprang, ja an fünf sechs Stellen rann das Wässerlein sogar quer über den Weg, als ob es ihm zur Begrüßung entgegeneilen wollte. Die winzigen Fischchen, die er als Knabe mit seiner, aus einer Stecknadel gebogenen Angel so oft belauert, spielten heute wie damals fröhlich in dem krystallklaren Wasser. „Du bist groß geworden, wir sind klein geblieben — hast Du nicht Lust wieder ein Kind zu werden?“

Jede Amsel in Gehölze pfiff ihm ihren Gruß entgegen, jedes Eichhörnchen auf den Zweigen war sein Jugendgenosse.

Die ausgedehnten Waldungen gehörten schon zu einem adligen Landbesitze: große Flächen aber kleine Renten; Eicheln und Knoppern waren das ganze Erträgniß; das Holz wird hier nicht gekauft, sondern blos gestohlen.

Nur wo dem Rinnsale des Baches entlang ab und zu eine kleine, flache Thalmulde verläuft, dehnen sich je einige Joch Wiesen aus. Das sind dann aber auch Wiesen, daß es eine Art hat! Fünfmal des Jahres schlägt die Sense in den reichen Graswuchs, das Heu könnte auf jeder Herren-tafel als Salat paradiren. Ueberdies treibt der Bach eine Mühle, die einen anständigen Zins abwirft. Der Thal-kessel, in dessen Grunde, unter dichtbelaubten Nußbäumen versteckt das Dörfchen liegt, ist ringsum von sanft ansteigenden Hügeln umsäumt, auf deren Hängen das Ackerland liegt, Alles in Allem kein großer Complex und schwer zu be-wirthschaften, denn es ist gebundener Boden der viele Düngung erfordert und auch der Ertrag ist kein so reicher, wie ihn der schwarze Grund des Alföld giebt, der an Mast der zähesten Töpfer-Erde gleichkommt. Dafür giebt es hier aber andererseits auch nie eine Mißernte; weder Ueber-schwemmung noch Dürre, noch Wanderheuschrecken richten den Ertrag zu Grunde. Die Weizentafeln prangen noch Anfangs Juli in üppigem Fahlgrün; dazwischen hin schlängelt sich ab und zu ein Streifen weißblühenden Haide-

korns; an anderen Stellen sticht ein Fleckchen dunkelgrünen Hanfes hervor und draußen in einer der äußersten Spitzen des Ackers schillert ein himmelblaues Dreieck: blühende Leinsaat, gleich neuen Tuchflicken an dem verschossenen Mantel eines armen Mannes. An den Südabhängen waren sogar Weingärten gepflanzt, deren Gehege mit ihren in den launenhaftesten Stylarten gehaltenen Preßhäusern inmitten der Rodung aussahen wie eingerahmte Bilder. Und jenseits der Hügel steigen dann die hohen Bergriesen empor, die Kuppen und Hänge mit Urwald bedeckt, Höhe über Höhe gethürmt und erst die äußersten Felsenzacken streben nackt aus der Laubhülle himmelan.

Nieden durch das Thal rauschte ununterbrochen leises Getöse; es war das Murmeln des Baches; der ewige Sang seiner winzigen Katarakte klingt von dem Felsengrunde wider. Stellenweise waren einfache Wehre aus Weidenruthen errichtet, so daß sich kleine Teiche bildeten. In denselben wurden Forellen gezogen. Auf der Oberfläche plätscherte das niedliche Volk der Enten und sonstigen Hausgeflügels.

Es war Abend geworden, bis Leon am Dorfe anlangte; offenbar mußte heute irgend ein Feiertag sein, denn nirgends arbeiteten Leute auf dem Felde und die Kinder spielten draußen an den Rainen.

Auf einer Anhöhe vor dem Dorfe lag der umfriedete

Kirchhof. Der Rasen, von wildem Thymian dicht bestanden, erschien in mattes Lila gekleidet und war vollgesteckt mit einfachen hölzernen Kreuzen, weißen und blauen und rothen bunt durcheinander; an den meisten hingen vergilbte Trauerkränze. Ueber den halbeingesunkenen, vom Grase überwucherten Grabhügeln spielten sieben Kinder, Blondköpfe alle sieben und an Größe in regelmäßiger Abstufung auf einander folgend, wie die Orgelpfeifen: im Alter von zehn bis herab zu drei Jahren. Das größte, ein elfjähriges Mädchen — sie war das achte der Geschwister — saß im Grase und hielt das kleinste, ein einjähriges Knäblein, im Schooße, das mit den rosenrothen Füßchen strampelte und um jeden Preis mit den Anderen im Reigen tanzen wollte.

Die Kinder hielten einander an den Händen, hatten einen Kreis geschlossen und sangen

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Kaum aber hatte das flachshaarige Völkchen Leon erblickt, als es Sang und Tanz mit einem Mal abbrach und insgesammt mit Lärmen und Jauchzen aus dem Friedhofe ihm entgegenstürmte.

Er war der Taufpathe aller neun.

Sie hatten ihn alsbald erreicht, nahmen ihn in die Mitte, schmiegten und klammerten sich an ihn, kletterten an

seinen Schenkeln empor und schmatzten ihm die Hände ab.

Leon nahm das herzigste der Püppchen, das kleine dreijährige Lischen auf den Arm. „Na Lischen, kennst Du Deinen Pathen noch? — und Du gibst mir nicht einmal einen Kuß?"

„Nachher," machte der bausbackige Seraph und steckte das winzige Fäustchen zur Hälfte in den Mund.

„Wann denn nachher?"

„Dann, wann . . . . was hast Du mir denn mitgebracht aus dem Parisch?"

„Da hat man's! Daran hat in dem Parisch auch nicht eine Seele gedacht, daß es in der Rézalja neun flachsköpfige Rangen giebt, denen man etwas mitbringen müßte; und sind doch so schöne Sachen die schwere, schwere Menge zu haben in dem Parisch!"

„Was hat uns der Herr Pathe mitgebracht aus Parisch?" riefen nun auch die Anderen im Chorus und begannen den Weitgereisten förmlich zu belagern.

Also in die Enge getrieben, durchsuchte Leon alle Täschchen und Taschen seines Anzuges, bis er schließlich in der That etwas Passendes fand: ein kleines Etui in Form eines Albums mit den Photographien der berühmten Herren und Damen, mit denen Leon in der großen Welt sein eigenes Porträt getauscht hatte. Er vertheilte die Bilder an die

Kleinen. Hei wie freute sich das Völkchen der vielen geputzten Generale und Minister! Lieschen bekam das vergoldete Etui, mit dem Bilde einer wunderschönen goldhaarigen Frau darauf, die aussah wie eine Fee. Wer war glücklicher, als das Kind!

Und nun stürmte der ganze Schwarm im Laufschritte voraus, um Haus und Hof mit der frohen Botschaft zu alarmiren: der Herr Pathe ist wieder da! Leon's Stammhaus war das bekannte kleine Dorfkastell, welches der große Nußbaum, der nebendran gepflanzt war, im Verlaufe der Jahre im wahren wie im figürlichen Sinne dadurch in den Schatten gestellt hatte, daß er ihm über das Dach hinauswuchs. Vor dem Hause war ein Blumengärtchen angelegt, gegen Osten endete das Gebäude mit einer kleinen Veranda, die auf Säulen ruhte. Der Gang an der Längenseite war mit Backsteinen gepflastert, die Fenster hatten Gelsengitter, den Eingang schloß eine zweiflügelige Thür. Als Hauptzier prangte an der Höhe der Front ein mächtiges Hirschgeweih.

Die erste, die auf das Jauchzen und Lärmen der Kinder aus dem Hausflur trat, war die Mutter derselben, ein dralles Weibchen in der Blüthe ihrer Jahre, schmuck und feurig und lebensfroh. Ihre beiden Hände waren über und über in Teig gehüllt, sie hatte soeben an der Mulde gestanden und Brot geknetet; das hinderte sie aber ganz

und gar nicht, die beiden Hände über den Kopf zusammen=zuschlagen, als sie Leon erblickte.

„Jesus Maria! Der gnädige Herr!"

(Von den übrigen Titulaturen Leon's wußte die gute Frau noch nichts.)

„Ja wohl, ich bin es leibhaftig! Wollet Ihr mich ein=lassen, Frau Gevatterin? Deshalb brauchen Sie aber die Handschuhe nicht auszuziehen; fahren Sie nur immer fort in dem Klavierspiel, wo Sie stehen geblieben sind."

„Just heute haben wir vom gnädigen Herrn gesprochen, ich und mein Alter. Doch was sage ich? Als ob nicht Tag für Tag nur das unsere Rede wäre! Habet ihr dem Herrn Pathen auch die Hand geküßt, ihr nichtsnutzigen Dinger alle miteinander?"

„Doch, doch! versicherte Leon; sie haben mich abgeküßt auf alle Weise. Wie viele sind ihrer denn nur gleich? Elf, denk' ich — wie?"

„Ach scherzen Ew. Gnaden doch nicht so! verwies ihm die Frau mit geschämigem Schmollen die Rede. Sind ja nur ihrer neun. Genug der Last, neun so nichtsnutzige Rangen in einem Schwarm. Gewiß, sogar des Guten zu=viel!"

„Weib, Weib, versündige Dich nicht! sprach eine Stimme hinter ihr. Ihr Mann, der Wirthschafter, war aus dem

Flur getreten. Er war eben so blond von Haar, wie seine Kinder alle; die Jungen glichen ihm, als ob er sie — wie wir Bauern in unserer ungeschlachten Weise zu sagen pflegen — aus dem Munde gespien hätte. Das blonde Haar bildete einen prächtigen Contrast zu der sonnengebräunten, gesunden Gesichtsfarbe. Er ging in Hemdärmeln und Weste; die eine Hälfte des Jahres über pflegt der Landwirth den Rock zu sparen. Das ungeheure Messer in seiner Hand zeigte, daß er eben vom Tabakschneiden kam. „Gottwillkommen dahein, nagyságos komám uram!" (Man sieht, der Mann verstand es besser, dem großen Herrn den gebührenden Respekt zu erweisen.)

„Na und jetzt heißt es Flammflecken backen! rief Leon der Hausfrau zu; und zwar rasch und eine gehäufte Schüssel, denn wir sind unsrer ein volles Dutzend dazu."

Damit küßte Leon die Frau Gevatterin auf die dargebotene Wange und drückte dem Gevatter herzhaft die Hand, der sodann an den Wagen trat, um Reisesack und Mantel von demselben in's Haus zu schaffen.

Leon fand sich auch ohne Führer in dem Stammhause seiner Familie zurecht, aus welchem vor Jahren sein Großvater mit drei Brüdern, gleich den vier Haymonskindern, ausgezogen waren in die weite Welt, um sich ihr Glück zu

erheirathen, in dem Hause, in welchem er selber auch ein gut Stück seiner glücklichen Kinderzeit verlebt hatte.

Der gute Seregely (so hieß der Wirthschafter; der Name bedeutet im Ungarischen einen Staar, oder „Staarmatz,“ wie das Volk zu sagen pflegt,) war ehemals Hajduk bei Leon's Vater gewesen. Als er sich später verheirathete, setzte ihn der alte Herr als Wirthschafter hier heraus auf das Stammgut und er bewährte sich als tüchtiger Landwirth. Er lebte und ließ die Herrschaft leben, der Besitz warf mehr ab, als wenn der Eigenthümer selber nach der Wirthschaft hätte sehen wollen.

Im Wohnzimmer war Alles so in Stand gehalten, als ob man Leon jeden Tag erwartet hätte. Die Stühle, alterthümliche, schwere Möbel aus Eichenholz mit Lederüberzügen, von jedem Stäubchen reingewischt; der mächtige Tisch aus Nußholz mit Wachs und Kork glänzend gebohnt; im Kamine das Scheitholz zurechtgelegt, die trockenen Späne daruntergeschoben, das Feuerzeug nebendran zur Hand. Die Läufe des schönen Lancaster-Gewehres, welches an der Wand hing, waren mit Wergpfropfen verstopft, damit sich der Staub nicht dreinsetze; daneben hing die Waidtasche; die Stickerei daran mochte wohl ein Andenken von schönen Händen sein; stellenweise waren die Farben bereits verblichen. Der Fußboden schimmerte blank, mit feinem Sande

bestreut. Das Bett war mit blendendweißem Linnen bezogen. Gegen die lästigen Fliegen waren Leimruthen aufgesteckt. Die Bücher standen geordnet im untersten Fache des Gläserschrankes: Zeugen ehemaliger Schulweisheit, poetische Lectüre, die bereits durch das halbe Komitat von Hand zu Hand gegangen war; von einem und dem anderen Werke ist der letzte Band noch zur Stunde irgendwo ausständig. Ueber den Büchern aber prangten die Gläschen für den herzerfreuenden Nußbranntwein. Die hohen Jagdstiefeln waren mit Fischthran gesalbt und hübsch geschmeidig gehalten. Am Spiegel steckte ein Strauß von Lavendel, der das Gemach mit erquickendem Dufte füllte.

Offenbar war Leon hier dringend erwartet worden.

Hin und wieder hingen seine eigenen Handzeichnungen aus seinen Kinderjahren in schwarzlackirten Rahmen an der Wand. Damals hatten sie für Meisterwerke gegolten und heute noch hielt zärtliche Pietät sie mit blauen Kornblumen und rothen Tausendschönchen umkränzt. Welch glückliche Zeiten, als der Knabe noch in solche Leistungen seinen Stolz setzte!

Der wackere Seregely hatte die Zeiten nicht vergessen, da er als des gnädigen Herrn wohlbestallter Leibhajduk am Edelhofe diente: er räumte heute wie damals mit eigenen Händen das Reisegepäck an seine Stelle; er nahm Stück

für Stück aus dem Mantelsacke und legte jedwedes in die verschiedenen Fächer des alten Schubladekastens zurecht, desgleichen in den umfangreichen Schreibsekretär, was dahin gehörte.

„Nun also, wie geht es denn eigentlich hier in St.-Helena?“ fragte Leon den ab- und zueilenden Wirthschafter.

„Jenun, Gott Lob und Dank, es stünde ja Alles in Allem so weit gut. Wenn es dem gnädigen Herrn Gevatter gefällig wäre, so könnten wir uns bis zum Abendessen noch ein wenig umsehen in Haus und Hof. Aber nur, wenn der gnädige Herr nicht müde ist.“

Leon zog zunächst die hohen Stiefel an und vertauschte den pariser Talma mit dem landesüblichen Kaczagany; in dem Kostüm war er allen Hausthieren vertraut und durfte nicht besorgen, daß der Hofhund und der Gänserich es ihm vom Leibe rauften, wenn er aus der Thür träte; hätte er sich in seinem modischen Anzuge vollends auf die Hutweide hinauswagen wollen, so würde ihn der Stier aus dem Felde getrieben haben.

„Müde? Was nicht gar! Ich habe doch seit vier Tagen und vier Nächten nichts weiter gethan, als geschlafen.“

Während des Rundganges erzählte ihm der Gevatter, daß die Saaten herrlich stehen; die Gerste sei bereits ge-

schnitten, sie habe vierzehn Samen geschüttet, Weizen aber verspreche neunzigpfündig zu werden, wenn anders die Witterung so günstig bleibe. Morgen früh aber würden sie sich ja die Felder besehen; Heuschrecken haben sich Gott sei Dank heuer noch keine gezeigt, von Rost und Brand sei auch nicht die Spur zu sehen und auch der Drahtwurm habe die Saat nicht heimgesucht. Wein werde man, wenn aller so geräth wie er sich anläßt, an die zweihundert Eimer lesen, und Eicheln gebe es so viele, daß man zum Herbste wohl auch noch eine fremde Heerde gegen Pacht werde in Mastung nehmen können, obschon sich auch das eigene Borstenvieh hübsch vermehrt habe, so daß für heuer mindestens fünfzig Stück schöne Szalontaer Zuchtschweine verkäuflich sein werden. Die Schafheerde sei ebenfalls wohlgediehen; sie habe um ein Vierttheil zugenommen und die heurige Schur habe bereits vier Centner ergeben; wenn unser Herrgott ein bischen Krieg schicken wollte, müßte sie auch einen schönen Preis erreichen. Die Bienen haben sehr gut geschwärmt; die Akazien hatten reich geblüht und wilden Reps und Bienenkraut gab's im Felde die schwere Menge; zwanzig Centner Honig mindestens werden zum Herbste zu Markte gebracht werden können. Die Obstbäume tragen so reichlich, daß die Zweige gestützt werden müssen, die Frau werde alle Hände voll zu thun bekommen mit Dörren und

Branntweinbrennen. Auch wegen der Knoppern habe der Löw Hirsch bereits angefragt; er habe auch Drangeld geben wollen, man habe sich aber auf den Handel nicht eingelassen.

Mit einem Worte Eins in's Andere gerechnet verspreche das Gut heuer ein enormes Einkommen abzuwerfen. Conventionen, Steuer, Gehälter, Tagelöhne, Assecuranz u. s. w. abgezogen, werde noch immer ein schönes Stück Geld übrig bleiben.

Ein schönes Stück Geld!

Du grundgütiger Gott! Was hat der arme Landwirth nicht zu sorgen und zu mühen, bis es zusammengescharrt ist! Scholzen brechen, durch Koth und Tümpel waten, Unkraut jäten, früh aufstehen, spät die Ruhe suchen und den Tag über sich plagen in der Sonnengluth! Hacken und felgen, pfropfen und Raupen ablesen; die Wolle flockenweise, das Obst stückweise zusammentragen; Bienenschwärme belauschen und Diebe verscheuchen; Weiber und Kinder zur Arbeit anstellen; die Vorräthe bewahren, mit jedem Bissen geizen sich selber und Anderen gegenüber, die Dienstboten in Zucht und Ordnung halten, das Jungvieh hätscheln und betreuen! Jeden Groschen, der da eingeht, auf der flachen Hand besprechen, daß er sich mehre, jeden Kreuzer, der da ausgegeben werden soll, wenden und drehen in dem Besinnen, ob er nicht doch zu ersparen wäre? Wie oft und inbrünstig

betet der Mann um Regen und Sonnenschein! Und wie viele Wege hat er dann noch zu machen, bis zu Markte gefahren ist, was Gott gegeben hat, — was hat er nicht zu jammern und zu betheuern, bis Alles auch glücklich an Mann gebracht — bis endlich dieses schöne Stück Geldes beisammen ist — eine Summe, die für eine Familie das Jahr über reicht, ein Betrag, der in Paris in einem Monat durch die Finger gleitet, man weiß selber kaum, wie?

Gevatter Seregely führte Leon allenthalben in der ganzen Wirthschaft herum und zeigte ihm mit beredtem Bewußtsein Scheunen und Kotarken, Garten und Bienenstand und Stallungen, Haus und Hof und Keller, so weit es eben der lange Sommerabend gestattete, noch Alles in Augenschein zu nehmen.

„Um ein Drittheil wenigstens ist das Gut heute mehr werth, als im Vorjahre um diese Zeit," sprach mit wohlberechtigtem Stolze der wackere Landwirth. „Und da untersteht sich noch — na das dürfen Sie sich anhören, Herr Gevatter — da untersteht sich der Arendator, der Löw Hirsch, mich mit dem Ansinnen zu überlaufen: ich solle Ew. Gnaden dazu bereden, daß Sie ihm das Gütchen für sechsundzwanzigtausend Gulden verkaufen mögen! Daß ihn das Donnerwetter —! Na, ich habe ihm aber auch die Thür gewiesen! Ich habe ihm gesagt: „Nun sehen Sie aber auch dazu,

daß Sie weiterkommen!" — Das heißt — ich habe das natürlich nur so insgeheim bei mir selber gesagt; ich will hoffen, er hat's nicht übel genommen."

Mittlerweile hatte die Hausfrau das Nachtessen zu Stande gebracht. Als die Männer von ihrem Rundgange zurückkehrten, erwartete sie dieselben bereits am Eingange und aus der weitgeöffneten Thür quoll ihnen einladend der Duft der frischgeschmorten Speisen entgegen. Der Tisch stand für drei Personen gedeckt.

„Nun und die Kleinen?" fragte Leon.

„O die sind längst abgefüttert und auch schon zu Bette. Wollen Ew. Gnaden nicht einen Augenblick hineinsehen zu ihnen, wie sie in einem Rudel hübsch bei einander liegen?"

„Doch."

Leon ließ sich in die hintere Kammer geleiten, wo die junge Generation ihre Nachtherberge hatte. Vier Betten standen der Länge und der Breite nach beisammen und darinnen lagen acht Kinder; das Kleinste schläft noch bei der Mutter. Acht Blondköpfe, eng aneinander geschmiegt, mit den Armen sich gegenseitig umhalsend. Eines dieser Consortien ist noch unruhig in der Theilung des gemeinsamen Territoriums begriffen; das andere nebenan hat seinen Haushalt bereits hübsch separirt und sich's Jedes mit den Füßen zu Häupten des Anderen nach Möglichkeit be-

quem gemacht. Das kleine Lieschen hält noch im Schlafe das schöne Etui fest in den Händen und das pausbäckige, rosenrothe Gesichtchen auf das Bild jener wunderschönen Frau gelegt.

„Na Herr Gevatter, haben Sie in ihrem Leben schon so ein Staarennest gesehen?“ fragte Seregely, der alte Staar, mit gerechtem Vaterstolze.

„Ach ja, Ihr seid Eurer allzu viele, meine lieben, theuern Kinder! seufzte die Frau; allzuviel des Gottessegens!“

„Versündige Dich nicht, Weib,“ mahnte der Gatte ernsten Tones; der liebe Gott möge die Rede nicht gehört haben!“

„Nun ja, sie sind ja Alle, Alle meine Herzenskinder und ich weiß es wohl: wenn man mir sagen wollte, ich solle eines aus der Schaar von mir lassen, — ich wüßte keines auszuwählen, das ich entrathen, von dem ich mich trennen möchte. Aber es will doch immerhin nicht wenig sagen, neun Stück Brod auf einmal vom Laibe zu schneiden. Oder wenn so eine Bescheerung neun Paar Schuhe der Reihe nach auf dem Fenstersimse stehen!“

„Sieh Dir einmal unsern Nachbar an, den walachischen Kleinhäusler, der vom Tagelohn lebt: er hat noch um ein Häuptlein mehr, zehn lebendige Kinder, und verzweifelt

gleichwohl nicht, wie er sie durchbringen wolle. Im vorigen Herbst rief ich ihn in den Taglohn; sonst pflegte er bei uns zu arbeiten, diesmal aber war er nicht zu haben. „Nu me tieme da jarma“ — ich fürchte den Winter nicht — sagte er. Es waren ihm in seinem Hausgärtchen vierzig schöne Herrnkürbisse gewachsen — damit wußte der Mann mit zehn Kindern den Winter zu überdauern. Uns dagegen hat der liebe Gott Brod gegeben und zwar reichlich. Wir wollen sie erziehen, daß sich Jedes von ihnen, wenn es erst groß geworden ist, das seinige selber zu verdienen wissen soll.“

Das Eine aber ließ sich schließlich die Frau nicht wegdisputiren, daß es denn doch immerhin eine Ungehörigkeit bleibe, so viele Kinder im Hause zu haben; das gereiche nun einmal den Eltern gar nicht zur Ehre vor der Welt. Ein Mädchen und zwei Buben, das sei so das richtige, das geziemende Maß. Dagegen führte der Mann freilich das stichhaltige Bibel-Argument an: „Jakob der Patriarch, hatte doch zwölf Söhne, und Töchter weiß Gott wie viele obendrein;“ die Frau aber replizirte: „Dafür hatte er aber auch zwei Weiber!“ — „Beide mit einander aber waren doch nicht so wackere Frauchen, wie es meine einzige ist!“

Leon hörte mit stummem Entzücken die Neckereien der Beiden wegen des Uebermaßes an Freude und Segen mit an.

Und des Nachts träumte er davon. Nur mit dem

Unterschiede, daß er sich selber an ihrer Stelle sah und die verschwundene Geliebte an seiner Seite. Sie Beide bewohnten das Haus, sie waren nunmehr hier so glücklich. Sie schnitt das Brod und der winzigen Händchen war kein Ende, die danach langten.

Auf den ersten Hahnenruf erwachte er. Er stand sofort auf, kleidete sich an und nahm die Büchse auf die Schulter. Er dachte, er sei der erste auf den Beinen im ganzen Hause. Allein draußen auf dem Hofe kam ihm bereits der Gevatter vom Stalle her entgegen und die Gevatterin hatte um diese Zeit längst schon die Kühe gemolken.

Die Männer pflegen hier keinen Kaffee zum Frühstück zu nehmen. Ein Schluck Pflaumenbranntwein, dazu eine Schnitte Paprikaspeck und ein Stück kräftigen Kornbrodes: das ist die Kost, wie sie für den Landwirth taugt.

Leon sagte, er wolle einmal den Wald durchstreifen.

Der Gevatter erinnerte ihn, wenn er auf die Pürsche wolle, möge er den Vorstehhund mitnehmen. Allein Leon befahl im Gegentheil, man solle den Hund einsperren, damit er ihm nicht folge; es sei ja Schonzeit und er nehme die Büchse nur deshalb mit, weil es immerhin möglich sei, daß er unverhofft auf einen Bären stieße.

„Ganz richtig; es ist ein reiches Himbeerenjahr heuer und Meister Petz kommt häufig zu Thale, um in der Niede-

rung zu naschen. Uebrigens taugt um die jetzige Jahreszeit auch die Jagd auf Raubwild nichts; das Gethier läßt die Haare und der Pelz ist mottig.“

Leon ging auch nicht in den Wald um zu jagen, sondern um die Einöde aufzusuchen, die sonst keines Menschen Fuß zu betreten pflegt. Die Wildniß dieser Waldungen war ihm von früheren Zeiten her wohlvertraut; er fand sich daselbst besser zurecht, als in dem Gewirre der Gassen einer Hauptstadt. — Er kannte hier jeden Tritt und jeden Laut. Er wußte genau, wo das große Opernhaus der Amseln und der Nachtigallen steht; wo der Auerhahn gegen hohes Entrée seine Vorstellungen giebt; auf welchem Boulevard die wahren Koketten des Waldes, die leichtfüßigen Rehe, graziös ihre schlanken Taillen zur Schau tragen; in welchem Thalgrunde Gottes herrlicher Blumengarten angelegt ist, prangend mit den Orchideen und den prachtvollen Turbanlilien seiner wundervollen Treibhäuser; wo Sr. Excellenz Meister Petzens nicht jedem gemeinen Manne so ohne weiteres zugängliches Residenzschloß steht; wo der ausgezeichnetste Champagner zu haben ist, frisch aus dem Felsen schäumend, wahrhaftige „Carte blanche“; über dem Quell schließen mächtige Linden, eben im vollen Reichthume ihrer goldenen Blüthen schimmernd, das üppige Laubgewölbe: ein wahres „maison d'or“. Er kennt das großartige Theater, dessen Decorationen die himmel-

anstrebenden Gebirge bilden, mit blauenden Alpengipfeln im Hintergrunde; unten auf der Bühne agiren die Menschen und spielen die Scenen — des wirklichen Lebens ab. Das ist das richtige „Volkstheater". Die Bevölkerung nieden in dem tiefen Thalgrunde dringt sichtlich immer weiter vor mit den grünen und gelben und braunen Streifen seines Ackerlandes, ringt der Wildniß mehr und immer mehr Boden ab und erhöht zum Schutze des gewonnenen Territoriums seine Wohnhäuser und dämmt den Wildbach in ein geregeltes Bett, setzt Mühlen und Walkhütten auf seinen Rücken und zwingt ihn dienstbar zu sein dem Geschlechte der Menschen. An den Berghängen liegen allenthalben zerstreut behauene Baumstämme geschichtet: im Winter gefälltes Bauholz. In den gestrüppigen Lichtungen bewegen sich weiße Punkte: weidende Rinder und Ziegen. Auf dem grünen Anger sind weiße Gedankenstriche gezogen: zum Bleichen ausgespanntes Linnen; selbst der Sonnenstrahl ist zur Arbeit herangezogen, alles arbeitet hier auf diesem großen Theater, hier ist alles Ernst, hier giebt es keine Komödie!

Tief drinnen im Walde lag eine bekannte Stelle, die man „Monostor" — das Kloster — nannte. Hier war in seinen Kinderjahren Leon's Lieblingsaufenthalt gewesen. Auf der Höhe einer Felswand, die ein unbewohntes Thal abschließt, dehnt sich ein Plateau geräumig in die Länge und

Breite; von drei Seiten überragen dasselbe mit Urwald bestandene Bergrücken. Ein Theil der Hochebene ist von Himbeergesträuch bedeckt; auf einer andern Partie wuchert ein wildes Gestrüpp von Haselstauden, zehn Klafter hohe Stämme, dicht aneinander wie die Halme eines Röhrichts. Aus dem dunklen Grün des Hintergrundes lugen die Ruinen eines ehemaligen Karthäuser-Klosters hervor, einer riesigen Blumenvase voll collossaler Gewächse zu vergleichen: hundertjährige Linden streben aus dem Klosterhofe himmelan, über das Gemäuer aus hartem Granit empor und drängen die Kornellen- und Schneeballensträucher, die sich auf den Gesimsen angesetzt haben, rings über den Rand heraus; aus den gothischen Fenstern quellen die langen Bärte des Baumfarn hervor, und aus der Tiefe wuchert der Epheu entgegen, der sich an den künstlerischen Sculpturen zur Höhe emporrankt; der Krepin, die Webepflanze, welche die ehemaligen Bewohner in sorgsamer Kultur pflanzten, um aus ihren Fasern ihre Seide zu gewinnen und Strümpfe und Gewänder zu wirken, spinnt wildwachsend die ringsum zerstreuten Trümmer ein und bedeckt die Kapitäler der gestürzten Säulen mit seinen fleischfarbenen Blüthendolden. Vor alten Zeiten war die Hochebene ein Garten gewesen, doch die edlen Obstbäume sind längst dahin; nur die Wildlinge der Kirsche und der Weichsel prangen noch im Gehölze und erfreuen die

Vögel des Himmels mit ihren süßen Früchten; die alten Linden aber setzen noch heute Ring an Ring, die Jahre zu zählen, die seit dem Aussterben des Geschlechtes, das sie gepflanzt über ihre Wipfel dahingezogen sind. Sie stehen eben in voller Blüthe. Um diese Jahreszeit ist die Linde die Königin des Waldes: all' ihre Zweige von Gold und Honig schwer; ihr märchensüßer Duft erfüllt alle Thäler; in ihrem Laubgezelte summen und wimmeln die Schwärme der Bienen. Es sind Deine Bienen, Leon. Sieh doch, wie weit sie ausziehen, um für Dich den Honig einzutragen.

Wie oft hatte sich Leon in früheren Zeiten von der Jagdgesellschaft fortgestohlen und war hierhergeeilt! Hier lagerte er dann im Grase, stützte den Kopf in die Hand und starrte in's Blaue, schweigend und gedankenlos.

Die Stelle fand er auch heute wieder, aber seine Gedanken folgten ihm heute auch hierher.

Jemand hatte ihm einst gesagt: „Der gefallene Diplomat ist ein gestorbener Mann."

Er fühlte es bereits, daß er ein todter Mann geworden war.

Er härmte sich auch nicht um das verlorene Leben.

Wenn jener Zustand dort draußen Leben war, und dieser hier der Tod ist, so wäre der Tausch so übel eben nicht.

Wie aber leben die armen Gestorbenen fort?

Dürfen sie denn noch Freude empfinden, schaffen und handeln, hoffen und träumen — im Jenseits?

Weshalb nicht, wenn sie auch ihre Lieben mit sich nehmen dürfen!

Allein hier liegt der Knoten!

Was mochte aus ihr geworden sein, die das Endziel seines ganzen Lebens war?

Er hatte den chiffrirten Brief mit sich gebracht. Er wußte ihn bereits auswendig, breitete ihn aber dennoch vor sich hin und las ihn von neuem. Zuweilen kommt ein Bienchen auf das Blatt geflogen und hilft ihm lesen und summt ihm dann in's Ohr, als ob es ihm sagen wollte, es habe Alles ganz wohl verstanden.

Welche Seelenstärke in einem schwachen Mädchen! Sie war im Stande gewesen, einer so verlockenden, glanzvollen Zukunft zu entsagen; sie hatte es über sich vermocht, den Mann zu verlassen, den sie bis dahin verehrt hatte gleich einem Abgott und der nichts weiter von ihr verlangte, als daß sie ihn auch fortan als Vater liebe, dabei aber seinen Namen trage und seinen Fürstentitel führe; und dafür sollte sie alle Annehmlichkeiten des Lebens haben, die Huldigung und Ehrerbietung der Welt, Alles was man Glück zu nennen pflegt auf Erden. Sie aber war geflohen vor all' diesem Glücke, um ihrer Liebe getreu zu bleiben. — Und

wohin? — Hinaus in die weite Welt. Mit sich genommen hatte sie Elend und Verzweiflung, Verachtung, Vergessenheit. Nicht ein Wort enthielt das Schreiben, welches ihn auf ihre Spur hätte leiten können, nicht den leisesten Fingerzeig, wo er sie zu suchen habe. Sie wolle sich verbergen, schrieb sie, um dem hochaufstrebenden Lebenslaufe des Geliebten nicht im Wege zu stehen; wenn er dereinst die Höhe erreicht habe, dann könne er sie wiederfinden, wenn er bis dahin ihrer noch gedenke.

Nun — er hatte die Tiefe erreicht.

Wie aber sollte das Livien zur Kenntniß kommen? Die Todten der Diplomatie werden nicht mit Pomp und Gepränge begraben, man hält ihnen keine Leichenreden, keine schwarzgeränderte Traueranzeige verkündet ihr Ableben. Sie werden in aller Stille eingescharrt, wie es bei Hingerichteten Brauch ist.

Wo sollte er die ersten Spuren der Verschwundenen suchen? Sie hat keine Verwandtschaft; und wenn sie deren dennoch hat, ist sie in ihren Kreisen längst vergessen; die Ihrigen haben sich längst gewöhnt, die vornehme Dame in ihr zu sehen, die keinen Raum mehr findet in ihren Hütten. Dort würden nur Hohn und Vorwürfe sie empfangen, das Mädchen, welches das Glück von sich weist und dann hierher kommt, armen Leuten zur Last zu fallen. Und alle ihre

Bekannten —? Ach sie hat ja allen Grund, gerade vor denjenigen, die sie kennen, am sorgfältigsten geheim zu halten, wohin sie ihre Schritte gewendet habe. Was sollte aus der Vereinsamten werden, draußen in der fremden Welt? Ihre Wohlthäter hatte sie verlassen, ohne irgend etwas mit sich zu nehmen — so mußte sie denn Obdach und Nahrung und Nothdurft des Lebens mit saurer Arbeit erwerben.

„Und ich — ich habe Brod und Obdach."

Er vermochte keinen Ausgangspunkt zu finden. Den ganzen langen Tag über durchstreifte er die Einöde kreuz und quer und schnitzte seinen kleinen Pathen Windmühlen aus Hollundermark und kleine Dampfschiffe mit Rädern, um ihnen bei der Heimkehr Freude zu machen.

Eine sonderbare Jagd!

Schon zwölf Tage vergrub er sich Tag für Tag hier in die Wildniß, und noch hatte er den Weg zur Auferstehung nicht gefunden.

Seit er Paris verlassen, hatte er keine Kunde aus der Welt mehr vernommen. Hierher gelangen keine Zeitungen. Es ist eben die Zeit der dringenden Feldarbeit und so fährt Niemand zur Stadt, der etwa von dort her Neuigkeiten bringen könnte. Es kümmert auch die Leute hier nicht besonders, was draußen vorgeht; sie interessiren sich für Krieg und Frieden nur insofern, als im ersten Falle der Hafer steigt.

Soviel wußte ihm übrigens der Gevatter zu sagen, daß Löw Hirsch dagewesen sei und die ganze heurige Erndte am Halme habe kaufen wollen; es müsse jedenfalls etwas im Anzuge sein draußen in der Welt, sonst würde nicht so lebhafte Nachfrage nach Korn und Hafer herrschen. Seregely hatte sich aber auf kein Geschäft eingelassen; vor der Erndte pflege er nicht zu verkaufen; die Frucht gehört erst dann uns, wenn sie auf dem Schüttboden liegt: das war seine Maxime.

Die Linden um die Kloster-Ruinen waren verblüht und die Bienen schwärmten im Walde nicht mehr summend um Leon herum. Er aber suchte noch immer die Lösung seines großen Räthsels draußen in der Einöde.

Das erste Wort, der Anfang ist es, was so schwer zu errathen ist.

Gedächtniß, Phantasie und Urtheilskraft vereinigen ihre Anstrengungen, um dieses Wort zu finden.

Wer waren ihre Bekannten? Was entspräche ihrem Charakter? Was läßt sich aus der Zeit und aus der Lage folgern, in welcher sie ihren Wohnort verließ? Was konnte, was mußte geschehen sein? War denn die topographische Lage von Etelvar eine solche, daß eine Dame ohne jede Begleitung ungesehen die Gegend durchwandern konnte? Von wem ließe sich annehmen, daß er ihre Flucht in irgend einer

Weise gefördert habe, später aber, als er sah daß die fürstliche Familie das Mädchen suchen ließ, gleichwohl nichts entdeckte?

Dieses fortwährende Grübeln erzeugte allmälig jenen Seelenzustand in ihm, in welchem der Mensch die Fähigkeit erlangt, sich von dem Orte, an dem er sich thatsächlich befindet, hinwegzuversetzen, weit fort, dahin, wo er gerne sein möchte. Er folgt einer Gestalt, welche die Einbildungskraft ihn sehen läßt, in Sprüngen, wie sie nur im Traume möglich sind, ohne Rücksicht auf Raum und Zeit.

Leon warf seine Waidtasche in das Gras hin, lehnte die Büchse an einen Baumstamm, legte sich selber am Fuße desselben hin und stützte den Kopf wider den bemoosten Wurzelstock.

Im Dickicht raschelte es. Aus dem Haselgesträuche trat ein Reh mit seinem Kitzlein auf die Lichtung heraus. Das Mutterthier stand auf dem Plane still und sah umher; es spitzte die Ohren und holte mit weitgeöffneten Nüstern Witterung ein. Die kleine, hellgesprenkelte Kitze tanzte in übermüthigen Sätzen rings um die Mutter her, schlüpfte ihr unter dem Leibe weg und wieder zurück und sprang nach ihrem Kopfe.

Aus den Ruinen des Klostens plätscherte der Quell hervor, der sich, das Bett hüben und drüben mit Vergiß-

meinnicht gesäumt, bis an den Rand des Plateaus dahinschlängelte und dort in's Thal hinabstürzte. Die helle Fluth zerstiebte im Abfallen in einen feinen Silberregen.

Das Reh schritt an den Rand des Wassers, beugte den Hals hinab und trank. Dann trat es über das Bächlein und lockte das schäkernde Junge mit wimmerndem Rufe nach sich.

Leon dachte bei sich selber: „Ich bin nicht anwesend: dieses Thier sieht mich nicht. Ich streife ferne von hier herum, dort, wo ich jene winzigen, schmalen Fußspuren im Sande gefunden habe, denen ich nun folge Tritt für Tritt.“

Das Reh kam bis an die Stelle heran, wo die Waidtasche im Grase lag. Es beschnüffelte dieselbe, dann lagerte es hart nebendran und säugte sein Junges, während es selber ruhig wiederkäute. In der Tasche war offenbar noch niemals erlegtes Wild gewesen, sonst würde das Thier vor der Witterung geflohen sein.

„Ich bin nicht hier.“

Dann sprang das Reh wieder auf die Beine, beleckte den Hals und die Nüstern der Kitze und schritt gemach an die Linde heran. Es riß von einem Seitentriebe ein Blättchen ab, ein anderes fiel auf Leons Gesicht nieder. Es war, als ob das Thier, welches mit den großen Granataugen

starr nach der Stelle blickte, wo Leon lag, daselbst durchaus nichts sähe.

„Ich bin nicht hier.“

Um keinen Preis hätte Leon das Reh erlegen wollen, obschon er dann auch die Kitze hätte fangen können. Welche Freude würde das bei seinen Pathenkindern gegeben haben!

Er fing ihnen statt dessen am Heimwege einen Igel, der sich auf den Rasen heraus verirrt hatte und trug ihn im Taschentuche nach Hause.

Gevatter Seregely schüttelte bedenklich den Kopf. „Eine sonderbare Jagd das! Ist den ganzen langen Tag über außen und bringt zuletzt einen Igel heim!“

Er hatte aber auch noch etwas Anderes mitgebracht.

Er rief den Gevatter in's Zimmer und sprach zu ihm:

„Hör' einmal, Seregely, geh' doch morgen Früh zu dem Löw Hirsch hinüber und sage ihm, ich lasse ihn grüßen und wenn er mir sofort Geld geben könne, so wolle ich ihm in Bausch und Bogen Alles verkaufen, was wir von der heurigen Ernte überhaupt verkäuflich haben werden. Aber sofort müßte der Handel gemacht werden.“

Gevatter Seregely schüttelte nun noch weit bedenklicher den Kopf.

„Ei, ei, gnädiger Herr Gevatter, das ist kein gutes Geschäft! Es giebt keine ärgeren Wucherzinsen, als sie der

Landwirth bezahlt, der Geld nimmt auf die stehende Ernte."

„Ich brauche es, mein guter Seregely; ich brauche es unumgänglich nothwendig, und unter solchen Umständen fragt man eben nicht, was das Geld kostet, wenn es nur überhaupt zu haben ist."

„Aber lieber, guter Herr Gevatter, was wollen Ihnen denn die paar tausend Gulden bedeuten, die wir auf diese Weise herausschlagen können? Sie haben ja doch in allen Winkeln und Ecken Geld liegen wie Spreu."

„Ich? Geld?" fragte Leon nicht wenig erstaunt.

„Nun ja. Ich weiß, Gott sei Dank, doch auch eine Banknote von einer Weinflaschen-Etiquette zu unterscheiden; mir hat doch meiner Tage noch Niemand alte Loose statt Banknoten angehängt, wie es einmal am Arader Markte einem Walachen passirt ist. Als ich Ihren Reisesack auspackte, fiel mir unter den Schuhen ein Pack Hunderter in die Hand, aus dem Weißzeug flatterten ein paar Tausender hervor und eine tüchtige Handvoll fremder Banknoten, wie ich sie noch gar nie gesehen habe, steckte zwischen den Papieren. Ich habe Alles hübsch zusammengelegt und dort in die Lade des Schreibtisches versperrt. Sie tragen den Schlüssel in der Tasche. Wenn Sie Geld brauchen, haben Sie doch nur einen Schritt zu thun und mögen zulangen."

Leon war nicht anders zu Muthe, als ob man ihn vor den Kopf geschlagen hätte.

Das Geld, welches er damals vom Eisenkakadu bekommen hatte — daran hatte er gar nicht mehr gedacht!

Es überlief ihn kalt am ganzen Leibe.

„Gut, Seregely. Du brauchst also nicht zu Löw Hirsch zu gehen. Jetzt aber laß' mich allein.“

Und als er dann allein war, begann er wie ein Wild, das in eine Fanggrube gestürzt ist, hastigen Schrittes in dem kleinen Gemache auf und ab zu gehen.

Daran hatte er die ganze Zeit über nicht gedacht, daß ihm eine große Summe Geldes zur Verfügung gestellt worden war, mit deren Hülfe er eine wichtige diplomatische Mission vollführen sollte. Die Hälfte dieses Geldes hatte er bereits ausgegeben, dann aber hatte er seine ganze Aufgabe fallen gelassen und war auf und davon gegangen.

Dazu war er allerdings vollkommen berechtigt. Er konnte den hohen Diplomaten ohne Weiteres sagen: „Ich mag nicht mehr Komödie spielen für Euch. Meinethalben mögt Ihr die Welt in Brand stecken, wenn's Euch so gefällt — ich gehe heim und betrachte mir die Weltgeschichte von meinem Krautstrunke aus.“

Nur mußte er dann auch das Geld Demjenigen zurückgeben, von dem er es empfangen hatte. Und zwar nicht

blos den Rest, sondern auch die Summe, die er ausgegeben hatte. Freilich hätte er den Betrag nach der bekannten Manier verrechnen können: „Hingefahren und hergefahren macht hundert Gulden, gegessen und getrunken macht wieder hundert, Summa Summarum dreihundert Gulden, und Null von Null geht auf.“ Allein das war Leons Art und Weise nicht.

Für gestorben gelten — gut, sei es drum! Aber sich überdies einen Grabstein mit der Inschrift setzen lassen: „Hier ruht der Mann, der ungezähltes Geld, welches das Vertrauen in seine Hand legte, verbraucht, aber dafür nicht ausgeführt hat, was ihm übertragen war — nein, das konnte dieser Todte nicht mit sich geschehen lassen, ob es auch viele Andere ruhig über sich ergehen lassen mögen, die zu den Lumpen und Trümmern geworfen werden.

Er wird das Geld zurückgeben, zu Händen Desjenigen, aus dessen Hand er es empfangen, in vollem Betrage, bei Heller und Pfennig, und wenn das letzte Strohdach darauf gehen sollte, das er von den Vätern überkommen!

Er legte sich diese Nacht nicht zu Bette; er rechnete.

Es wurde ihm klar, daß er nothwendigerweise nach Wien reisen müsse. Er mußte das Geld dem Eisenkakadu zu eigenen Händen und persönlich wiedergeben, denn die Wohnung des Mannes kannte keine Seele, die erste Quelle

aber, aus welcher das Geld geflossen war, wollte er selber nicht kennen.

Unterwegs hatte er zwei Dinge zu besorgen.

Er mußte die Angelegenheit mit Löw Hirsch in Ordnung bringen.

Und weiter mußte er jene Fußspuren im Sande aufsuchen, die ihn auf den richtigen Weg leiten sollten.

Dann freilich — dann hatte er weder Brot noch Obdach mehr.

Gott mit dir, du letzte Zufluchtsstätte, du theures Erbe von den Vätern her! Ihr honigtragenden, emsigen Bienenschwärme und du, schirmende Waldeinsamkeit — Gott mit euch!

Sie mußte er deshalb dennoch suchen und finden. Der ist kein Mann, der da sagen wollte, was aus ihm werden solle, wenn er ein geliebtes Weib nähme, ohne irgend etwas weiter zu besitzen auf dieser Welt, als dieses eine Weib!

Noch vor Tagesanbruch erhob er sich, ging in den Stall hinaus und ließ anspannen.

Diesmal war er in der That früher auf den Beinen, als der Gevatter. Als dieser aus dem Hause trat, stand Leon bereits reisefertig vor ihm.

„Wohin, wohin, gnädiger Herr Gevatter?"

„Nach Wien. Ein dringendes Geschäft hat sich mir ergeben."

„Und ohne Frühstück? Und nicht einmal von der Frau wollen Sie Abschied nehmen? Aber so lange warten Sie doch wenigstens, bis ich die Kinder geweckt habe?“

„Nein. Wecke sie nicht. Ich will sie nicht sehen.“

Dann legte er dem Manne die Hand auf die Schulter, neigte sich zu ihm und flüsterte ihm zu:

„Damit die Neuigkeit Dir nicht überraschend komme, magst Du sie von mir selber hören: unterwegs spreche ich bei Löw Hirsch vor und verkaufe ihm die Besitzung.“

Damit sprang er auf den Wagen und fuhr davon. Auch nicht einen Blick warf er mehr zurück.

Der arme Seregely aber taumelte in die Stube zurück, wie Einer, der soeben den Todesstoß in's Herz empfangen hat. An den vier Betten, in denen seine Kinder schliefen, sank er in die Kniee und weinte bitterlich.

Der Diener Gottes und der Gottesleugner.

Zwei Stunden später war der Handel zwischen Leon und Löw Hirsch geschlossen; Leon von Zarkany hatte seinen letzten Besitz verkauft, das Haus, in welchem seine und seiner Ahnen Wiege gestanden, seine letzte Zufluchtsstätte.

Der Mann war ohne Frage ein Narr. Sich lieber seiner letzten Habe zu entäußern, als den winzigen, ganz unscheinbaren Makel an seinem Charakter zu dulden! Wer war denn überhaupt eingeweiht in die Geschichte? Kaum zwei oder drei Menschen würden darum gewußt haben, daß er zur Durchführung einer geheimen politischen Mission Geld empfangen und hinterher seine Aufgabe ungelöst gelassen, das Geld aber gleichwohl verbraucht habe. Wie Viele haben so gehandelt und sind dennoch Cavaliere geblieben —! Wer hätte sie zur Rede stellen sollen? Selbst Diejenigen, die um die Sache wissen, sagen es dem Betreffenden niemals

in's Gesicht. Höchstens machen sie, wenn sie seinen Namen irgendwo verzeichnet finden, einen Strich durch denselben und merken ihn nicht weiter. Höchstens in eingeweihten Kreisen würde man sich ab und zu ein Wort über ihn in's Ohr geraunt haben, nur ganz insgeheim — laut und öffentlich würde es nie Jemand gewagt haben, ihm einen Vorhalt zu machen. In jenen Kreisen aber brauchte er ja, falls ihn die Affaire genirte, nicht zu erscheinen.

Aber er war eben ein Narr! Er „verkümmelte" lieber sein heimisch Nest, nur um mit freier Stirne durch die Welt schreiten zu können, um nur ja vor Niemandes Blick die Augen niederschlagen zu müssen.

Um Mittag hatte er bereits die Wechsel in der Tasche, in denen Löw Hirsch den Kaufpreis erlegte; durchaus gute Papiere, zahlbar bei der Nationalbank, sofort auf Sicht. Ein Restchen, mit dem sich etwas anfangen ließ, blieb ihm von dem Betrage noch immer. Die Zeiten waren ja glänzende, das Geld wuchs gleich Pilzen aus der Erde.

Abends langte er in Dancsvar an. Hier hörte er zum ersten Male, was seit seiner Ankunft aus Paris in der Welt geschehen war. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte —! Die Blätter brachten soeben die überraschenden Nachrichten von den Ereignissen bei Wörth und bei Weißenburg, unglaubliche Neuigkeiten, deren sich gewiß Niemand versehen hatte.

Auch Leon kamen alle diese Berichte so unerwartet, wie Einen, den, soeben vom Schlafe erwacht, der Lärmruf trifft, der Blitz habe eingeschlagen, und der nun im Augenblicke noch nicht weiß, ob nicht etwa sein eigenes Dach in Flammen stehe.

So hatten sie denn vollkommen triumphirt, Diejenigen, deren Devise „Kampf und Krieg" gewesen.

Leon war in fieberischer Aufregung, die ihn nirgends ruhen ließ und ihn rastlos weitertrieb.

Er, der dieses Ungewitter in seinem Anzuge gesehen hatte, zitterte vor dem Umfange, in welchem sich dasselbe entladen mußte.

Nun fühlte er sich erst ganz und gar zu Staub zermalmt.

Nunmehr rissen ihn vollends zwei Gewalten mit sich fort, der Feuerschein des Weltbrandes am Himmel und die Fußstapfen seiner verschwundenen Geliebten auf der Erde. Jener jagte, diese zogen ihn.

Er beeilte sich, eine Fahrgelegenheit nach Etelvar aufzutreiben. Hätte er mit der Bahn reisen wollen, so würde er bis zum nächsten Morgen haben warten müssen, und bis dahin würde er grau geworden sein. Zu Wagen konnte er auch die Nacht über reisen.

Es war Abend geworden, als sein Fuhrwerk mit ihm durch die Straßen von Sipota polterte. An den Mauern

der Häuser waren noch immer die Aufschriften lesbar, welche vor zwei Jahren die patriotische Begeisterung mit Kohle oder mit rothem Mergel in riesigen Buchstaben dahin gemalt hatte: „Eljen Zarkany Napoleon! Der Abgeordnete des Etelvarer Wahlbezirkes lebe hoch!"

Er lebte nicht mehr —!

An der Ecke eines Wirthshauses flatterten die Reste eines Placates Alienors im Winde. — Schließlich hatte doch dieser gesiegt.

Des andern Morgens hielt der Wagen vor dem Thore der Probstei. Leon eilte in's Haus, um den geistlichen Herrn aufzusuchen.

Se. Hochwürden erging sich bereits im Garten und ergötzte sich an den Nelken und Levkojen.

Als der Probst Leon am Ende des langen Gartenweges erblickte, erschrak er beinahe vor ihm. Als er aber nahe gekommen war, ermannte sich der Geistliche und rief ihm mit seiner gewohnten Bonhommie entgegen:

„Na, Du „großer" Mann Du, was hast Du denn hier in diesen niedrigen Regionen zu suchen?"

Leon aber erwiderte mit vollkommen ernster Zerknirschung:

„Ich komme zur Beichte, Hochwürden. Ich habe eine schwere Sünde auf dem Gewissen: ich habe ein Mädchen gemordet — meine arme kleine Livia."

„Ich weiß es wohl . . .“

Dieses Wort war dem Probste unwillkürlich entschlüpft. Leon aber ergriff hastig seine Hand und rief:

„O dann bin ich an die rechte Stelle gekommen!“

„An gutem Orte bist Du hier jedenfalls. Nun sage mir aber, wie bist Du denn eigentlich auf diesen Einfall gerathen, Dir in der ganzen weiten Welt just meine Hausthür dazu auszuersehen, Deine desperate Fratze hineinzustecken?“

„Man sieht mir die Desperation an, nicht wahr? Ach ja, ich habe viele Tage und Nächte lang für und wider überlegt, bis ich endlich zu folgendem Schlusse gekommen bin: sie hat das Haus ihrer Wohlthäter ohne Abschied verlassen; sie war religiös und fühlte sicherlich, daß sie eine große Sünde beging, indem sie Vater und Schwester beleidigte um der Liebe zu einem Elenden willen, wie ich es bin. Diese Last konnte sie unmöglich auf ihrer Seele mit sich fort nehmen, ohne sie Jemandem zu beichten, von dem sie geistigen Trost erwarten durfte. Unmittelbar vor ihrem Verschwinden mußte sie also zu Ihnen gekommen sein, um zu beichten, weshalb sie eigentlich entwich.“

Der Probst schlug sich bei dieser Deduction mit der flachen Hand vor den Kopf, daß ihm die Camaura schief zu sitzen kam.

„Nun glaub' ich es, daß die Verliebten durchweg Clairvoyants sind. Außer Dir ist auch nicht eine Seele auf den Gedanken gekommen. Man fragte die Bäume im Walde und die Vögel in der Luft, nur bei mir anzufragen ist Niemand eingefallen. Meine Lippen aber hält das Beichtsiegel geschlossen. Und Prinzessin Rafaela hat Herrn Dumka Befehl gegeben, ihr nicht eher wieder vor die Augen zu treten, als bis er Livien ausfindig gemacht und in irgend einer Weise dafür gesorgt haben würde, ihre Lage erträglich zu gestalten."

„Sie war also richtig hier zu der Stunde, als sie das Schloß verließ —"

„Das hast Du geträumt. Weiter aber laß mich mit Fragen ungeschoren — es ist Beichtgeheimniß." Und wie zum Zeugniß, daß er bereit sei, dieses Geheimniß selbst mit bewaffneter Hand zu vertheidigen, faßte er einen Gartenrechen, der in der Nähe lag, anstatt des Krummstabes.

„Eine S ü n d e, die Jemand beichtet, ist allerdings Geheimniß," bemerkte Leon, „sie aber hat eine T u g e n d gebeichtet."

„Wie? Also Tugend wäre es, Dich zu lieben? Todsünde ist es und Gefahr der Verdammniß! Doch ich habe ohnehin schon geplaudert, was ich nicht sollte. Ne me inducas in tentationem."

„Ich will ja nur Eines wissen: Wohin hat sie sich gewendet? Wenn ich eine Sünde auf der Seele habe, so möchte ich eilen, sie zu büßen."

„Ob Du eine Sünde hast? Und wenn Du von dieser Stelle weg auf den Knieen über Berg und Thal rutschen wolltest, bis Du sie gefunden hättest, so würdest Du noch immer nicht abgebüßt haben, was Du gesündigt hast. Suche nur, suche, das soll Deine Buße sein. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist."

„Ist denn solche Grausamkeit Gottes Gebot?"

„Ich weiß nicht, wohin sie ist. Sie hat mir nichts gesagt. Und laß mir das Verhör sein — Du weißt wohl, daß Du kein Stuhlrichter mehr bist."

„Aber Ihr Gast bin ich, und es steht geschrieben: Sacerdos debet esse homo hospitalis."

„Jenun, ich bin ein Geistlicher, ich bin gastfrei. Was verlangst Du?"

„Einen Trunk Wasser."

„Komm' in die Laube. Hier ist Wasser, trinke!"

Er führte Leon in die Laube aus Weinreben, wo ein Glas und eine Flasche frischen Wassers standen.

Der Probst goß ihm mit eigener Hand das Glas voll.

Leon trank und fragte dann unvermuthet:

„Um welche Stunde war Livia hier?"

„Morgens zwischen ein und zwei Uhr," erwiderte der Geistliche überrumpelt und ohne die Falle gewahr zu werden.

Leon küßte ihm die Hand.

„Besten Dank, Vater. So hätte ich denn auch die zweite Spur glücklich gefunden."

Der Probst blickte ihn verwundert an.

„Nun, Du wirst doch nicht schon wieder fort wollen? Du bleibst hübsch bei mir zu Tische, falls Du nicht anders wohin geladen bist."

„Zu Tische? das muß ich mir abgewöhnen."

„Bist Du verrückt? Weshalb denn?"

„Weil ich bald keinen Tisch mehr finden werde, unter den ich die Füße stecken könnte."

„Was heißt das? Sind denn in Wien alle Gasthäuser geschlossen?"

„Die Gasthäuser nicht, wohl aber meine Börse. Soeben habe ich dem Löw Hirsch mein St. Helena verkauft."

Der Probst schleuderte bei diesen Worten den Rechen zur Erde hin.

„St. Helena hast Du verkauft —? Da bist Du ja aber ein Landstreicher geworden! Hast Du es etwa im Hazardspiele verloren?"

„Im gefährlichsten Hazardspiele, das es giebt."

„Da bist Du nun also ein Bettler?"

„Schlimmer als das. Ich bin ein „Herr", der kein Geld hat."

„So? Und mit welcher Stirne willst Du denn nun das Mädchen aufsuchen gehen, dem Du versprochen hast, es mit Dir hinanzuführen auf die Höhen des Lebens?"

„Ei, ich will sie ja eben „auf die Höhe" führen."

„Wohin denn?"

„Nun in den Schweizer Alpen giebt es einen hohen, hohen Gipfel, den Monte vierge. Dort hinauf will ich sie führen. Von der Höhe herab überblicken wir die herrliche Welt, schwören einander Treue, leeren zwei Fläschchen mit irgend einer Flüssigkeit, die rasch in's Himmelreich befördert und bleiben dann für ewig vereint dort oben."

„Mir scheint, es rappelt schon wieder bei Dir. Willst Du Dich von den Adlern auffressen lassen?"

„O nein; dort oben herrscht ewige Kälte. Die Leichen erstarren sofort zu Stein, so daß ihnen die Geier nichts anhaben können. Sie bleiben unversehrt bis an den Tag des Gerichtes. Das Eis dort schmilzt nicht, bis ein neues Kataklysma kommt.

„Das ist aber doch wohl nur Scherz gewesen, was Du da soeben gesagt hast, wie?"

„Behüte! Ich habe gebeichtet und erwarte die Absolution."

„Den Stock auf den Rücken sollst Du haben, nicht die Absolution! (Leon sprang zur Seite, denn der Pater hatte wieder den Rechenstiel gefaßt.) Halt! Dageblieben! Eher laß ich Deinen Kragen nicht los, als Du mir nicht gestehest, daß das Vorhaben nur ein schlechter Spaß gewesen ist."

„Ich kann nicht lügen."

„Du, höre einmal," sprach nun der Probst und ballte drohend die Faust: „Ich weiß, wo Deine Livia ist. Wenn Du mir eine solche Absicht beichtest, so gehe ich zu ihr, bevor Du sie noch aufzufinden vermagst, und sage ihr, Du habest sie betrogen, Du seiest durchgegangen, Du habest Wechsel gefälscht und Dich dann als Straßenräuber engagiren lassen; ich überrede sie, zu heirathen und Dir die Thür vor der Nase zuzuschlagen."

Nun wurde Leon mit einemmale zahm.

„Wissen Sie in der That, wo sie ist, Paterchen?"

„Du hast also nicht im Ernste die Absicht, Euch Beide umzubringen? Deine Hand darauf. Du giebst mir Dein Ehrenwort, daß Du eine solche Gottlosigkeit nicht begehen willst?"

„Mein Wort."

„Sieh mir in die Augen. Laß mich Deine Nase befühlen, ob Du nicht lügst?"

„Ich sage die Wahrheit."

„Was gedenkst Du also zu thun? Gestehe mir's aufrichtig.“

„Nun denn, aufrichtig: Ich bin nicht ganz zu Grunde gerichtet. Es bleibt mir noch eine kleine Summe Geldes. Ich bin in mehr als einem Sattel geritten. Ich will von hier auswandern nach einem Lande, wo die Arbeit nicht für Schande gilt; dort gedenke ich mir wohl ein Stück Brot zu erwerben, das ich mit ihr theilen werde.“

„Amen!“

„Also, wo ist sie?“

Der Probst wendete die Hand auf- und abwärts.

„Ja, mein Sohn, das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Darf ein Priester lügen?“

„Der Zweck heiligt die Mittel. Wenn dadurch zwei Seelen von der Hölle errettet werden können, so ist auch die Lüge erlaubt. Man nennt das: pia fraus, einen frommen Betrug.“

„Nun denn, besten Dank.“

„Du wirst sie wohl auch von selber finden, wenn Gott mit Dir ist.“

„Ich eile auch schon.“

„Wohin denn?“

„Sie suchen.“

„Gehst Du vielleicht in's Schloß?“

„Jawohl; aber in ein sehr sonderbares Schloß.
Deus te benedicat, reverendissime pater.

„Die fürstliche Familie ist nicht daheim.“

„Die ist für mich nirgends mehr daheim.“

Der Probst folgte ihm bis an's Thor und redete ihm zu, doch zu bleiben. Allein Leon warf nicht einmal einen Blick mehr zurück; er sprang auf den Wagen, grüßte und fuhr davon.

Er verfolgte jene zweite Spur.

Er ließ das Fürstenhaus beiseite liegen und fuhr an das Wirthshaus im Wildpark. Dort hieß er den Wagen warten und schlug den Fußpfad ein. Er kam an dem steinernen Kreuze vorbei, vor dem Livia eines Tages in Verzweiflung auf den Knieen gelegen; es war ihm, als müßte er die Bildsäule anreden, ob sie ihm etwa Kunde geben könnte von ihr? Und in der That, die Säule hätte ihm Vieles zu sagen gewußt; wenn nur dem Menschen der Sinn nicht fehlte, die Rede der Steine zu verstehen.

Der Weg, den er genommen hatte, führte nach der Behausung des wilden Palatins.

Hier herrschte noch immer dieselbe verlotterte Wirthschaft, wie ehedem; die Saaten von Raden und Quecken und Haidekraut überwuchert, die Mais- und Kartoffelfelder ungefegt, so, daß vor Unkraut kaum eine gebaute Pflanze zu

sehen war. In der Kleetafel ganze Schläge von der Flachsseide verwüstet; das Brachland voll serbischer Disteln. An den Rainen sonnten sich die Hamster unbehelligt vor ihren Löchern.

In der Frontmauer des Gebäudes klaffte seit dem vorigen Winter, der sehr feucht gewesen war — auch hatte fortwährend eine hohe Schneeschichte auf dem Dache gelastet — ein breiter Riß; es sah fast aus, als hätten Mann und Frau das Gebäude theilen wollen. Indessen auf den Thüren waren keinerlei Aufschriften sichtbar — ein Zeichen, daß die Frau wieder einmal nicht daheim hauste; die Correspondenz hatte aufgehört und an der Schwelle der Küchenthür wucherte über und über der gelbe Mauerpilz.

Die Thür, welche dem Hausherrn zum Ein- und Ausgange diente (zu bemerken ist, daß die Konstruktion des Hauses eine ganz eigenthümliche war: der Hausherr hatte seine besondere Eingangsthür und wieder eine besondere führte zur Küche; rückwärts nach dem Garten ging eine dritte Thür und zum Hausboden gelangte man gleichfalls von außen mittelst einer Leiter; ja sogar die Oefen waren sämmtlich durch Thüren, die sich in's Freie öffneten, von außen zu heizen) — also die Thür, durch welche der Hausherr aus- und einging, war nicht gesperrt, sondern blos mit der Klinke geschlossen; die Vorrichtung war aber eine

derartige, daß gleichwohl Niemand öffnen konnte, der mit den nöthigen Handgriffen nicht vertraut war. Leon kannte dieselben: erst mußte man mit der einen Hand die Thür heben, gleichzeitig mit der Schulter ein klein wenig nachhelfen und schließlich mit dem Knie einen tüchtigen Ruck geben — so sprang der Verschluß auf. Ein findiger Engländer würde auf die Konstruktion ein Patent nehmen.

Durch diesen Einbruch konnte Leon den Hausherrn ganz unvermuthet überraschen, denn hinter der Thür auf der Innenseite war der Eingang im Sommer noch mit einem schmutzigen Leintuche verhangen, hinter dessen Rand hervor man erst in's Zimmer schlüpfen mußte. Ein solcher Vorhang ist gut, um die Fliegen abzuhalten.

Herr Tukmanyi saß diesmal nicht bei seinem gewohnten Patiencespiele. Er befaßte sich mit einer weitaus nützlicheren Arbeit. Ueber den ganzen Tisch lag Weizen verstreut, aus welchem er einzelne Körner auslas.

Es ist bekannt, daß in sehr ausgemergeltem Boden der Weizen nur sehr kurze Aehren zu stecken pflegt; auch das Korn selbst verkümmert im Allgemeinen, nur ein zwei Körner machen eine Ausnahme und wachsen bis zur Größe einer kleinen Kaffeebohne an. Solche Wunderkinder seiner Weizenkultur las Herr Tukmanyi eben zusammen. Etwa

eine halbe Metze von der Sorte hatte er in einem Sacke bereits neben sich stehen.

Leon begann hellauf zu lachen, als er ihn bei dieser Handtierung überraschte.

„Ei Du grundnichtsnutziger Galgenstrick! Was für eine heillose Felonie heckst Du denn nun da wieder aus?! Hab ich doch meiner Tage geglaubt, die Landwirthschaft sei die einzige Handtierung, in der sich keine Komödie machen lasse, und nun sehe ich, daß es auch da angeht. Du lesest da die schönen gelungenen Körner Deiner Halbscheidtfechsung, die Hydrokephalen Deines Weizens aus der verkümmerten Masse einzelweise heraus, um eine Metze solcher Ausnahmen nach Wien zur Weltausstellung zu schicken und damit irgend einer ungarischen Musterwirthschaft die goldene Medaille erster Klasse vor der Nase wegzuschnappen und Dir einen Ruf zu machen von hier bis nach Australien! Der Hamster als Weizenbauer!"

Tukmanyi war eine Weile unschlüssig, ob er lachen oder fluchen solle. Endlich entschied er sich für das Erstere.

„Du bist und bleibst doch ein Teufelskerl, Napoleon! Du kriegst einmal Alles weg. Gleich beim Eintritt, auf den ersten Blick, findest Du heraus, was ich da thue. Na Du weißt ja — den Schwaben zum Narren halten, ist ein

Verdienst. Uebrigens hör' einmal, auch ich will Dir errathen, was Du bei mir suchst."

„Ei, das wäre!"

„Du suchst die Spur Deiner Geliebten? Des schönen Mädchens, von dem Du mir weiß machen wolltest, sie sei Deine Frau? Ha ha ha! Gelt, jetzt ist die Reihe zu lachen an mir? Jetzt lachest Du nicht mehr — he?"

„Du hast es allerdings errathen, sprach Leon ernst. Deshalb bin ich hier."

„Wie kommst Du denn aber nur auf die Idee, hier in meiner baufälligen Lehmhöhle die Spur Deiner Fee zu suchen?" fragte der menschenscheue Troglodyt, zog die Füße auf den Sessel empor und umklammerte die Kniee mit den Armen.

„Das will ich Dir offenherzig sagen. Als ich die erste Spur gefunden hatte, kalkulirte ich folgendermaßen: es war zwischen ein und zwei Uhr Morgens, als sie das Schloß verließ. Um unbemerkt verschwinden zu können, mußte sie eben die Zeit wählen, zu der alle Welt schläft. Einen Wagen durfte sie sich zur Weiterreise nicht nehmen, denn der Fuhrmann würde ja später ausgesagt haben, wohin er sie gefahren habe; — sie muß zu Fuß gegangen sein. Ferner durfte sie nicht die Landstraße entlang gehen, die ja Tag und Nacht zu jeder Stunde belebt ist; man

würde sie gesehen haben; sie mußte auf Nebenwegen fliehen. Allein kann sie in finsterer Nacht nicht gegangen sein, denn einmal kannte sie die Feldwege nicht und dann fehlte ihr hierzu auch der Muth. Wohl aber war ihr der Weg bis zu Deinem Hause bekannt, bis hierher konnte sie ganz gut gelangen. Du bist der einzige Mensch, dem sie sich anvertrauen konnte. Du bist ein wildes Thier, aber Du bist kein böser Mensch. Du lebst mit der ganzen Welt rings um Dich her in Unfrieden, nur mit ihr nicht. Du hast ihr ja sogar einmal eine von Deinen gelben Rosen gegeben."

„O, ich habe ihr auch noch etwas Anderes gegeben. Das weißt Du gar nicht. Sie hatte eines Tages ihren Verlobungsring verloren, weißt Du, den kleinen, dünnen, silbernen Reif; ich habe ihn gefunden und ihn ihr wiedergegeben. Es war eine sonderbare Geschichte das. So habe ich noch in meinem Leben keinen Menschen weinen gesehen, wie das Mädel weinte; und so gebeten und angefleht ist noch kein König auf Erden worden, wie sie mich um ihren Ring anflehte. Und bedankt hat sie sich hernach, Du, so schön, daß ich und meine Alte deswegen von selbigem Abend an bis zum frühen Morgen gerauft haben."

„Ich danke Dir gleichfalls. Du warst der einzige Mensch in der ganzen Gegend, von dem sie sicher sein durfte, daß er es Niemandem verrathen werde, wenn sie ihn bat,

sie auf Seitenwegen durch den Wald irgendwohin zu begleiten; desgleichen durfte sie voraussetzen, daß Diejenigen, die sie suchen würden, bei Lebendigen und Todten anfragen werden — nur bei Dir allein nicht."

„Das nenne ich einen klugen Kopf!"

„Nicht klug, sondern einfach verliebt."

„So Alles herauszutüpfeln, was man weder gesehen noch gehört hat! Aber genau so als ob Du dabei gewesen wärest! Wort für Wort dasselbe hat sie mir gesagt. — Nur ein wildes Thier hat sie mich nicht genannt. Nun und was willst Du denn jetzt weiter?"

„Sag' einmal: wie weit hast Du sie denn begleitet?"

„Oho! Sie hat mir verboten, das irgend Jemandem zu sagen."

„Aber mir?"

„Dich nicht ausgenommen. Weiß ich denn, weshalb sie entflohen ist? Wie, wenn sie gerade vor Dir auf und davon gewollt hätte? Gestohlen hat sie nichts, das weiß ich, denn sie hatte keinerlei Gepäck mit sich."

„Pfui, Mann!"

„Kann ich denn wissen, was sie vertrieben hat? Ich habe ihr ihre Geheimnisse nicht abgefragt. Und dann — bin ich Dir denn irgend einen Gefallen, irgend eine Freundschaft schuldig? Habe ich von Dir jemals etwas Anderes

bekommen, als Schläge? O ich freue mich, endlich einmal zu sehen, daß auch Dir etwas weh thut. Seufze Du nur und klage — daß ist mir gerade ein Hauptspaß. Nicht so viel sollst Du von mir erfahren. Und wenn Du wie der grausamste Räuber mit mir umgehen, wenn Du mir mit glühenden Kohlen den Rücken brennen wolltest, so solltest Du dennoch nicht ein Wort aus mir herauspressen. Gelt, jetzt lache ich? Hehehe! — Na so schmeichle mir doch ein wenig! Nenn' mich doch Dein liebes, gutes Palatinchen! Sag' doch: Palko, Bruderherz, ich habe Dich ganz unaussprechlich lieb! Weißt Du wohl: so wie Du damals gesagt hast — in Gezetlen!"

„So wohl? Nun dann, Gott befohlen! sprach Leon. Dabei nahm er ein Büschel der unansehnlichen verkümmerten Weizenähren vom Tische, steckte es in die Tasche und wandte sich dem Ausgange zu."

„Oho, ho, Napoleon! rief der Wilde und sprang vom Sessel herab, auf dem er sich geschaukelt hatte. Was willst Du denn mit den Aehren? Ei, ei, so treib' doch keinen Narrenpossen! Du bist wohl im Stande und nimmst sie mit Dir nach Wien, um sie dann auf der Ausstellung mitten in meinen Weizen als Firmazeichen hineinzustecken. Komm' doch zurück und gieb sie her, ich bitte Dich. Ich will Dir Alles sagen, wonach Du gefragt hast, und noch etwas dar-

über. Aber schau', Du mußt mir versprechen, daß Du das Geheimniß von meinem Weizen Niemandem verrathen willst. Na — giebst Du mir Dein Wort darauf, daß Du im Komité nichts verlauten lassen wirst?"

„Ich werde zu jener Zeit gar nicht mehr in Wien sein."

„Nun dann komm' herein und setz' Dich nieder. Hierher auf's Bett, nicht auf den Stuhl dort; dem sind alle Beine locker geworden, er fällt unter Dir zusammen. So, und nun will ich Dir Alles erzählen; leg' mir nur erst die Weizenähren wieder hierher auf den Tisch. Hast Du alle herausgelegt? Ist Dir keine in der Tasche geblieben? Wende doch einmal herum — Dir traue ich nicht. Und dann, hörst Du wohl, nicht etwa in die Ze'tung setzen, was Du da gesehen hast! Du bist ja ein großer Herr geworden, da giebst Du Dich doch mit der lumpigen Zeitungsschreiberei nicht mehr ab, wie? So, und nun will ich Dir noch mehr sagen, als Du gefragt hast. Ich will Dich ganz und gar auf die Spur leiten. Aber Du darfst mich nicht verrathen. Sag': „Bei Gott", daß Du es Niemandem sagen willst. Na — heraus mit dem Schwur! — Also: ich habe Fräulein Livia durch das junge Holz begleitet. Wie wacker die ausschreiten kann! Auf Ehre und Seligkeit, ich dachte, die Zunge müsse mir aus dem Halse hängen, als ich so eine Weile mit ihr Schritt gehalten hatte. Sie redete den ganzen Marsch über

nicht ein Wort und hielt sich immer sorgfältig auf dem Rasen neben dem Wege, offenbar weil die Spuren des winzigen Füßchens im Sande sie verrathen haben würden. Sie ließ sich von mir nach dem Etelvarer Bahnhofe führen. — Und nun will ich Dir auch noch mehr sagen, obschon Du mich nichts weiter gefragt hast. Du sollst sehen, welch ein guter Freund ich Dir bin, wenn Du mich auch bei jeder Gelegenheit mortifizirest. Also höre: am Bahnhofe setzte sie sich außen auf die Bank; mir gab sie ihre Börse und bat mich, ich solle hineingehen und ihr ein Fahrbillet dritter Klasse lösen. Wenn sie das selber besorgt hätte, würde man jedenfalls auf sie aufmerksam geworden sein, einmal weil es denn doch ungewöhnlich ist, daß ein hübsches junges Mädchen allein reist und dann weil sie mit Gold bezahlte. Sie hatte kein anderes Geld in der Börse als Dukaten. Gewiß hatte sie die einzelnen Stücke an ihren Geburtstagen zum Geschenke bekommen und sie im Laufe der Jahre zusammengespart, oder es waren Erbstücke von ihrem Vater her. Es waren vierzehn Stück. Das trifft genau zu. Vier Jahre war sie alt, als man sie in's Schloß brachte und seither sind es vierzehn Jahre. Ich habe ihr die Fahrkarte gelöst: sie sagte mir, wohin sie wolle, ließ mich aber zuvor schwören, daß ich es Niemandem verrathen werde. Nun, ich verrathe es auch nicht, nun und nimmermehr. Daß ich übrigens auch

geheim halten wolle, was das Billet gekostet hat, das habe ich nicht geschworen — das will ich Dir meinetwegen sagen: ich habe ein Billet dritter Klasse gelöst, habe zwei Dukaten dafür gezahlt und darauf noch netto siebenundfünfzig Kreuzer herausbekommen. Berechnet hat man mir den Dukaten mit 5 fl. 39 kr. Wenn Du nun in Etelvar am Bahnhofe nachfragen willst, wie die Endstation heißt, nach welcher heute vor fünfundzwanzig Tagen eine Fahrkarte dritter Klasse 10 fl. 21 kr. kostete, so ist das Deine Sache."

„Ich danke Dir!" rief Leon, umarmte den Wilden und eilte hinaus."

„He he! Komm' doch ein klein wenig zurück, ich habe Dir noch etwas zu sagen. Setz' Dich noch einen Augenblick. — So. Siehst Du, Du mußt nicht etwa meinen, das sei eine Narrheit von mir, daß ich den Weizen da körnerweise auslese; Du mußt die Sache nur begreifen. Auch ist es mir nicht etwa darum zu thun, die Jury und ganz Europa zum Narren zu halten. — Behüte — dazu bin ich ein viel zu ehrlicher Kerl. Aber, siehst Du, wie ich höre, will Dein Alienor die Prinzessin heirathen. Wenn der alte Fürst heute oder morgen einmal stirbt, so kaufen mir dann die Jungen jedenfalls meinen Besitz ab. Nun: für eine Wirthschaft, die auf der Weltausstellung ausgezeichnet worden ist, kann man doch mit Recht einen höhern Preis

fordern. Begreifst Du? Der Prinz versteht nichts von der Geschichte — Geld hat er — ein Fremder ist er auch — und ich kann's brauchen. — Ich denke, es ist nicht mehr als Recht und billig — wie?"

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Leon eilte fort.

— — — — — — — — — — — — —

Auf der Station Etelvar zog er Erkundigungen ein und erhielt die Auskunft, daß vor fünfundzwanzig Tagen eine Fahrkarte, die 10 fl. 21 kr. gekostet hatte, bei dem damaligen Stande des Silberagios nach keiner anderen Station gelautet haben konnte, als direkt — nach Wien.

Die dritte Spur.

Selbstverständlich hatte Leon nunmehr nichts Eiligeres zu thun, als direkt nach Wien zu fahren.

Die lokalen Eindrücke äußerten eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüth. Vor Kurzem hatte er sich aus dem Paradiese der Aufregungen und Genüsse, aus der Weltstadt an der Seine, unvermittelt in die Waldeinsamkeit der Rezalja versetzt gefunden und nunmehr sah er sich aus der stillen, lautlosen Einöde mit einem Male wieder wie hineingeschneit in eine große Stadt, in der Jedermann sein liebes Bischen eigenen Verstandes verloren hatte und durch Straßen und Gassen lief, um irgendwie das eines Andern wegzukriegen.

Niemand wollte von etwas Anderem reden oder hören als vom Kriege. In den Gast- und Kaffeehäusern aßen und tranken die Leute Krieg; auf den Straßen bot man

Kriegsnachrichten feil, entsetzliche Zeitungen mit Karrikaturen von Fürsten und Fürstinnen. Ein Gang durch die Stadt war eine unausstehliche Tortur. Auf Schritt und Tritt hören zu müssen: so und so viele tausend Deutsche, so und so viele tausend Franzosen sind gefallen! Das Publikum war trunken von Menschenblut.

Leon war nachgerade die ganze Welt verhaßt geworden.

Er hatte in der ungarischen Hofkanzlei zu thun und nahm den Weg dahin durch den Stadtpark, um die Straße zu vermeiden, wo man sich allenthalben durch dichte Menschenknäuel hindurchwinden mußte und Niemand von Anderem zu reden wußte, als von Kanonen und Mitrailleusen.

Leon hatte sich vorgenommen, Niemandem in's Gesicht zu schauen. Selbst nach den Frauen sah er sich nicht um.

Gleichwohl aber zwang ihn plötzlich ein Zufall, seinem Vorsatze asketischer Weltentsagung untreu zu werden. Hart an ihm huschte in großer Eile eine Dame mit einem winzigen Hündchen vorbei. In Wien herrscht die preiswürdige Ordnung, daß Hunde auf der Gasse an Leinen geführt werden müssen. Das ebenerwähnte Schooßhündchen hatte es offenbar nicht so eilig, als seine Herrin; der kleine Kläffer nahm sich Zeit zu einer Nebenexcursion und dadurch geschah es, daß die Leine gerade vor Leon quer über den Weg gespannt wurde. „Pamina!“ erklang die Stimme der Dame.

Das Hündchen kam auf den Ruf zwar gehorsam zu seiner Herrin zurückgelaufen, allein um Leon herum, so zwar, daß sich die Leitschnur um des Letzteren Beine legte, so daß er plötzlich gefangen war.

„Ah Madame, das ist ja Bauernfängerei!“ sprach Leon und wandte sich nach der Fremden um; kaum hatte er aber trotz des dichten Schleiers die Züge der Dame erkannt, als er hocherfreut ausrief: „Ah — Madame Corysande! La chère Madame Corysande!“

Die Dame war sichtlich in nicht geringe Verlegenheit gerathen und bemühte sich, dieselbe dadurch zu maskiren, daß sie sich angelegentlich mit ihrem Hündchen zu schaffen machte. Der Löwe in Miniatur erschrak jedoch plötzlich vor dem baumlangen Fremden, retirirte hinter seine Herrin, verwickelte auch sie in die Leine und beging allerlei Indiscretionen mit ihrer Toilette. Endlich flüchtete er unter den Jupon seiner Dame, streckte den Kopf herfür und verspürte nun mit einem Male so riesige Courage, daß er Leon wacker anzubellen begann.

„Aber Pamina! Pfui Pamina! So sei doch nicht unartig!“

Leon löste endlich die Verwicklung dadurch, daß er niederkauerte und dem kleinen Ungeheuer so lange schmeichelte, bis er es glücklich an sich gelockt hatte. „Ach du herziger

kleiner Kerl du! Ei so komm' doch her, du putziges Thierchen, du allerliebstes Ungethümchen, komm'!"

Als er ihn dann schließlich am Felle zu kriegen vermochte nahm er ihn auf den Arm und hatte sich damit Madame Corysanden ganz und gar botmäßig gemacht; er hielt nunmehr ein Faustpfand in seiner Gewalt.

„Ich will den Kleinen tragen und Sie, Madame Corysande, nehmen gefälligst meinen Arm, nicht wahr?"

„Fällt mir nicht ein! Was sollten meine Bekannten von mir denken, die mich sähen?"

„Je nun, sie würden denken, ich sei Ihr Papa. Ach liebe gute Corysande, Sie können gar nicht glauben, wie mich dieses Wiedersehen freut!"

„Doch doch, ich glaube Ihnen. Auch mich freut es ganz außerordentlich. Aber für jetzt habe ich eben einen dringenden Gang; Sie haben, wie ich sehe, ebenfalls Eile; also Gott befohlen."

Damit hätte sie ihr Hündchen gerne von Leons Arme gezogen.

„Oh ich habe ganz und gar nichts Dringendes zu thun; ich bin „vazirend"; ich habe mein Ministerium entlassen. Sie sind hier unbekannt. — Ich will Sie überallhin gegleiten. Ich will Ihr „Führer durch die Stadt" sein; befehlen Sie über mich."

„Ich danke recht sehr. Ich habe keine Gänge zu machen. Ich gehe direkt nach Hause.

„Ei, dahin will ich Sie besonders mit vielem Vergnügen begleiten.“

„Ich fühle mich dadurch in der That nicht wenig geehrt, mein Herr, muß aber gleichwohl auch das mit bestem Danke ablehnen. Eine Dame, die allein wohnt, kann keinen Herrenbesuch empfangen.“

In dieser Aeußerung war ein entschiedener Protest gegen jeden weitern Verkehr nicht mehr zu verkennen.

Leon blieb stehen und Madame Corysande mußte wohl oder übel dasselbe thun; er hatte ja ihr Hündchen im Arme.

„Liebe Corysande!“ sprach er und heftete die bezaubernd schönen Augen, vor deren Blicken sie vergeblich den Schleier dichter um das Gesicht zog, fest auf sie. — Sie wohnen nicht allein.“

Madame Corysande stampfte mit dem Fuße auf den Boden, was bei ihr immer ein Zeichen war, daß sie einen großen Entschluß gefaßt habe. Sie zog den Schleier ganz vom Gesicht, um den Kampf gleich zu gestalten.

„Sie wollen mich beleidigen?“

„Madame Corysande kennt viel zu wohl meine timide Natur, als daß sie voraussetzen sollte, daß ich Derartiges wagen würde.“

„Was wollten Sie also damit sagen? Mit wem wohne ich zusammen?"

„Mit einem andern Fräulein."

Madame Corysande schüttelte verwundert den Kopf und begann mit der Spitze ihres Sonnenschirmes unverständliche Charaktere in den Sand des Weges zu zeichnen.

„Das geht doch nimmermehr mit rechten Dingen zu!" platzte sie endlich heraus und ließ sich, anstatt weiter zu gehen, auf eine Gartenbank nieder. Haben Sie sich von der Lenormand die Karten legen lassen? Oder hat Ihnen ein table moving geplaudert? Wer hat Sie auf ihre Spur geleitet?"

„Sie ist also wirklich bei Ihnen!" rief Leon hastig aus und bevor Madame Corysande es zu hindern vermochte, hatte er ihr in höchster Erregung die Hand geküßt.

„Nun ja. — Aber wie haben Sie ihre Spur aufgefunden?"

„O sagen Sie mir: wie geht es ihr? Wie lebt sie? Was thut — was leidet sie?"

„Seien Sie darüber ganz beruhigt. Sie ist wohl und den ganzen Tag über beschäftigt; sie lebt von ihrer Arbeit und — sie klagt nicht."

„Sie lebt von ihrer Arbeit? Und welcher Art ist diese Arbeit?"

„Auch das kann ich Ihnen nicht sagen. Handarbeit, die sehr anständig gezahlt wird. Sie leidet keine Noth. Sie hat bei mir wohlfeile Unterkunft, — denn selbst die Wohnung mag sie nicht unentgeltlich annehmen. Worin ich ihr gefällig sein kann, ist einzig und allein das, daß ich in der Stadt von Geschäft zu Geschäft gehe, um ihr Arbeit zu suchen.“

„O der Himmel segne Sie dafür, liebe Corysande! Sie wollen mir also nicht erlauben, sie zu sehen?“

„Natürlich nicht, Sie wissen doch, was vorangegangen ist, sie hat es Ihnen ja geschrieben. Auch das dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich von der fürstlichen Familie ein Gnadengehalt beziehe. Wenn man erführe, daß ich dem Flüchtling Zuflucht gewähre, so könnte es leicht geschehen, daß man mir die Rente entzöge. Sie kennen Prinzessin Raphaela's rachsüchtiges Naturell nicht. Verletzter Stolz ist grausamer als der Löwe, der Blut gerochen hat.“

„Liebe gute Corysande, ich bitte Sie recht sehr, traktiren Sie mich doch nicht mit Phrasen aus Lemoutons Grammaire, an die Sie selbst nicht glauben. Sie kennen die Prinzessin ganz gut. Sie wissen ganz wohl, daß sie Alles aufbietet, um das Loos ihres verschwundenen Lieblings erträglicher zu gestalten. Rachsüchtig sind die Engel, wie die Bibel sie schildert; Rafaela aber ist besser, als die Engel. Ihretwegen hat sie keinen Grund, sich zu verbergen.“

„Nun denn, ohne Umschweife: es geschieht auch nicht der Engel, sondern der Teufel wegen."

„Zu welch' Letzteren wohl auch ich zu zählen bin?"

„Ganz insbesondere Ihretwegen ist es nothwendig ..."

„Madame Corysande, ich komme in durchaus reeller Absicht."

„Wohl, wohl! Genau dasselbe haben Sie auch jenen anderen drei Mädchen gesagt, als Sie ihnen den falschen Schnurrbart aus Zea mais havanensis gaben. Unbesorgt, damit wird kein Mann anheben: „Fräulein, ich komme nicht in ernster Absicht; es ist Alles nur zum Scherze!" Und darum bitte ich Sie nun, geben Sie mir meinen Hund wieder. Sehen Sie doch, dort geht eine wunderhübsche Blondine. — Sie verschlingt Sie fast mit den Augen. — Laufen Sie ihr doch nach."

„Madame Corysande! Ich bin dermalen eben in einer Stimmung, daß ich den Säugling in der Wiege nicht verschone, wenn Sie mich böse machen! Wenn Sie mir nicht sagen, wo Sie wohnen, und mir nicht gestatten, hinzukommen, so kriege ich Ihre Pamina am Pelze und werfe sie in die Donau!"

„Ach gehen Sie doch! Sie sind und bleiben ein Narr, Ihr Leben lang! Selbst in den feierlichsten Momenten ver-

mögen Sie Ihren Uebermuth nicht zu zügeln. Lassen Sie den Hund los, sonst weine ich."

Leon konnte in der That die Bemerkung machen, daß sich Madame Corysandens Nasenspitze bedenklich zu röthen begann; er zog es daher vor, das Schooßhündchen neben sie auf die Bank zu setzen; der Kläffer hörte selbst unter der besänftigenden Hand seiner Dame nicht auf, Leon anzuknurren.

„Wenn Sie Allotria treiben wollen, so will ich auch Spaß machen. Sehen Sie, dort kommt ein Schutzmann auf uns zu. Wissen Sie, wie Blasel singt: „Wer im Stadtpark hofirt — wird eingesperrt."

„Nein. Aber ein anderes Couplet kenne ich: „Wer einer alten Jungfer hofirt — wird eingesperrt." Reden Sie vernünftig."

„Nun denn, vernünftig gesprochen: darf ich an Livia schreiben?"

„Aber zu welchem Zwecke wollen Sie sie denn wissen lassen, daß Sie hier sind?"

„Ich wiederhole Ihnen: in der ernsthaftesten Absicht von der Welt. Ich will Sie zur Frau nehmen. Bei meiner Ehre."

„Lieber Leon! Wie können Sie doch nur so reden? Sie sind doch ein so verständiger Mann! Bedenken Sie

denn gar nicht, was Sie aussprechen? Das ist es ja eben, was zu den Unmöglichkeiten gehört. Der Fürst war Livien ein Wohlthäter gewesen von ihrer zartesten Jugend an, Ihnen aber Ihr einziger, wahrhaftiger Gönner auf Erden. Der Fürst wußte kein Wort, er hatte nicht einmal eine Ahnung davon, daß Ihr einander liebet. Er hielt dafür: Livia sei ein Kind, ihre Seele sei von keinem Ideal erfüllt. Es wär edel und hochherzig von ihm, dem verlassenen, verwaisten Kinde seine Hand anzubieten. Wäre Livia eine gemeine Seele gewesen, als welche die Männer sich uns Frauen so gerne vorzustellen pflegen, so würde sie sich gesagt haben: Sei's darum. Der kranke Mann lebt ohnehin nicht mehr lange, dann kehrt die junge Wittwe reich zu ihrem alten Ideal zurück. Oder wäre sie ein Weib noch mehr nach Eurem Geschmack, so hätte sie sich selbst diese Schranke nicht ziehen müssen, — man kann ja den Gatten auch bei seinen Lebzeiten betrügen. Das müssen Sie wohl am besten wissen, — Sie that aber nicht so. Sie verließ das Haus des Fürsten, wo sie die hohe Stellung der Frau und Gebieterin hätte einnehmen sollen. Und dieses Mädchen glauben Sie nun bereden zu können, wenn Sie ihm sagen: Komm' Liebchen, wir wollen uns trauen lassen und dann Arm in Arm vor unsern Wohlthäter hintreten und ihm sagen, daß wir Komödie gespielt haben mit seiner ehrwürdigen Er=

scheinung, daß wir hinter seinem Rücken eine Intrigue gesponnen, daß wir ihn zum Gelächter seiner Verwandtschaft werden ließen, deren Wohlmeinung er sich erbat, bevor er noch Livia's Herzensmeinung erkundet hatte, und ihm dann erst zu verstehen gaben, daß dieses Herz nicht mehr frei sei! Wären Sie denn im Stande, mit Livia als Ihrer Gattin am Arme dem Fürsten vor die Augen zu treten? — Nein, nein, mein Herr; Sie können Livien nicht heirathen, so lange der Fürst lebt!"

All' das war die reine, unwiderlegliche Wahrheit und daß Leon bisher nicht daran gedacht hatte, das kann nur der Umstand entschuldigen, daß zwei Liebende, die von einander getrennt sind, in der Regel die ganze Welt, die zwischen ihnen liegt, nicht zu sehen pflegen.

„Das ist ja aber ein ganz ungeheuerlicher Gedanke; das heißt ja eine Lage als bestehend annehmen, in welcher ich in die Versuchung gerathen müßte, um den Tod meines Wohlthäters zu beten!"

„Sie werden das nicht thun, sondern Sie werden sich in Geduld fassen. Denken Sie sich, Sie hätten irgend ein großes Verbrechen begangen und wären nun dafür zu so und so vielen Jahren Gefängniß verurtheilt. Und Sie haben in der That auch eine schwere Sünde begangen und dafür diese Strafe verdient. Das Komödienspielen war

Ihre Sünde: Sie haben wahre Liebe derart verhehlt, durch absichtlich zur Schau getragenen Flattersinn derart maskirt, daß Sie damit alle Welt täuschten. Hätten Sie den Fürsten nur durch ein einziges, hingeworfenes Wort Ihre Liebe ahnen lassen, — oder hätten Sie ihm, der Vaterstelle an Ihnen vertrat, geradezu offen bekannt, daß Sie Livien lieben, daß Sie sich mit ihr verlobt haben, — hätten Sie ihr auch nur einzige geschriebene Zeile in die Hand gegeben, deren sie sich vor Rafaela im Vertrauen und in Ehren hätte rühmen können, — die Lage würde sich nimmermehr so desperat gestaltet haben."

Leon schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirne.

„O diese Soirée! diese Soirée!" (Er gedachte jener Nacht, die er damals in Baden zugebracht hatte. Damals war er eben daran gewesen, an Livien zu schreiben und seinen Gefühlen für sie offen und unumwunden Ausdruck zu geben. Und anstatt dessen — was hatte er gethan?! Hier war der Punkt, an dem er sein ganzes Leben verfehlt hatte.)

„Daß die Dinge so und nicht anders gekommen sind, daran ist einzig und allein die Rolle schuld, die Sie sich selber gewählt haben. Ich anerkenne, daß Ihre Handlungsweise eine kluge, mit überaus feinem Takte berechnete war. Es gereicht einem jungen Manne, der seinen Weg in der

Welt machen, und zwar rasch machen will, der sich ein hohes Ziel vorgesetzt hat, nicht zum Vortheile, wenn er merken läßt, daß sein Herz bereits gebunden sei, vollends in dem Falle nicht, wenn er es mit einem armen, unbedeutenden Mädchen getauscht hat. Selbst eine Gattin ist dem empor-strebenden Manne bei weitem nicht so hinderlich, als eine anerkannte Verlobte. Ich begreife und billige es sonach, daß Ihr Eure Liebe geheim hieltet. Nunmehr müssen Sie aber Ihre Rolle auch durchführen. Sie müssen auch fernerhin geheim halten, daß Sie lieben, um höher und höher zu steigen, bis Sie endlich so hoch stehen, daß Sie weiter nichts mehr zu verbergen brauchen."

„Liebe Madame Corysande, ich steige nimmermehr. Ich bin herabgestürzt, ich habe das Ende meiner Laufbahn erreicht. Ich habe fortan nichts mehr zu schaffen mit Fürsten und mit Staatsmännern. Ich bin eine ausgepreßte Citrone. Experimentum in anima vili. Ich habe fürder keinen Wunsch und keine Ambition mehr, und auch keine Aussicht. Wenn ich mich darum bewerben wollte, könnte ich mir allenfalls so ganz insgeheim ein bescheidenes Jahresgehalt aus dem verschwiegenen Dispositionsfond als Schmerzensgeld erwirken. Wie sehr ich aber die Absicht habe, etwas Derartiges anzustreben, das mögen Sie daraus ermessen, daß ich St.-Helena, mein letztes Besitzthum, verkauft habe, um

aus den Erlöse den großen Herren jene Summe zurückerstatten zu können, welche sie mir, als ich noch Diplomat war, zur Durchführung einer Aufgabe anvertraut haben, die ich nicht zu Ende führen konnte, weil mich höhere Pflichten abberiefen. Mich herabzustürzen von der Höhe, das stand in ihrer Macht; aber mich auf die Kniee fallen, oder die Stirne wider den Boden schlagen zu machen, — das vermögen sie nun und nimmermehr; ich will in meinem Sturze selbst den Kopf aufrecht behalten."

„Heiliger Gott! Sie haben auch St. Helena verkauft?! Da besitzen Sie ja aber nun gar nichts mehr?"

„Oh doch. Ich habe noch immer mich selber."

„Und wie wollen Sie denn dann Livia heirathen?"

„Ei, haben denn nur die reichen Leute das Recht, sich zu verheirathen? Ich nehme sie mit mir in irgend einen Winkel der Erde, wo ein Mann noch etwas werth ist, der vielerlei Sprachen versteht, der arbeiten mag und weder Hitze noch Kälte scheut. Sorgen Sie doch darum nicht, ob ich auf ehrlichem Wege Brod zu erwerben wissen werde. Ich brauche fortan keine Protection. — Ich bitte Sie, Madame Corysande: wenn Sie mir schon nicht gestatten wollen, sie zu sehen, — sagen Sie ihr wenigstens, daß ich arm, aber doch kein Bettler bin. Ich habe von Niemandem was zu erwarten, bin aber auch Niemandem irgend etwas

schuldig. Ich bin todt ganz und gar und für alle Welt, so vollständig, als nur immer ein verfehltes Leben mit dem Bischen Sterben abgeschlossen werden kann; aber ich bin auch entschlossen, das Leben von Neuem zu beginnen, mich von Neuem zu schaffen. Ich habe ihr nicht Ruhm, nicht Wohlleben, — ich habe ihr nur Mühen und Entbehrung zu bieten."

„Sie sind ein furchtbarer Verführer! Sie wissen ganz wohl, daß Sie sie mit allen Herrlichkeiten der Welt nimmermehr hervorzulocken vermöchten aus ihrem Verstecke, daß sie aber sofort die Ihrige ist, sobald Sie ihr sagen: „Sieh', ich habe Dir nichts weiter zu bieten, als ein Stückchen trocken Brod." Gut denn, ich will ihr gleichwohl diese Ihre Botschaft überbringen. — Ich will ihr auch nicht widerrathen, daß Sie Ihnen Bescheid gebe. — Aber um Eines will ich Sie bitten: ich brauche Ihnen diesfalls nicht erst Ihr Ehrenwort abzunehmen, ich darf mich wohl ganz und gar auf Ihre Einsicht verlassen. Es ist Ihnen gelungen, Livia's Spur aufzufinden, so sehr sie sich auch Mühe gab, dieselbe aller Welt zu verbergen. Sie konnte eben vor aller Welt verborgen bleiben, nur vor Ihnen nicht. Das ist weiter kein Wunder. Und auch dazu würden Sie nunmehr weiter keine Zauberei nöthig haben, meine Wohnung ausfindig zu machen und so bis in ihr Versteck zu dringen.

Allein, bedenken Sie wohl, daß Sie damit nichts weiter erreicht hätten, als daß Sie das arme Kind auch noch aus diesem ihrem letzten bescheidenen Asyle verscheuchen, es hinaustreiben würden in die unwirthliche Welt. — So grausam kann doch selbst die Liebe nicht sein!"

„Ich verspreche Ihnen, daß ich sie nicht aufsuchen will."

„Dafür will ich Ihnen wieder versprechen, jede Woche an diesem Tage und zu dieser Stunde hierher zu kommen und hier auf dieser Bank zu warten. Wenn Sie dann auch kommen wollen, will ich Ihnen Nachricht geben von Livia."

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen recht sehr."

Leon küßte Madame Corysanden beide Hände, eine Artigkeit, gegen welche Pamina laut protestirte. Sie dachte nicht anders, als man wolle gegen ihre Dame irgend ein Attentat verüben.

„Also erst heute über acht Tage soll ich Bescheid haben? Ich will bis dahin nicht aus dem Hause gehen."

„Nicht doch. Sie müssen im Gegentheil bis dahin nach irgend einer Unternehmung aus sein, damit ich andererseits auch von Ihnen irgend welche Nachricht geben könne."

„Gut, Madame Corysande. Nun aber noch Eines. Wir haben da zuvor von trocknem Brode gesprochen. Ach, das ist so süß, wenn es getheilt ist. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich kein Bettler bin. Es bleibt mir noch immer

so viel, daß ich Diejenige nicht darben zu lassen brauche, die ich liebe."

Madame Corysande erhob sich bei diesen Worten stolz von ihrem Sitze und maß Leon vom Wirbel bis zu den Füßen.

„Mein Herr, Sie kennen noch lange nicht den vollen Werth des Schatzes, den Sie zu eigen haben. Das Mädchen, welches sie die Ihrige nennen, nimmt selbst von mir, von einer Frau, kein Geschenk. Sie arbeitet, so viel sie vermag, und weiß mit Wenigem auszulangen."

„Aber mir ist der Gedanke unerträglich, daß sie durch nothgedrungene Arbeit ihre Gesundheit untergräbt, sich die lieben, schönen, blauen Augen verdirbt."

„Ja mein Herr, das ist eben das Verhängniß! Sie haben es so gewollt, für sich selber und für sie, nun müssen Sie es eben auch in Geduld tragen, gleich ihr. Ich glaube Ihnen gern, daß es Ihnen wehe thut — aber das ist eben die Strafe. Warten Sie das Ende ab. Sie sind doch kaum erst seit wenigen Tagen gestorben und wollen heute schon wieder die Auferstehung feiern? Einen so ungeduldigen Todten habe ich noch niemals gesehen. Harren Sie in Geduld. Heute über acht Tage treffen wir uns wieder. Adieu! Pamina komm'!"

Damit ließ sie Leon allein.

Ein Narrenglück.

Leons dringendste Sorge war nunmehr, seine Wechsel zu Gelde zu machen, und dann die Bürde dieses Geldes wieder los zu werden.

Zu diesem Behufe mußte er vor Allem seinen Eisen-Kakadu aufsuchen, dem er das unbequeme Fideikomiß zurück zustellen hatte.

Der Mann war anderwärts kaum zu finden, als in der Hofkanzlei. Leon dachte, der Portier daselbst werde ihm wohl Auskunft zu ertheilen wissen.

Um zur Bankgasse zu gelangen, kommt man am Ministerium des Auswärtigen vorbei. Leon hatte den Weg oft gemacht, und jedesmal, wenn er an den zwei Kanonen vorüberging, die vor dem Gebäude stehen (sie sind gleichsam als Firmatafel ausgestellt, damit das Publikum auch wisse, was in dem Laden zu haben ist), versetzte er der

einen oder der andern derselben mit seinem Spazierstocke einen tüchtigen Schlag. Es ist so einem Civilisten völlig leichter um's Herz, wenn er eine dieser broncenen Excellenzen insultiren kann. Diesmal schlug Leon so energisch zu, daß sein Stöckchen zersplitterte; er ging seines Weges weiter, wie ein Harlekin mit der Klatsche.

An der Ecke der Bankgasse angelangt, fühlte er plötzlich, wie ihm Jemand um den Hals fiel und ihn von rechts und von links küßte und herzte; er blickte auf und erkannte — seinen Eisenkakadu.

Der Alte war tadellos als vollendeter Cavalier gekleidet. Er trug einen weißen Figaro auf dem Kopfe, einen blauen Frack und porzellanfarbige Inexpressibles am Leibe.

„Servus Leonchen, Bruderherz! Gott willkommen! Wohin des Weges? In die Hofkanzlei, wie? Bleib Du für jetzt weg von dort."

„Ich wollte ja eben nur hinauf, um Dich zu suchen. Nachdem ich Dich nun hier getroffen habe, so hat es weiter keine Noth; ich lasse die schöne grüne Petersilie unzertreten die an der Schwelle der Hofkanzlei wuchert."

„Ha ha! Da hast Du nicht so ganz Recht. Einmal in jedem andern Jahre wird das Gras im Thorwege gereutet: um die Zeit, wenn die Delegation daselbst ihre Sitzungen hält. Also mich wolltest Du aufsuchen. Nun das ist hübsch,

daß Du Dich des armen, alten Eisenkakadu's noch erinnerst."

("Dermalen bist nicht mehr Du der Eisenkakadu, sondern ich," dachte Leon.)

"Nun denn, wenn Du ungestört plaudern willst, so komm' mit mir; ich weiß da unten in der Rothenthurmstraße ein gemüthliches Wirthshäuserl, wo man superbe Beefsteaks und ein herrliches Gläschen Wein bekommt. Dort wollen wir uns in ein kleines Extrazimmer zusammensetzen und discouriren nach Herzenslust: Dort stört uns Niemand." Der alte Herr war ein ganz gewaltiger Gourmand.

Leon war es zufrieden und sie gingen hinter einander her. (Die Gassen der inneren Stadt Wien sind nämlich dadurch bemerkenswerth, daß zwei Bekannte, die mit einander gehen wollen, vor- und hintereinander gehen müssen; Arm in Arm gehen nur Leute, denen es ein absonderliches Vergnügen macht, Rippenstöße zu empfangen. Leute die hier versirt sind, spazieren meist in der Weise, daß der Eine auf dem rechten, der Andere auf dem linken Trottoir der Gasse geht.)

Erst am Eingange des kleinen Gasthauses trafen die Beiden wieder zusammen.

Der kleine, alte Herr schien hier bereits ganz heimisch zu sein: das Kellnerpersonal empfing ihn mit eigenthümlichem,

vertraulichem Lächeln. Es hatte den Anschein, daß er ein Geschäft daraus machte, fremde Gäste hierher zu bringen.

„Jean! Sperren Sie Nummer 4 auf. Hernach zwei Beefsteaks englisch. Du hast sie doch auch gern englisch, Leon, wie? Pikant, wie ein Epigramm! Und keine Kartoffeln dazu. Kartoffeln machen dumm. Kartoffeln sind nichts weiter, als eine riesige Lüge, mit der sich die Leute den Magen betrügen. Fleisch ist Nahrung, alles Andere ist Formalität."

Mittlerweile war das kleine Kabinet aufgeschlossen worden. Der Eisenkakadu zog Leon mit sich hinein. Der Tisch wurde gedeckt und alsbald präsentirte sich auch der faustgroße Knirps, der den Gästen Wein und Bier zuzutragen pflegt.

„Na Nelli, was macht denn Deine Geliebte? Was bringst Du uns denn heute? Eine Bouteille Chablis zum Vorstimmen, wie? Oder ist Dir Liebfrauenmilch lieber, Bruderherz? Oder vielleicht Steinheimer Kabinet? Oder versuchen wir's mit Chateau Margeaux?"

„Hör' einmal Alterchen, bestelle Du keine theuren Weine, denn ich muß behutsam umgehen mit dem Gelde."

„Ah!" — Der alte Herr war ganz erstaunt. — „Na, da bringst Du uns also zwei Pfiff Böslauer, mein Junge," sagte er zu dem Kellnerburschen.

Als sie allein waren, beugte er sich über den Tisch zu Leon hinüber und sprach flüsternd:

„Donnerwetter? so lustig hast Du in Paris gewirthschaftet, daß Du schon schwarz bist?"

„Das weniger. Im Gegentheil, ich habe die ganze Summe zurückgebracht. Ich habe Dich eben zu dem Zwecke aufgesucht, um sie Dir wiederzugeben. Hier ist sie."

Damit nahm er das Packet aus seiner Brieftasche und legte es vor den alten Herrn auf den Tisch hin.

Der Ex-Diplomat schüttelte energisch den Kopf und zuckte die Achseln.

„Ich bitte Dich, was soll das heißen? Ich verstehe keine Silbe davon."

„Es ist das Geld, welches Du mir gegeben hast, und das ich Dir jetzt zurückbringe."

Der alte Herr schlug mit beiden Händen auf den Tisch und lachte so unbändig, daß er dadurch verrieth, daß seine beiden Zahnreihen falsch waren.

„Na, das ist aber eine gute Geschichte! So hat mich doch noch nie Jemand zum Besten gehalten, seit ich auf meinen zwei Beinen stehe! Ich bitte Dich, wo willst Du den Menschen suchen, der Dir glaubt, wenn Du ihm sagst: ich hätte Dir eine solche Unmasse Geld gegeben?

Du müßtest höchstens im Stande sein, Schwarz auf Weiß eine Gegenquittung zu produziren."

Das Gespräch erlitt hier eine Unterbrechung, denn eben trat der kleine Nelli mit den bestellten zwei Pfiff Wein in die Stube. Ein riesiges Glas, dessen Boden etwa zwei Finger hoch mit Wein bedeckt ist: das nennt der Wiener einen „Pfiff" Wein; er füllt sich das Glas bis an den Rand mit Wasser, und bleibt hübsch nüchtern dabei.

„Was soll das?" fuhr der alte Diplomat auf. „Du Pagat Ultimo von einem Kellnerbuben, mit zwei Pfiff Wein willst Du uns traktiren? Hast Du mich denn nicht verstanden? Habe ich Dir nicht gesagt, zwei Flaschen Chablis und eine Liebfrauenmilch sollest Du bringen? Deinen Böslauer da magst Du selber trinken!"

Der kleine Ganymed sah ihn verdutzt an.

Der alte Herr nahm das Paket Banknoten vom Tische und blätterte es dem kleinen Nelli vor der Nase auf.

„Hast Du in Deinem Leben schon so viel Geld auf einem Haufen bei einander gesehen — he? Das Alles gehört mir."

Bei diesen Worten vergaß der Bursche alle Ehrerbietung, brach in ein lautes Gelächter aus und lief so ausgelassen hastig davon, daß er beinahe die Thür mit fortgenommen hätte.

„Na, lieber Leon, nun gieb einen Fünfer davon her und das Uebrige stecke wieder ein."

„Lieber Alter, sprach Leon, ich bin derzeit durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt. Im Gegentheil, mir ist, als ob ich mich aufmachen müßte, um an allen Ecken und Enden aller Welt die Wahrheit zu sagen, bis man mich irgendwo todtschlägt. Laß' also alles Komödiespielen bei Seite. Du hast mir diese Summe Geldes zu dem Zwecke übergeben, damit ich sie bei einer diplomatischen Sendung als Mittel gebrauche; ich habe diese meine Mission nicht erfüllt, es ist sonach nur natürlich, daß ich Dir das Geld zurückstelle — ich lasse mich nicht aus dem Dispositions-Fond erhalten."

„Ich schwöre Dir, daß dieses Geld nicht aus dem Dispositions-Fond herrührt."

„Mag es wo immer herrühren, — ich habe die Aufgabe, zu deren Lösung es verwendet werden sollte, eben nicht gelöst."

Der alte Herr biß sich auf die Lippen und lächelte. Dann gab er Leon einen Klaps auf die Hand und sagte:

„Du hast Deine Aufgabe sehr gut gelöst. Sei so gut, und laß' mich ausreden. Du kommst soeben vom Lande, aus der Einöde, aus einer Gruft, wie? Du weißt so gut als gar nichts von Allem, was seither vorgegangen ist. Du hast ja ein Meisterwerk geliefert, Du Genie Du! Du

Glückskind! Ja ja, ein wahres Sonntagskind bist Du! Du hast Alles vollführt wie ein Seher, — Du hast Dich ja als wahren Hexenmeister erwiesen."

„Du spottest wohl?"

„Du hast gethan, was Deine Aufgabe war. Du bist offen, mit vollem Eifer Deiner Mission gerecht geworden: die Diplomaten, in deren Hand die Geschicke der Welt gegeben sind, durch „wahrheitsgetreue" Schilderung der Lage zur Friedfertigkeit, zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Du hast keinen Weg, kein Mittel unversucht gelassen. Du hast Dich auf jenem schlüpfrigen Parquet so recht als ebenbürtiger Gegner Deiner Widersacher bewegt, — Zeugniß dessen, daß das gegnerische Lager allenthalben geschäftig war, Deine Anschauungen zu widerlegen, die Stimmung, welche Du zu Stande gebracht hast, zu paralysiren, die Lage in „falschem" Lichte erscheinen zu lassen. Was nur immer menschenmöglich war, hast Du redlich gethan und zwar mit vieler Findigkeit. Du hast Memoranden geschrieben, in den Jouralen Correspondenzen veröffentlicht, hast Dich mit entfernten Principien genossen in's Einvernehmen gesetzt, nach allen Richtungen hin Verbindungen angeknüpft, hast selbst bei den Friedensmeetings der Arbeiter Reden gehalten. Deine Emissäre durchwanderten das ganze Land, Deine Berichte über jedwede Frage waren pünktlich und wahrheitsgetreu. Der

meisterhafteste, der genialste von allen Deinen Einfällen aber war der — Paris so urplötzlich zu verlassen."

„Ah!"

„Du hattest offenbar Wind bekommen von den Dingen, die sich überall vorbereiteten. Daß zwischen den zwei Mächten, welche die Idee des Kampfes auf Leben und Tod bereits zur „nationalen Ehrenfrage" erhoben hatten, von friedlichem Einvernehmen nicht mehr die Rede sein könne, darüber mußtest Du nach gerade bereits im Klaren sein. Auch das sahest Du voraus, daß die Einmischung auch nur eines einzigen dritten Staates in diesen fürchterlichen Kampf ganz Europa in Feuer und Flammen setzen müßte, und nicht minder war Dir klar, daß Dein armes, kleines, eben in der Regeneration begriffenes Vaterland am allerwenigsten Ursache habe, diese Feuerprobe zu bestehen. Worauf aber die Strebungen der Anderen abzielen, das sahest Du vor Augen. In so kritischen Zeiten entscheidet nicht menschliche Meinung, nicht die Wahrheit, nicht die Logik, sondern die Ereignisse, die großen Zufälligkeiten der Weltgeschichte."

Leon hörte mit Erstaunen, wie ein Anderer seinen eigensten Gedanken Worte lieh.

„Der Gang der ganzen Geschichte war doch folgender: Am 7. Juli empfingst Du das Telegramm, in welchem von Wien aus das Gerücht von der Mobilisirung der Artillerie

dementirt wurde. (Nun, wie derlei amtliche Dementis gelesen sein wollen, das weiß am Ende alle Welt.) Am nächsten Tage reiste Prinz Alienor Nornenstein nach Süddeutschland ab; an demselben Tage Abends traf Fürst Oktavian Nornenstein in Paris ein. Dir sagte man freilich, er sei lediglich gekommen, seine Schwiegertochter zu besuchen, Du wußtest ganz wohl, daß es ihm einzig und allein dringend darum zu thun war, eine große Anleihe abzuschließen, ohne welche die Liga nicht in die Action treten konnte. Er mußte über Paris nach Brüssel gehen, denn in Deutschland war seine Personsbeschreibung derzeit schon ein gesuchter Artikel. — Damals war alle Welt am auffälligsten bemüht, Dir zu schmeicheln; man arrangirte Dir zu Ehren Soiréen, schöne Weiber stellten Dir süße Schäferstunden in Aussicht. Man hatte eben noch für einige Tage Deine Thätigkeit im Interesse des Friedens nöthig; man brauchte Dein von felsenfestem Vertrauen strahlendes Gesicht, aus dem die Matadoren der Finanzwelt den hellen Sonnenschein prognosticiren konnten. Aber Du wußtest ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Du wurdest um eine Woche früher gewahr, daß Deine Politik gefallen sei, bevor es noch eigentlich geschehen war. Natürlich bekamst Du ganz a tempo einen — zwar völlig indifferenten — Brief, den man Dir aber absichtlich und ostentativ in die Soirée nachtrug; Du

lasest und erklärtest, Du müssest augenblicklich nach Hause reisen. Wie meisterhaft war diese Scene gespielt! Die ganze Gesellschaft hing an Deinem Angesichte! Man las die Worte der Depesche aus Deinen Mienen, von Deiner Stirne. Du wurdest bleich; Deine Lippen bebten; ein tiefer Seufzer entrang sich Deiner Brust. Jedermann erkannte klar und unbestreitbar, man mußte Alles das dahin deuten, daß Du gefallen seiest. — Nicht Du allein, sondern die ganze Mission, welche Dir übertragen war. Offenbar hatten Deine Feinde die Oberhand behalten, ihre Projecte waren in der Verwirklichung begriffen. Und Du triebest die Meisterschaft in Deiner Kunst noch überdies so weit (davon ganz abgesehen, daß Du im gegebenen Augenblicke mit einem Male heiser zu werden wußtest), daß Du ein Rendezvous mit einer sehr schönen Göttin fallen ließest, was ein Anderer in Deiner Lage wohl kaum gethan haben würde Damit hattest Du die Illusion vollkommen gemacht. Als Du fort warst, räucherte man hinter Dir den Saal mit Carbolsäure aus, so stark war der Leichengeruch des gefallenen Diplomaten nach Dir zu spüren. Und doch konnte in dem Brieschen Alles in Allem kaum etwas Anderes gestanden haben, als: „Fifine läßt Dich grüßen, — es ist ihr das Kleingeld ausgegangen.“ Ich erinnere mich ganz wohl der Duenna, die das Brieschen in's Bureau brachte und bat,

man möge es Dir nachschicken „ibi, ubi," da Dein Aufenthaltsort augenblicklich unbekannt sei. Sie wollte nicht einmal ihren Namen, noch auch ihre Wohnung nennen. Aber ich weiß nunmehr doch, wo sie wohnt."

„Was Du weißt, behalte für Dich!" fiel ihm Leon hastig in die Rede.

„Wohl, wohl, ich verstehe," sprach der Eisenkakadu mit pfiffigem Augenzwingern. „Muß ein allerliebstes, ordentliches Mädchen sein, die Kleine. Ich habe sie zwar niemals zu Gesichte gekriegt, habe aber auf alle meine Erkundigungen die Auskunft erhalten, daß sie äußerst solid und wohlanständig lebe; sie geht niemals aus, arbeitet den ganzen Tag über, ja selbst bis spät des Nachts und empfängt Niemanden. Briefe bekommt sie absolut keine, also auch von Dir nicht. Das Letztere ist nun allerdings ein wenig grausam; indessen, — Du hast Recht: nichts kann ewig währen. Ich weiß Alles, ich erkenne alle Deine Wege. Es ist ein großartiger Plan, den Du Dir entworfen hast und ich weiß im vornhinein, daß er Dir gelingen wird. O ich weiß Alles! In den Rahmen eines solchen Projektes paßt die kleine Nähterin allerdings nicht hinein; man thut wohl daran, die Photographie an die Luft zu setzen, damit sie in der Sonne allmälig verblasse. Es ist immer besser, ein derartiges Verhältniß rechtzeitig zu kündigen, man beugt da-

durch allen späteren Nachreden vor. Jeder ehrliche Kerl würde in Deiner Lage so und nicht anders handeln. Aber in materieller Hinsicht wenigstens wirst Du für die Aermste Sorge tragen, wie? Doch was gebe ich Dir da erst noch gute Rathschläge? Du hast mehr Verstand als irgend Einer. Und ein Herz hast Du ja auch für sie. Na, jetzt nimm aber das Geld da vom Tische und compromittire mich nicht damit. Wenn Du mich mit so einer Unsumme Geldes in's Gerede bringst, bekomme ich ja mein Leben lang von Niemandem mehr etwas geschenkt. Wenn Du es nicht brauchen kannst, so widme es irgend einem wohlthätigen Zwecke; an Gelegenheit hierzu fehlt es ja, soviel ich weiß, bei Euch daheim niemals. Ich weiß wohl, daß Dir an dem Gelde nichts gelegen zu sein braucht."

„Du, hör' einmal an: Um diese Summe ergänzen zu können, habe ich meinen letzten kleinen Besitz, mein St. Helena, verkauft."

„Wohlgethan! Was hast Du es nöthig, Dich da unten in der wilden Walachei mit ein paar angestammten Maulwurfshügeln herumzuplacken? Du bist heute bereits ein Dynast, mein lieber Freund! Jawohl, ein Dynast, ein kleiner König. Doch, was rede ich Dir da mit dummernstem Gesicht von Dingen, die Du selber ja besser weißt, als ich."

„Ich weiß gar nichts."

„Nun, so wirst Du es wenigstens binnen Kurzem erfahren, sobald es nur erst offenkundig wird. Ein Narrenglück hast Du, das muß wahr sein! Und was das Beste an der Sache ist, in Deinem Falle muß es heißen: „Der Gescheidte hat's Glück!" Doch — der Kellner ist fort — nun können wir wieder weiter plaudern von den Dingen, die Du noch nicht wissen kannst. Du hast Deine Rolle, bis in die kleinsten Details sorgsam ausgearbeitet, durchgeführt. Damit, daß Du Paris plötzlich verließest, ohne von irgend Jemandem Abschied zu nehmen, war noch bei weitem nicht Alles zu Ende. Auf der ganzen Heimreise folgten Dir Schritt für Schritt immer und überall gewandte und aufmerksame Beobachter — Deine simulirte Desperation ließ Dich auch nicht einen Moment im Stiche. Ein Meisterstreich aber war es insbesondere, Wien nicht einmal zu berühren. Damit hattest Du Deinen Sturz so zu sagen documentirt; von Gänserndorf ab konnte darüber weiter kein Zweifel mehr obwalten. Gleichwohl folgte man Dir noch immer weiter. Als Du im Posthause zu Dancsvar an Deinen Chef schriebst (es war eine Resignation so bitter und trocken, als nur immer möglich), war Jemand im Nebenzimmer verborgen, der Dir mit Hülfe eines Opernglases aus der Ferne die Worte aus der Feder las. Selbst auf den Weg nach

St. Helena hinaus hatte man Dir einen Begleiter an die Seite gegeben und später wußte man ganz genau, daß Du ganze Tage auf der Jagd verbringst und Abends ohne Wild nach Hause zurückkehrst, daß Du Briefe weder schreibst noch empfängst. Kurz und gut, Du hast Deine Gegner in der vollendetsten Bedeutung des Wortes — zu Narren gehalten."

Leon hörte und staunte. Er vermochte nicht zu begreifen, wie dasjenige, was er in seiner Verzweiflung gethan oder nicht gethan hatte, sei es in Gestalt einer That, sei es in Form einer Unterlassung, zu einem weltgeschichtlichen Motor werden konnte.

„Heute kannst Du bereits getrost an's Tageslicht treten und Dich zeigen. Was seither in der Welt vorgegangen ist, siehst Du aus den Zeitungen. Der Krieg ist ausgebrochen — das war nicht zu verhindern, aber er ist für gewisse Kreise zu früh ausgebrochen. Hui — wenn Du all' die Liebenswürdigkeiten hören könntest, die Fürst Oktavian Nornenstein und Feldmarschall-Lieutenant Baron Falbenheim einander in's Gesicht schleudern! Und die Artigkeiten, die dann von Beiden zusammen Prinz Alienor zu hören bekommt! Und schließlich die Segnungen, die alle drei im Chorus über Dein armes Haupt ausgießen! Ihr ganzes Kartenhaus ist in Trümmer gesunken; der Stein des

Sisyphus, den sie mit vieler Noth und saurer Mühe endlich bis zum Berggipfel hinangewälzt hatten, kollerte ihnen plötzlich auf der anderen Seite wieder den Hang hinunter. Nur zehn Tage hätten ihnen noch gegönnt sein sollen und wir würden den Krieg heute nicht im Profil betrachten, sondern ihm en face gegenüberstehen. Du hast ihnen alle ihre Projecte zu Schanden gemacht. Und mit dem Fiasko, das Du ihnen bereitet, hast Du daheim allen Jenen zum Siege verholfen, denen Du Treue und Anhänglichkeit schuldig warst. Du hast dem Lande Millionen erspart und warst ein glückliches Werkzeug, große Katastrophen hintanzuhalten. Das erkennt heute Jedermann und Deine Gönner sinnen Tag und Nacht darüber, eine Belohnung ausfindig zu machen, die Deiner Dienste würdig wäre. Lieber Freund, Du wirst in einem Fluge einen wunderbaren Aufschwung nehmen. Du wirst wie mit dem Luftballon aufsteigen, und was von der Höhe Deines Luftschiffes aus Dein Auge an Gütern der Erde und an Sternen des Himmels zu überschauen vermag, das Alles wird man Dir geben, und noch mehr als das! Was denn das sein könnte, was höher zu schätzen wäre, als aller Ruhm im Himmel und auf Erden — meinst Du? Soll ich Dir das erst sagen müssen? Ich alte Nachteule, Dir, dem siebenundzwanzigjährigen, jungen, ritterlichen Manne? Was ist wohl der höchste Schatz zu nennen?

Und noch überdies ein Schatz unter allen Schätzen der Erde? — Ach geh doch! Lache doch endlich einmal! Mach mir doch nicht immer ein so urkomisch ernstes Gesicht! Du magst die Welt zum Besten haben — mich hältst Du nicht zum Narren. Du weißt das Alles ja besser, als ich. — Nun, soll ich denn allein essen und trinken? Zum mindesten stoß' an mit mir . . . . Auf das Wohl der schönen Dame, an die Du in diesem Augenblicke denkst."

Leon leerte in der That sein Glas auf das Wohl „Derjenigen, an die er in diesem Augenblicke dachte".

Der alte Diplomat erwies, trotzdem er ohne Unterlaß redete, gleichwohl dem Frühmahle und den vorzüglichen Weinen alle Ehre. Während er gemüthlich das goldene Naß schlürfte, sprach er mit vollem Wohlbehagen:

„Wahrhaftig, ein gutes Gläschen Rheinwein ist mehr werth, als der bestgefestete Rheinbund. Pah! Aber Du, Lieber, Du hast in der That schweigen gelernt. Was Du mir bisher von allen Deinen Erfahrungen im Auslande mitgetheilt hast, würde mir von einem Zeitungsschreiber keine drei Sechser eintragen. Und umgekehrt, von mir etwas zu erfahren, trägst Du gleichfalls kein Verlangen. Bist Du denn nicht neugierig zu hören, wie sich Jemand befindet, der Dich interessirt? Zum Beispiel — ein kranker Mann?"

„Fürst Max von Etelvary!"

„Wohl. Ihn meine ich. Ich denke, Du erkundigst Dich nur deshalb nicht bei mir nach ihm, weil Du ihn selber zu besuchen gedenkst? Je nun, dazu ist es zu spät; er ist gestern sammt der schönen Prinzessin verreist.“

„Wohin?“

„Weit, mein Freund: nach Helgoland. Und er wird schwerlich mehr zurückkehren. Er hat die letzten Tage in ununterbrochener Aufregung verbracht, er hat all' seine Geistes- und Körperkräfte bis auf's äußerste angespannt, um die Politik des Krieges zu Falle zu bringen. Er war für sich allein ein Heerlager, welches einem Feldzuge die Stirne bot. Er hatte heftige Auftritte mit den Nornensteins, und nur die Intervention hochgestellter Persönlichkeiten vermochte ein bewaffnetes Rencontre zwischen den beiden Herren hintanzuhalten. Es ist Dir wohl bekannt, womit Nornenstein die Nothwendigkeit zu motiviren suchte, die Verlobung seines Sohnes mit Prinzessin Raphaela zu lösen? — Nebenbei gesagt, eine Beleidigung, wie man sie so leicht nicht zu vergeben pflegt. Was den Prinzen anbelangt, so hatte er der Prinzessin sehr gerne den Hof gemacht, noch weit lieber aber, wie mir schien, ihrer Gesellschafterin. Diese, ein allerliebstes Kind, wurde das alsbald gewahr und dachte sich eine eigenthümliche Vertheidigungs-Methode aus. Sie hatte eine prachtvolle weiße Katze; so oft ihr Prinz Alienor in die

Nähe kam, nahm sie das Thier auf den Arm. Den Prinzen aber wandeln bekanntlich alle möglichen Zustände an, wenn er eine Katze sieht. Der Katzen wegen sah er sich genöthigt, sein Verhältniß zu lösen. Fürst Maxmilian ließ die Entschuldigung gelten. Um Dich aber hat er sich häufig erkundigt. Er nahm Tag für Tag Einsicht von Deinen Depeschen und war stets sehr befriedigt von denselben. Als man ihm die Nachricht brachte, Du seiest plötzlich aus Paris verschwunden, hörte man ihn plötzlich hell auflachen. Das war ein genialer Einfall! rief er ein- um das anderemal aus. Es war sein letzes Lachen im Leben gewesen. Die Ereignisse, die nun in rascher Folge hereinbrachen, gaben seiner Auffassung Recht. Nornenstein kam re infecta zurück; Alienor flüchtete irgend wohin in die Schweiz und ist so zu Tode erschrocken, daß er den Heimweg durch die Türkei nehmen will. Seine Frau sitzt in Paris. Von Falbenheim hörte man vierzehn Tage lang nichts Anderes als giftiges Zähneknirschen und den Jammerruf: „Kein Mantel gerollt, kein Gamaschenknopf an seiner Stelle!“ Der ganze Spaziergang in's Feld mußte unterbleiben. Fürst Etelvary aber sagte: „Unser Werk ist gethan!“ Und damit brach er zusammen. Der Kampf hatte seine Lebenskraft aufrecht erhalten, der Sieg machte beiden ein Ende. Sein Arzt drängte ihn, je eher nach Helgoland zu gehen. Er wartete von Tag

zu Tag — auf Dich. Er fand es zwar vollkommen klug gehandelt, daß Du Dich sorgfältig von aller Welt zurückzogst, in den letzten Tagen aber wurde er nachgerade bereits ungeduldig darüber, daß Du noch immer nicht zum Vorscheine kamst. An Dich schreiben, das ging nicht an: es würde es sofort alle Welt erfahren haben. Gestern nun bestand das ärztliche Consilium mit aller Entschiedenheit darauf, daß er sich endlich zur Reise entschließe; er reiste ab und ließ einen Gruß an Dich zurück."

„Ist es noch möglich, nach Helgoland zu gelangen?"

„Die französische Flotte ist zwar bereits in See gegangen, aber dessen ungeachtet findest Du in Hamburg oder in Bremerhaven wohl noch immer ein neutrales Schiff. Uebrigens thust Du für den Augenblick besser, wenn Du nirgends hingehst. Gieb mir Deine Adresse, damit ich Dich erforderlichenfalls zu finden wisse. Ich will Dir dafür etwas Anderes geben: die Adresse der kleinen Näherin, von der Du nichts wissen willst. Na na na! Nur immer hübsch ruhig Blut! Ich will sie in ein Couvert schließen und Dir versiegelt übergeben. So lange Du willst, brauchst Du das Ding nicht zu öffnen. Aber es kann auch kommen, daß es Dir lieb wäre, zu wissen, wo sie wohnt und dann hast Du die Adresse wenigstens bei der Hand. Weißt Du, mir thut die Aermste leid; ich denke, Du wirst sie doch nicht so ohne

weiteres verlassen wollen, ohne für sie zu sorgen. Mittel und Wege wirst Du wohl zu finden wissen — bist ja Cavalier durch und durch — Nun, wie ist's? Willst Du das Papier haben? Oder soll ich mir die Cigarre damit anbrennen?"

Leon war diesem Menschen gegenüber keiner Verstellung fähig. Seine Lippen bebten, die Zunge versagte ihm den Dienst, als er sagen wollte: „Deine Entdeckung kümmert mich nicht."

Er steckte das Couvert zu sich, welches das Blatt enthielt, aus dem er erfahren konnte, wo Livia wohne.

Einen Tag und eine Nacht lang vermochte er es über sich, das Couvert nicht zu öffnen, und nicht wenigstens bis an das Hausthor zu gehen, um dort so lange herum zu lungern, bis er sie an einem der Fenster erblicken würde.

Schon am nächsten Tage aber drohte ihm die Versuchung über den Kopf zu wachsen und er fand sehr zu besorgen, daß er schließlich sein gegebenes Wort noch mit Füßen treten werde; wenn er sich nicht selber mit einer neuen Idee zu Hülfe käme. — Er fand auch diese. —

Niobe im Bauerngewande.

Wie wunderbar sich Menschenschicksal doch oft gestaltet! dachte Leon. Da giebt es manch Einen, der unablässig ringt und sich müht und mehr als ein wahres Verdienst erwirbt; und gleichwohl bemerkt ihn Niemand und keine Seele würdigt seine Strebungen und seine Verdienste. Mit einem Male aber stößt ihm blindlings irgend ein Ungefähr auf und daraus macht man dann ein Aufhebens, daß der Mann für zeitlebens berühmt wird durch die Geschichte.

Was hielt Leon ab, jetzt, wo alle Welt über die wunderbaren Nachrichten vom Kriege tobte und jauchzte, hervorzutreten, mit den Erfahrungen zu flunkern, die er gemacht, sich des Antheils zu rühmen, den er an dem Gange der Ereignisse hatte? Wenigstens in den Kreisen, die man die maßgebenden zu nennen pflegt?

Was Anderes, als jenes unsichtbare Etwas in dem Uhrwerke des menschlichen Organismus, welches man das

Herz nennt. Dieser durch haarfeine Triebfedern bewegte stets unruhige Mahner der Seele flüsterte ihm zu, daß es ewig ein fluchbeladenes Jahr in der Weltgeschichte bleiben müsse, in welchem zwei solche Nationen der Erde einen solchen Kampf begonnen; einen Kampf, dessen Wuth jeder Mann, jedes Weib, jedes Kind dieser beiden Völker fühlt, einen Kampf, dem kein Meer von Blut, kein Gebirge von Leichen, dem Nichts Einhalt zu gebieten vermag, nicht der Sieg der einen, nicht die Niederlage der anderen Nation, der mit jedem Knaben, der zum Manne gedeiht, neuerdings heranwächst, der mit jedem neugebornen Kinde immer wieder von Neuem geboren wird, der fortlebt im gesprochenen Worte, im geschriebenen Buchstaben und den ganzen Welttheil für ewige Zeiten der Wohlthat ungefährdeten Friedens beraubt.

Und an diesem Unheil trägt sein Komödienspiel mit die Schuld.

Warum hatte er damals der Einladung Oktavian Nornenstein's Folge geleistet, um sich jene falsche Depesche stehlen zu lassen? Warum hatte er den Schlüssel der Geheimschrift jenem verführerischen Weibe ausgeliefert, um damit die Träger jener lächerlichen Projecte zu reizen? Sie hatten wieder noch andere, noch mächtigere Factoren in Bewegung gesetzt und aus der Posse war eine furchtbare Tragödie geworden! Warum mußte er auch nur einen Augenblick um Pompeja's

willen Livien vergessen? Eine einzige, ob auch noch so geringfügige Abweichung von dem Wege der Treue hat im Leben des Menschen nicht minder ein verfehltes Resultat zur Folge, als eine einzige verfehlte Ziffer in der Rechnung.

Nun strömt das Blut in Bächen über den Erdboden dahin, das Blut zweier der edelsten Völker der Erde! Jede Wunde, die sie einander schlagen, ist der ganzen Menschheit geschlagen. Jede Ruine, die ihre Geschosse in Trümmer legten, ist eine Ruine der menschlichen Cultur. Der Haß, der dann nach dem Kampfe zurückbleibt, wird einem verzehrenden, ansteckenden Fieber gleich fortwühten in der ganzen civilisirten Welt.

Und daran trägt sein Komödienspielen mit die Schuld.

Das Kind spielt mit dem Feuer; es jauchzt auf, wenn die glimmenden Flocken in die Lüfte stieben, und erschrickt erst hinterher, wenn das Haus in Brand steht, das verheerende Element um sich greift und die halbe Stadt in Asche sinkt.

Leon schauderte zusammen, so oft er einen Blick in eine Zeitung thun wollte.

Die Nemesis hatte ihn bereits ereilt. Ein Tropfen des Giftes, welches sein höhnisches Narrentreiben streute, war auf eine Stelle gefallen, auf welche er dabei gar nicht geachtet hatte: auf die einzige verwundbare Stelle seines

eigenen Herzens. Dadurch war Livia aus dem Asyle vertrieben worden, wo sie glücklich gewesen. Und selbst ihre Flucht hatte noch zurückgewirkt auf sein brandstifterisches Beginnen. Die Nachricht von Livia's Verschwinden hatte ihn fortgetrieben von Paris, dort aber hatte man seiner plötzlichen Abreise tiefe politische Bedeutung beigemessen.

Er versuchte vergebens, sich vor sich selber zu entschuldigen, wie geübte Diplomaten sich wohl die Hände reinzuwaschen wissen. Er sagte vergebens zu sich selbst: „All' das wäre auch ohne dein Zuthun geschehen. Es war der Wille zweier Nationen, der diese Katastrophe herbeiführte; selbst regierende Häupter hatten nicht die Macht, sie abzuwenden.“ — Wie, wenn es aber doch anders gekommen wäre? War ja doch ein „bloßes Wort“, eine „Frage“ die Eischale, aus welcher dieses Ungeheuer gebrütet ward! daß es doch erstickt wäre noch im Ei.

Vergebens sagte er sich: „Du hast recht gehandelt. Die zwei Riesen rüsteten sich schon seit langer Zeit, einander anzufallen; zwei Riesen, zwei „Unsterbliche“. Konntest du dich vermessen, sie daran hindern zu wollen, du ohnmächtiger Zwerg, du — Menschenkind?! Du mußtest also den Ausbruch beschleunigen, damit sie nicht etwa noch einen Dritten mit sich rissen, der allerdings „sterblich“ ist, und um den, wenn er stürbe, du zu weinen hättest. — In der Diplomatie ist

die Selbstsucht Pflicht. Wir zetteln einem Andern Krieg an, um selber Frieden zu haben. Wir setzen grausames Blutvergießen in Scene — für erhabene Ideen. Wir scheuen einen Weltkrieg nicht im Interesse des Welthandels. Wir heilen uns selber dadurch, daß wir unsern Nebenbuhler krank machen. Wir entzünden einen Brand in der Nachbarschaft, um uns daran zu wärmen. Wir importiren Freiheit nach anderen Ländern, um daheim kein Verlangen nach derselben aufkommen zu lassen: die unterlegene Politik weiß sich hundert Entschuldigungsgründe zu finden; die sieghafte Politik aber braucht nur einen einzigen: und dieser ist — der „Erfolg".

Und dieser Erfolg war im gegebenen Falle eben der Triumph der Neutralitätspolitik bei uns daheim.

Ein weitaus bequemes Ruhekissen für Jeden, der Theil hatte an diesem Erfolge, um sich in herrliche Träume zu lullen.

Allein, Leon's Augen ungaukelten keine glänzenden Träume; er sah immer nur die mit zuckenden Leichnamen besäeten Gefilde vor sich. Der höllische Chorgesang der Wehklagenden, der Feuerschein brennender Städte am Firmamente, die Bomben, die in den Straßburger Münster schlugen, dröhnten und wetterleuchteten um ihn her; die höllischen Gnomen, welche vom Teufel besessene Karikaturenklecser auf das Papier gekritzelt hatten, umdrängten ihn, lebendig geworden, lästernd, hohnlachend, mordbrennend, Kronen und

Särge und weibliche Schamhaftigkeit begeifernd. Und mitten aus dem Gewimmel dieses infernalischen Spukes stieg immer wieder das Bild eines bleichen Mädchens vor ihm auf, in später Nachtstunde über den Stickrahmen gebeugt. Ist es nicht ein Trauergewand für eine Fürstin, was sie fertigt und mit schwarzen Perlen benäht? Zuweilen mischt sich eine Thräne unter die Perlen. Der helle Lichtkreis der Lampe webt einen Heiligenschein um ihr Haupt.

Der taugt nicht zum Diplomaten, zum berühmten Manne, der Gemüth, der tiefes Gefühl hat.

Bis zum nächsten Morgen hatte sich Leon seinen Plan gemacht, was er die Woche über treiben wolle, bis ihm Madame Corysande von Livia Bescheid bringen würde.

Weit entfernt von hier, hinter jenen Gebirgszügen im Osten, wohnt eine glückliche Familie, die er in Verzweiflung zurückgelassen hatte, als er mit den Worten geschieden war, er wolle ihnen den Boden unter den Füßen, das Dach über dem Kopfe weg verkaufen. Die Thränen der Leutchen müssen getrocknet werden.

Er konnte nunmehr mit all' dem Gelde frei verfügen, welches er bei sich trug; er durfte wohl hoffen, daß es ihm gelingen werde, gegen erklecklichen Gewinn sein Erbgut von dem Käufer zurückzulösen und dann mögen die neun Blond-

köpfe wieder wie früher Hand in Hand im Kreise singen: „Röslein, Röslein, Röslein roth."

Mit Windeseile, wie es nur diplomatische Couriere zu Stande bringen, wenn sie Tag und Nacht ohne Aufenthalt ihre, die Geschicke von Völkern und Nationen entscheidenden Depeschen durch die Lande befördern, reiste Leon mit der frohen Kunde nach St. Helena zurück, die einer bescheidenen Familie ihre Glückseligkeit wiedergeben sollte.

Er mochte unterwegs bei Löw Hirsch nicht einsprechen. Er wollte vor Allem seinen Gevatter mit der Neuigkeit erfreuen und eilte dem Gütchen zu.

Durch die wohlbekannten Waldgründe lief ihm der Bach entgegen, allein das Wasser war heute so schmutzigroth gefärbt und die winzigen grünen und silberweißen Fischchen, deren Schatten sonst über den Kies des Bettes dahinhuschten, wenn die Sonne auf das Wasser schien, die spielten heute nicht in den Wellen. Gewiß hatte der neue Besitzer sich beeilt, das Gut auszunützen und hatte irgendwo Eisenerze aufgeschürft; nun trübten Rost und Schlacke den hellen Krystall des Baches.

In der Nähe des Dorfes, wo der Weg thalwärts führt, stieg Leon selber ab, um den Hemmschuh an das Wagenrad zu legen und ging dann zu Fuß auf dem grasbewachsenen Seitenpfade neben dem Fuhrwerk her.

Als er an den kleinen Hügel gelangte, auf dem der Gottesacker lag, von dessen Hange ihm vor Kurzem der Schwarm der jauchzenden Kinder entgegengestürmt war, kam unsicheren, schwankenden Schrittes ein Mann, mit einer Haue auf der Schulter, den Fußsteig daher.

Leon hatte Mühe, seinen Gevatter Seregely zu erkennen.

Der Alte war ohne Frage ein tüchtiger Landwirth; daß er aber selber mit der Haue in's Feld ging, schien denn doch recht sonderbar. Sein Gesicht aber war so ganz verändert, als ob er gar nicht er selber wäre.

„Heda Gevatter! rief ihn Leon an; wo hinaus denn mit der Haue?"

Den Mann wandelte ein Husten an, als ob ihm das Wort nicht aus der Kehle wollte.

„Da am Friedhofe war ich gewesen; hab' den Grabhügel meiner Kleinen aufgeworfen."

„Ah! rief Leon betroffen aus. „Doch nicht die kleine Mariska?"

„Ja wohl, das kleinste. Sie war die letzte."

„Die letzte? Mensch! Was redest Du da? Du willst doch nicht etwa sagen, die Kinder seien alle gestorben?!"

„Alle neun liegen sie hier unter dem Rasen."

„Ja bist Du denn verrückt geworden? Vor acht Tagen noch haben sie alle frisch und gesund da um mich herumgetanzt."

„Ja wohl. Und seither lagen Tag für Tag immer ihrer zwei neben einander im Sarge. Sind alle schön paarweise herausgewandert. Nur das letzte ist allein gekommen."

„Ach geh' doch, Du willst mich erschrecken! Was soll denn der gottlose Scherz! Seregely, so nimm doch Vernunft an, rede nicht so verrückt, sonst . . . weiß Gott!"

Leon hob die Faust, als ob er den Alten schlagen wollte.

„Verrückt, meinen Sie? Nun kommen Sie mit; es ist nicht weit hin; Sie können selber sehen."

Und dann sprach er kein Wort weiter; er ging voran nach dem Friedhofe, Leon folgte ihm auf dem Fuße. Drüben am andern Ende, hinter den Gassen der alten, grasbewachsenen Gräber, erhob sich eine Reihe neuer, frisch aufgeworfener Grabhügel: vier größere und ein kleiner. An jedem stand zu Häupten das Grabkreuz; an vieren ein Doppelkreuz.

„Lesen Sie! Sie haben ihnen selber die Namen gewählt: da stehen sie nun alle aufgeschrieben.

Leon stand erstarrt vor den Gräbern.

„Wie ist denn das gekommen?"

„Ich bin selber schuld daran," sagte der Vater und fuhr sich mit der flachen Hand über die schweißtriefende Stirne. Als Sie fort waren, ging ich in sündhafter Verzweiflung in die Kammer, wo sie schliefen und rief: „Mein Herr und

Gott, wenn du ihnen das tägliche Stückchen Brot von den Lippen genommen hast, so nimm sie selber nun auch zu Dir!“ Er hat das Wort gehört. Des andern Tages brach im Dorfe der Scharlach aus, und acht Tage später waren neun Bettler weniger auf der Welt.

Leon vermochte kein Wort zu reden. Er wandte sich ab und ging.

Als sie auf den Fußpfad gelangten, der vom Friedhof nach dem Dorfe führte, faßte Seregely seine Hand.

„Lieber, guter, gnädiger Herr, gehen Sie nicht so zu uns hinein. Betreten Sie dieses Haus nicht in diesem Augenblicke. Wozu wollen Sie denn das Weib sehen in seinem Jammer? Ich selber streife den ganzen Tag im Walde herum, um nicht mit anschauen zu müssen, was sie thut und treibt, und nicht zu hören, was sie redet, wie sie weint und singt, ohne Unterlaß. Bleiben Sie fort, es würde Ihnen weh thun.“

Leon drückte ihm die Hand.

„Nicht so, lieber Gevatter. Ich war es, der Euch betrübt hat, meine Pflicht ist es auch, Euch zu trösten. Es ist mein Schicksal, welches Euch schlägt. Es weiß es wohl, daß mich der Schlag nicht schmerzt, den es wider mich selber führt, daß es mich nur treffen kann, wenn es diejenigen schlägt, die ich liebe.“

Er ließ die Hand des Mannes nicht wieder los, bis sie an das Haus gelangten.

„Wo ist die Frau?" fragte er.

„Wo sollte sie sonst sein!" erwiderte der Wirthschafter und öffnete die Thür, die nach der Kammer führte, wo die vier Bettchen standen.

Die Frau saß auf dem Bänkchen am Ofen, neben sich hatte sie paarweise die kleinen Schuhe der neun Kinder stehen. Sie bürstete daran emsig und machte sie glänzen. Das neunte Pärchen, das kleinste, war aus Wolle gestrickt, mit rothem Bande geziert; sie band die rothen Maschen auf und wieder zu und ordnete die Schuhe alle schön der Reihe nach neben sich hin, und als sie damit zu Stande war, begann sie wieder von neuem. Dabei schaukelte sie mit dem Fuße behutsam eine Wiege und sang leise ein Schlummerlied dazu.

„Liebe Frau Gevatterin!" redete Leon sie an und trat an ihre Seite.

Sie hörte ihn nicht und gab ihm keine Antwort.

„Da mag reden, wer da will, gnädiger Herr — sie hört nicht," sagte der Mann. „Bei den ersten acht weinte sie sich fast zu Tode; als auch dann das neunte von dieser entsetzlichen Krankheit ergriffen war, da wurde sie wie wahnsinnig. Sie nahm den armen Wurm in den Schooß und

barg ihn in den Armen. Sie haderte mit Gott und sagte: das eine, das letzte, das gebe sie ihm nicht hin. Wir durften ihr kein Feuer und kein Messer im Bereich der Hände lassen, sie wollte morden und sengen. — Endlich hat sie doch das letzte auch hingeben müssen."

„Warum habt Ihr denn keinen Arzt rufen lassen?"

„Woher sollen wir denn hier einen Arzt nehmen? Und dann — was will der Arzt machen, wo Vater und Mutter selber mit dem lieben Gott gehadert haben, warum er ihnen so viele Kinder schicke?! Es hat so kommen müssen."

Die Mutter stand auf, ohne zu den Männern zu reden sie ging in den Garten hinaus und las von dem Rasen die Aepfel auf, die vom Baume gefallen waren; sie füllte ihre Schürze damit, kam wieder in die Stube zurück und vertheilte die Aepfel; sie legte sie auf die Kissen der leeren Bettchen, je einen rothen und einen gelben auf jedes Kissen, recht und gerecht jedem Einzelnen zugetheilt, damit es darob keinen Streit gebe unter den Kleinen.

Leon vermochte dem Thun der Frau nicht länger zuzusehen. Er ging in das Schreibzimmer hinüber und rief Seregely mit sich.

In dem Zimmer war Alles an seiner Stelle, wie ehedem, nur die Bilder, Leon's Handzeichnungen, waren von den Wänden genommen.

„Die Bilder habe ich herabgenommen, sagte Seregely: die braucht der Löw Hirsch wohl nicht mit in den Kauf zu kriegen.“

„Aus dem Handel wird nichts, sagte Leon. Ich will die kleine Besitzung niemals verkaufen; ich kaufe sie zurück und setze Dich als Pächter hier ein für zeitlebens; Du sollst hier Alles als Dein Eigen betrachten. Ihr seid Beide noch jung — die Zeit wird Euren Schmerz heilen.

„Armes Lieschen! Bis zum letzten Augenblicke wollte sie sich das schöne Portrait nicht wegnehmen lassen. Sie verlangte, damit begraben zu werden.“

(Von anderen Dingen war mit dem Manne nicht zu reden.)

„Fluch über das schöne Portrait! Fluch über das lebendige Urbild! rief Leon leidenschaftlich erregt und faßte Seregely an beiden Schultern, um ihn aus seinem Hinbrüten aufzurütteln. — Mensch! Sei ein Mann und finde Dich selber wieder. Du warst ein gottesfürchtiger Mann Dein Leben lang. Du kennst die heilige Schrift, Du kennst die Geschichte Hiob's. Der Herr hatte ihm Alles genommen: seine Habe, seine Kinder, alle Freude seines Lebens. — Und siehe, er gab ihm Alles wieder: Hab und Gut, und Kinder und Freude. Gieb Dich doch selber nicht verloren. Sieh' mir in die Augen und höre mich an. Ich setze Dich

und die Deinen für immerwährende Zeiten in dieses Haus — arbeite und bete zu Gott, daß er Deiner Heimstatt wieder Gedeihen verleihe wie ehedem."

Der tiefgebeugte Vater ermannte sich; die krampfhaft geballten Fäuste zeugten dafür, welcher Seelenpein er Schweigen zu gebieten wußte.

„Nein, gnädiger Herr," erwiderte Seregély mit gebrochener Stimme, aber im Tone der Entschiedenheit und tiefer Erregung, ich bleibe hier nicht! Jeden Tag, den Gott vom Himmel giebt, wenn ich des Morgens die Augen aufschlage, die Erdhügel dort drüben schauen mit den wehverkündenden Grabkreuzen! Vom frühen Morgen bis zum späten Abend Tag für Tag das herzzerbrechende Jammern dieser halbwahnsinnigen Mutter mit anhören, mit ansehen, wie sie vom Morgen bis zum Abend Wald und Feld durchirrt, ihre Kinder zu suchen, um dann heimzukehren und mich zu fragen: wo sind sie?! Hier, wo jede Ecke, jeder Winkel im Hause mich an sie erinnert, wo ich zu jeder Stunde ihre Spielgenossen fröhlich durch die Gassen jagen sehe, wo mir jeder Bissen Brod aus dem Munde fällt, wenn ich ihrer gedenke! Nein, hier bleibe ich nicht um alle Reichthümer der Welt! Seien Sie bedankt für Ihre Fürsorge; in Ihrer Herzensgüte vermögen Sie den Gedanken nicht zu ertragen, uns betrübt zu haben, allein — den Tag unserer Lebens-

freude macht keine Menschenmacht je wieder dämmern. Wir ziehen fort von hier. Wir sind ja nur unser zwei — wir finden wohl irgendwo das bischen Nothdurft des Lebens. Kaufen Sie diese Besitzung auch nicht wieder zurück. Mit dem Tage, da Sie sie in die Hand des Fremden gegeben haben, ist Gottes Segen gewichen von dieser Flur! — Es ist nicht leeres Gejammer, was ich da rede. Sie haben vor acht Tagen die herrlichen Saaten gesehen. — Versprachen sie nicht alle eine reiche, gesegnete Ernte? Nun sehen Sie sie doch heute an; sehen Sie einmal, was eine achttägige afrikanische Dürre aus dieser Gemarkung gemacht hat? Die lustigen Stadtleute jubeln! Eine herrliche Badesaison! Wir aber seufzen: Es wächst uns kein Brod heuer! Der Boden giebt das Saatkorn kaum zurück! Die Eicheln im Walde dorren von den Zweigen und die Obstbäume brauchen nicht mehr gestützt zu werden; der Boden ist über und über bedeckt von welk abgefallenen Früchten und was noch am Aste hängt, ist wurmstichig. Selbst das Thier geht zu Grunde. Sehen Sie das Bienenhaus an: alle Körbe stehen leer, Volk und Weisel sind zu Grunde gegangene nur die Raubbienen fliegen aus und ein zu den verlassenen Zellen. Die bittere Noth ist hereingebrochen über uns. Und all das ist nur erst noch der Beginn. — Lassen Sie die Besitzung nur immerhin dem neuen Herrn: Wer weiß — vielleicht ist es

gerade deshalb, daß der Herr uns mit so schweren Schlägen heimsucht, weil alle unsere Grundbesitzer ihre Güter in fremde Hände gerathen lassen.

Die letzten Worte sprach der Wirthschafter bereits im Hinausgehen. Weiter hatte er mit Herrn Napoleon von Zarkany nichts mehr zu reden.

Es war ein todtkaltes Erwachen für den Mann, der eben noch in so glänzenden Träumen geschwelgt hatte. Du überredetest Dich selber, Du seiest ein großer Mann, weil Du mit Deiner tiefen Weisheit mitgethan hast, die Geschicke des Landes zu bestimmen — nnd dabei ließest Du die Obsorge für das kleine Fleckchen Erde außer Acht, welches Dein Eigen, welches Dein Erbe war. — Was bist Du doch ein so ganz kleiner, ein so ganz gewöhnlicher Mensch!

Was bist Du doch so rein gar nichts!

Es war mittlerweile spät geworden. Heute rief Leon Niemand zum Abendbrode. Eine Magd kam schlaftrunken in's Zimmer, deckte den Tisch und trug mit unwilligem Gesichte zum einsamen Mahle auf, was ihre ungeschickte Hand bereitet hatte. Die Speisen mochten ganz gut sein — Leon berührte sie nicht. Die Magd trug Alles wieder fort, wie sie es gebracht hatte.

Sie kam dann wieder und machte ihm das Bett zurecht. Leon legte sich sofort nieder; die Strapazen der häufigen,

langen und forcirten Reisen äußerten nachgerade ihre Wirkung, er war müde und abgespannt.

Als aber erst von außen her das Geräusch des Tages verstummt war, wurden die geisterhaften Klagetöne des Hauses selber laut. Ununterbrochenes Weinen und Jammern, mit zärtlich gerufenen Kindernamen untermischt, erfüllte die Räume in dieser Behausung des Unheils. Ab und zu unterbrach eine milde, sänftigende Stimme das Wehklagen; dann trat eine anscheinend lange Pause tiefen Schweigens ein; aber nach einiger Zeit erklang immer wieder von Neuem das unterdrückte Schluchzen nnd Weinen und zerriß unheimlich die Stille der Nacht.

Von der Küche herein drangen die ruhigen Athemzüge der schlafenden Magd; ihre Ruhe störte kein Klagelaut von fremden Lippen.

Leon aber hörte jedes Wort, welches im Nebenzimmer gesprochen wurde.

„Weine doch nicht, besänftigte der Gatte die Frau. Der gnädige Herr kann ja Deinetwegen kein Auge zuthun da nebenan."

Ein scharfer, kreischender Aufschrei, der in schmerzlichem Wimmern lange ausklang — dann war wieder Alles still. Niobe's Thränen waren versiegt. Oder hat die klagende

Mutter das Haus verlassen und einen Ort aufgesucht, von welchem ihr Weinen nicht bis hierher zu hören ist?

Auf Leon's Augen sank bleischwer der Schlaf hernieder.

Doch dieser Schlaf war nicht der wohlthätige Genius, der das Häßliche selbst verklärt, der dem Träumenden ein Eden vor die Seele gaukelt und dem Herzen das Selbstbewußtsein, dem Kopfe die Gedanken entrückt. Dieser Schlaf war erst recht ein Erwachen marternder Gedanken, des peinigenden Gewissens. Die entsetzlichen Visionen wurden häufiger und schrecklicher denn je zuvor. Auf dem leichenbedeckten Plane, im Feuerscheine des aufflammenden Horizonts, inmitten zertrümmerter Kanonen, hochaufgethürmter Waffenstücke, von Disteln überwucherter Ruinen saß die Gestalt der bleichen Jungfrau, an dem Saume eines ungeheuren Leichentuches stickend, welches ohne Rand und Ende zu sein, die ganze Welt zu bedecken schien; unter dem durchsichtigen Gewebe hob ein Sterbender, im letzten Todeskampfe zuckend, den Kopf empor. Vor ihr tanzte ein Schwarm lächelnder Kindergespenster, Hand in Hand zu einem Kreise verschlungen; und jedem der Kleinen flackerte glänzender Flammenschein anf dem Haupte und inmitten des Röchelns der Sterbenden und des fernen Kanonendonners sangen die Kinder: „Röslein, Röslein, Röslein roth. —“

Leon warf die Bettdecke von sich und sprang auf.

Es war nicht möglich, in diesem Hause zu bleiben.

Er stand auf, kleidete sich an und trat aus dem Gemach in's Freie. Der Mond, im Abnehmen begriffen, tauchte eben hinter den hohen Berggipfeln empor.

Leon weckte seinen Kutscher und hieß ihn sofort anspannen. Er selber wolle vorausgehen; der Wagen solle ihm so rasch als möglich folgen.

Der Mond beschien die eine Seite des Thales: die andere Seite lag im Dunkel.

Als Leon so einsam dahinschritt, klang ihm unaufhörlich der Sang der Kinder durch den Sinn; er murmelte das Lied auch selber leise vor sich hin und es schien ihm, als ob der Schwarm von Blondköpfen Hand in Hand zum Kreise verschlungen, unablässig um ihn her tanzte und ihn singend geleitete. Es drängte ihn fast, sie anzurufen: „Nun denn — wie geht das Liedchen weiter?"

Da mit einem Male gab die Stille der Nacht Antwort auf die Frage. Leise, wehmüthig, klang es durch das Dunkel:

Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt es eben leiden!
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Er blickte um sich. — Er ging eben am Kirchhofe vorbei. Drüben an den frischen Grabhügeln saß eine Frauen=

gestalt im weißen Nachtgewande und sang ihren schlafenden Kindern ihr Lieblingsliedchen vor, als wollte sie sie wecken.

— — — — — — — — — — — — —

Der Wagen kam dahergerasselt. Leon stieg auf und fuhr davon.

Die letzten Herzschläge.

Fürst Maximilian Etelvary war acht Tage nach dem Ausbruche des Krieges nach Helgoland abgereist.

So wie er dessen gewiß sein durfte, daß sein Vaterland nun nicht mehr in den Kampf verwickelt werden könne, gab er dem Drängen seiner Aerzte nach. Es that ihm absolute Ruhe noth.

Und solcher Ruhe ist diese Insel inmitten des weiten Meeres so zuträglich; eine steil aufragende, rothe Felsenmasse, am Fuße von weißen Sandbänken umringt, den Scheitel mit grünen Angern bekrönt. Auch die Flagge der Insel ist grün, roth und weiß. Es ist ein kleiner idealer Staat mitten in der unendlichen See. Er hat sogar seinen Reichstag, der allerdings nur aus sechs Mitgliedern besteht; doch das hat eben den Vortheil für sich, daß sich in diesem Landtage unmöglich sieben Parteien bilden können, wie im Parla-

mente eines andern Staates mit roth-weiß-grüner Fahne wohl. Im Uebrigen liebt man hier sein Vaterland so gut als irgendwo, obschon es ein Boden ist, der kein Brod bietet. Die Erde giebt hier nur Kartoffeln; das Meer ringsum giebt Fische und die Luft über dem Lande Wandervögel. Und doch lieben seine Kinder dieses Land. Das Meer unterwühlt die Felsen sichtlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr; es höhlt unterirdische Dome in ihrem Schoße aus; das Land wird von Jahrhundert zu Jahrhundert an Umfang geringer, Stück für Stück löst sich von seinen Küsten, endlich wird es ganz verschwinden sammt dem Volke, dessen Sprache von Tag zu Tag seltener gesprochen wird. Und doch liebt das Volk sein Vaterland.

Jeden Sommer kommen die vornehmen Leute zu Tausenden hieher, die körperliches Siechthum oder Lebensüberdruß von dem glücklichen Festlande auf die öden Sandbänke treibt.

Wer von der Welt nichts wissen will, braucht hier absolut nichts von ihr zu hören.

Fürst Max Etelvary hatte seit seiner Ankunft auf der Insel kein Zeitungsblatt, keinen Brief vom Continente zu Gesichte bekommen. Ihm selber gestattete der Hausarzt das Lesen durchaus nicht. Raphaela las ihm regelmäßig aus Jules Verne's Romanen vor.

Der ganze Abschnitt der Weltgeschichte, der sich während dieser kritischen sechs Wochen ereignet hatte, war ihm unbekannt geblieben.

Sein Ordinarius ging mit der Politik nicht anders um, als mit den sonstigen tödtlichen Giften auch; er bestimmte vorkommenden Falles genau, wie viele Tropfen von einem Gran gereicht werden dürfen, so sorgfältig, als ob er Morphium oder Kirschlorbeer verordnete. Absolutes Stillschweigen würde den Kranken erst recht erregt haben. So viel mußte man ihn wissen lassen, daß der Krieg im Zuge sei; doch nur zwischen zwei Parteien und mit wechselndem Glücke; die drei neutralen Großmächte bieten übrigens Alles auf, die kriegführenden Staaten zu einem ehrenvollen Friedensschlusse zu bewegen. Alles in Allem war das auch richtig.

Damals durfte man dem Fürsten auch noch immer erzählen, wo die einzelnen Schlachten oder bedeutenderen Gefechte vorgefallen waren. Die Umgegend von Metz liegt ja noch an der Grenze. Rézonville, Gravelotte, Saint Marie aux Chênes, Saint Privat la Montagne, Straßburg — lauter Namen, die in der Geschichte dieses Krieges an sich nichts weiter bewiesen, als daß beide Theile noch immer mit gleichen Kräften kämpften.

Ueber die Details durfte vor dem Fürsten schon nicht mehr gesprochen werden. Das würde ihn aufgeregt haben.

Man sagte ihm, der Friede sei in Bälde zu gewärtigen; dem nationalen Stolze, der Ehre sei beiderseits nachgerade genug gethan. Der Fürst nahm die „Reise in den Mond" vor und überließ sich ganz und gar den Eindrücken der wundersamen Geschichte von dem Projektil, das da in den Mond abgeschossen wird.

Er war vielleicht der einzige Mensch in Europa, den damals das Schicksal „dieses" Geschosses interessirte.

Wird die Kugel den Mond erreichen? — Das beschäftigte ihn in jenen Tagen, als alle Welt fragte: Wird Mac Mahon wohl Paris erreichen?

Das Aluminium-Geschoß erreichte den geheimnißvollen Himmelskörper nicht; es flog an demselben vorbei, — ein Ereigniß, dessen Ursachen uns der Dichter weit klarer darlegt, als die Strategen die Gründe zu entwickeln wissen, weshalb Mac Mahon Paris nicht erreichte.

Was geschieht nun aber weiterhin mit den Passagieren des wunderbaren Projektils? Das interessirte den Kranken in hohem Grade.

Die Gefahr des Zusammenstoßes mit der Feuerkugel, die ihnen entgegenkommt, war bereits glücklich vorüber; bei dem Scheine derselben vermochten sie einen flüchtigen Blick auf die jenseitige, bewohnte Hemisphäre des Mondes zu werfen.

Eines Tages im September sagte der Arzt zu seinem Kranken:

„Der Krieg kann als beendigt angesehen werden. Die Ereignisse haben eine derartige Wendung genommen, daß nunmehr Friede geschlossen werden „muß".

Der Kranke ließ es schließlich mit voller Beruhigung dabei bewenden, daß das fliegende Geschoß nach dem Gesetze der Parabel vom Monde zurückkehren müsse und wieder auf die Erde fallen werde. Wenn nur den Passagieren kein Unfall passirt!

Eines Nachmittags, als der Fürst eben in ruhigen Schlaf versunken war, schreckte ihn plötzlich ein Kanonenschlag auf, dem nach wenigen Sekunden ein förmliches Pelotonfeuer aus Geschützen schweren Kalibers folgte.

Der Kranke sprang auf und stürzte ans Fenster; er riß die Vorhänge von demselben und blickte auf das Meer hinaus.

Draußen auf der grünen Wasserfläche standen vier eisengepanzerte See-Ungeheuer unter weißschwarzer Flagge gegen vier ähnliche Leviathane, welche die roth-weiß-blaue Flagge führten. Die beiden Geschwader feuerten aufeinander.

Vergebens flüchtete der Kranke, der Weltscheue, der Europamüde in die Einöde des Felseneilandes; die Meer-

schiffe tragen den Krieg bis hart an seine Zufluchtsstätte und regaliren ihn mit Kanonengebrülle.

Die Seeschlacht währte den ganzen Nachmittag über. Zum Sinken wurde von den Panzerschiffen keines gebracht. Längst schon hatte sich die Nacht auf die unermeßliche Fläche herniedergesenkt, als noch immer vereinzelte Blitze, draußen am Horizonte aufleuchtend, die Bahn bezeichneten, welche die zwei feindlichen Geschwader kämpfend weiter zogen.

Das war der Gnadenstoß gewesen; er hatte den Todkranken in's Herz getroffen.

Als die Kanonade verstummt war, stand er an allen Gliedern zitternd da; marternde Krämpfe preßten ihm das Herz zusammen. Der Arzt war besorgt zu seiner Pflege herbeigeeilt — die Feuerschlünde dort draußen vermochte er nicht mit ärztlichem Verbote zu belegen. Der Kranke wies ihn zurück und schob das Codein von sich, das ihm gereicht werden sollte. Er brauchte keine beruhigenden Mittel mehr.

„Gebet mir die heutigen eingelangten Zeitungen! Ich will Alles wissen."

Er gehorchte nicht mehr, er befahl! Das ist das gute Recht der Kranken bei den letzten Schlägen des Herzens.

Der Arzt flüsterte Raphaela zu, der Fürst werde den Morgen nicht mehr erleben.

Und dann gab man ihm die jüngst angelangten Zeitungen.

Welch' eine entsetzliche Lektüre — Ein Zeitungsblatt aus den Septembertagen des Jahres 1870! Und all' das hatte er vorhergesehen, vorausgefühlt, er hatte gewußt, daß es so kommen werde. Seine letzte Lebenskraft hatte er in dem Bemühen verschwendet, das Faktum abzuwenden. Man hatte ihm nicht geglaubt. Und nun waren sie Alle dahin, die nicht hatten glauben wollen, die Träger der gestern noch so glänzenden, großen historischen Namen, die Lenker der Weltgeschichte — dahin, zunichte geworden, untergegangen! Nun konnte auch er untergehen, sie hatten einander nichts weiter mehr zu sagen.

Der Fürst hieß seine ganze Umgebung das Zimmer verlassen, nur seine Tochter bat er zu bleiben.

„Raphaela, mein Kind, ich hätte noch einen Brief zu schreiben, aber meine Hand zittert, ich vermag die Feder nicht zu führen, und meinem Sekretär kann ich die Sache nicht vertrauen. Willst Du an meiner Statt niederschreiben, was ich Dir diktiren werde?"

Raphaela legte ohne ein Wort zu erwidern die Schreibgeräthe auf den Tisch zurecht, setzte sich ihrem Vater gegenüber und faßte mit ihrer Linken seine Hand, um von seinen Lippen abzulauschen, was er flüstern würde und aus seinem

Händedrucke zu errathen, was er etwa nicht aussprechen könnte.

„Schreibe oben über das Blatt: „An Leon Zarkany."

Raphaela nahm die Feder und schrieb:

„Lieber Leon!"

„Ich stehe am Ende meiner Lebensbahn. Was ich in diesem Augenblicke rede, sind meine letzten Worte und sie sind an Dich gerichtet. Du weißt, was Du mir gewesen bist. Nur Deine Seele war mein, weiter nichts; und bei meinem Tode vermag ich Dir nur meine Seele zu hinterlassen, weiter nichts. Denn was ich Dir überdies hinterlasse: dieses arme Vaterland, welches die Diplomaten ein „anonymes Land" genannt haben, — das ist kein Erbe, das ist nur eine Schuld. Du kennst den Abgrund, mit dem es unterwühlt ist; Du kennst den Sturm, der über dasselbe hereinzubrechen droht: ich habe sie Dir gezeigt. Du kennst die namenlose Thätigkeit, die für die Aufrechterhaltung des Vaterlandes kämpft, das Werk, an dem Du mitgewirkt hast, unter dessen Wucht ich zusammengebrochen bin. Vom morgigen Tage an wirst Du Niemanden mehr haben, dem Du helfen könntest an seinem Werke, Niemanden, der Dir helfen könnte. Ein einziger Hoffnungsstrahl ist es, der mich in das Jenseits geleitet. Ich lasse zwei Schätze hier zurück; der eine gehört meinem Vaterlande, der andere meinem

Herzen; der eine ist mein großer irdischer Besitz, der andere ist meine Tochter.“

Er hielt ein.

Irgend etwas bedrückte ihm das Herz.

„Finsterniß!“

Raphaela schrieb auch dieses Wort nieder. Dann trat sie zu ihrem Vater, schloß sein Haupt in ihre Arme und preßte ihre Lippen auf seine Stirne.

Der Sterbende kämpfte seine Qualen nieder.

„Wo bin ich geblieben?“

„Finsterniß“ — las Raphaela.

„Was wollte ich doch mit dem Worte sagen?“

„Vielleicht hast Du sagen gewollt: „Finsterniß würde mich im Jenseits umfangen, wenn ich denken müßte, diese meine Schätze seien in schlimme Hände gekommen.“

„O wie treu erräthst Du meine Gedanken. Ja, ja, das habe ich gedacht! Du verkehrst bereits unmittelbar mit meiner Seele. Schreib' es nur nieder. Ja — nun weiß ich auch wieder, wie ich fortfahren wollte: „Wenn nicht ein Hoffnungsstrahl mich dahin geleitete: die Hoffnung, daß Jemand hienieden zurückbleibt, der meine Stelle ausfüllen wird, auf den zugleich mit meinem Willen, auch meine Kraft als Erbe übergeht. — Und dieser Mann bist Du. Du hast meine Mission verstanden. Wer da kämpfen will, muß

hinaustreten auf den Plan. Vom jenseitigen Ufer des Flusses ein groß Geschrei erheben, ist zu gar Nichts nütze. Du hast begriffen, daß die Vaterlandsliebe ohne Einfluß nur Lebenstrieb ist, aber nicht Lebenskraft. Du hast Dich der Aufgabe unterzogen, die damit anhebt, daß sie Entsagung fordert, Resignation auf alle die süßen Schwärmereien der Jugend. Verstand, Wille, Liebe und Befähigung müssen sich vereinen zu diesem Deinem Streben; drei dieser Vorbedingungen besitzest Du bereits, auch die vierte mag Dir wohl werden." — Ach, Raphaela, ich kann nicht weiter. Meine Ideen martern mich. Wie so nichtig ist doch Alles, was der Mensch baut und gestaltet! — Schicke nach meinem Beichtvater; meine letzte Stunde naht heran. Doch nein, steh' nicht auf! Ich habe den Faden wieder gefunden. Schreibe: „Meine letzte Stunde naht heran. Ich wünsche in vaterländischer Erde zu ruhen, an der Seite meiner guten, unvergeßlichen Gattin. In diesen kriegerischen Zeiten darf meine Tochter sich nicht allein hinauswagen auf die See. Die Schrecknisse des Krieges erstrecken sich bis hieher. Mein ganzes Gefolge besteht aus unerfahrenen, unbeholfenen Menschen. Komm' Du, mich heimzuholen, geleite meinen Sarg in's Vaterland. Sei der Reisegenosse meiner Tochter, ihr Hort inmitten der Gefahren des Meeres. Lasse sie den ganzen Adel Deiner Seele, den vollen Schatz Deines

Manneswerthes erkennen in den Tagen des Schmerzes und der Gefahr . . . .' Schreibst Du denn auch, was ich Dir vorsage, meine Tochter?"

„Ja, Vater, ich schreibe." —

Und mein Segen ruhe gemeinsam auf Euch Beiden, auf Deinem und auf ihrem Haupte." — Hast Du auch das geschrieben? — Nun denn, reiche mir das Blatt her, gieb mir die Feder, ich will unterzeichnen."

Raphaela trug das kleine bewegliche Schreibpult dem Vater hin, kniete vor ihm nieder und hielt es ihm dar, bis er mit zitternder Hand zum letzten Male seinen Namen unterzeichnet hatte.

„Es ist gut, flüsterte der Sterbende beruhigt, und schloß das Haupt seines Kindes an seine Brust, um es noch einmal zu küssen. — Siegle nun den Brief. So, ich danke Dir. — Küsse mich. — Lege Deine Hände, zum Gebet gefaltet, noch einmal hieher, auf mein Herz. — Wir wollen nicht Abschied nehmen von einander; wir scheiden ja nicht. — Laß mir den Priester kommen."

Und als der abnehmende Mond wieder aus dem Meere emporstieg, war er von hinnen gegangen, hinüber in das unermeßliche Dunkel, wohin von dieser düstern Erde so glänzende Hoffnungsstrahlen Denjenigen geleiten, der da glaubt an ein ewiges Leben.

Der Trauerschleier der Prinzessin.

Noch zwei Tage vor der Zeit des Rendezvous mit Madame Corysande war Leon wieder in Wien.

Wer ihn nur jemals — ob auch nur ganz von Weitem — gekannt hatte, stürmte hier mit der Frage auf ihn ein: ob er denn schon gehört habe, daß Napoleon bei Sedan gefangen genommen worden sei? Das war allenthalben das „Guten Morgen“ und das „Guten Abend“; das war die Sauce, die ihm der Kellner zum Rindfleisch servirte, das Disagio, welches ihm der Geldwechsler auf sein Tausend-francs-Billet herausgab. Es war übrigens auch ganz ohne Frage ein großes Ereigniß! Am Nachmittage traf er seinen alten Freund, den Eisenkakadu. (Den wahren Namen des Mannes brachte niemals Jemand über die Lippen.) Leon drohte ihm schon von Weitem mit dem Finger.

„Daß Du mir nicht etwa damit anfängst: „Napoleon ist bei Sedan gefangen worden.“

Der spaßige Alte erwiderte damals mit traurigem Gesichte:

„Fällt mir ein! Siehst Du das hier?“

Damit nahm er den Hut vom Kopfe und hielt ihn Leon hin. Es war ein vielerprobter weißer Cylinder, der schon manch eine Sommer-Campagne mitgemacht hatte; er war mit einem breiten Trauerflor umwunden.

„Weißt Du, was das zu bedeuten hat?“

Leon's spottsüchtiges Naturell ließ ihn niemals eine Gelegenheit zu einer Spöttelei versäumen.

„Nun, daß Dein Hut abgetragen ist.“

Der alte Herr drohte ihm mit dem Finger.

„Leon, mit Deiner Spöttelei wirst Du Dir noch einmal den Mund verbrennen.“

„Also ernsthaft: Du trauerst? Um wen denn?“

„Wahrhaftig nicht um jenen Napoleon, der bei Sedan in Gefangenschaft gerathen ist, sondern um den da, den ich soeben gefangen habe. Der Trauerfall berührt Dich, mein Junge, mein großer Mann — Fürst Maximilian Etelvary ist gestorben . . . “

Bei diesen Worten war nun an Leon die Reihe, sich mit der Faust den eigenen Hut bis auf die Augenbrauen an-

zutreiben. Er verdiente es — nicht der Hut, sondern der Kopf, der darin steckte.

„Vielleicht ist es gar nicht wahr," tröstete er sich.

„Doch, mein lieber Freund, es ist leider war. Seit heute Morgen schon trage ich den schwarzgesiegelten Brief da bei mir herum und suche Dich an allen Orten und Enden. Wo steckst Du denn nur? Da nimm, er ist aus Helgoland unter Deiner Adresse eingelangt. Komm, wir wollen einmal in das kleine Gasthaus dort drüben einkehren. Du wirst einen solchen Brief doch nicht hier auf offener Straße lesen wollen.

Im Gasthause ließ der alte Diplomat unter dem Vorwande, er wolle nach der Küche sehen, um Bestellungen zu machen, seinen Schützling allein. Er mochte ihm den ersten Eindruck, den das Schreiben auf ihn machen würde, nicht vom Gesichte ablauschen. Leon konnte allein und ungestört lesen.

An den Schriftzügen erkannte er sofort Raphaela's Hand.

War es möglich, den Inhalt nicht zu verstehen? Konnte er noch irgend eine Frage an irgend ein Orakel zu richten haben, nachdem er die Schrift erkannt hatte? Waren die Worte nicht sanktionirt durch die Hand, welche sie niedergeschrieben hatte?

Welch' schwere Gedanken lagen in diesen Zeilen! Welch' ein Prognostikon eines neuen Lebens, dessen Endziel sich in unabsehbarer Ferne, hoch in den Wolken verlor. Und all' diese ermuthigenden Worte hatte sein ewiger Wohlthäter durch Raphaela niederschreiben lassen; die mit zitternder Hand geführten Buchstaben seiner Namensunterschrift verewigten die letzten Schläge seines Herzens.

Der alte gute Freund saß längst schon ihm gegenüber am Tische und er starrte noch immer wortlos vor sich hin=brütend in das Blatt, welches er in der Hand hielt. Die Buchstaben nahmen Menschengestalt an vor seinen Augen.

Der Kellner setzte einen Braten auf; da mit einem Male fiel er hastig, als ob er nur darauf gewartet hätte, mit Messer und Gabel über das Gericht her und begann gierig zu essen, ungefähr wie die Passagiere auf einer Eisen=bahnstation „einzuhauen" pflegen.

„Du eilst, wie ich sehe, um den Südbahnzug nicht zu versäumen?" bemerkte der Alte.

Leon nickte nur mit dem Kopfe.

„Ich rathe Dir, über Hamburg zu gehen und ein ame=rikanisches Dampfboot zu nehmen."

„Du weißt, daß ich nach Helgoland reisen muß?"

„Jawohl, um die Leiche und die Familie des Fürsten in die Heimath zu geleiten. Ich weiß auch noch Manches

Andere, was Dich interessirt; doch dazu ist es noch nicht an der Zeit. Du reisest noch heute?"

„Noch heute."

Kann ich Dir dabei in irgend etwas behülflich sein?"

„Ich danke. Ich bin stets reisefertig. Aber um eine andere Gefälligkeit möchte ich Dich ersuchen."

„Verfüge über mich."

„Du erinnerst Dich der Dame, die mir damals den Brief nach Paris nachgeschickt hat?"

„Madame Corysande? Ei wie denn nicht! Was ist mit ihr? Soll ich sie etwa heirathen und Dir zu Liebe ihrem Töchterchen Vater sein?"

„Besten Dank. Sie hat keine Tochter und braucht keinen Mann. Ein solches Opfer verlange ich nicht. Sie ist die Dame, deren Wohnung Du ausgekundschaftet hast; ich habe ihr aber mein Ehrenwort gegeben, ihre Schwelle insolange nicht zu betreten, als sie selber es mir nicht gestattet. Diese wackere Dame (sie ist in der That ein achtenswerthes Geschöpf) hat mir dagegen versprochen, mich übermorgen Mittags auf einer Bank im Stadtpark zu erwarten und mir von gewissen Verhältnissen Nachricht zu geben. Nun kann ich mich aber übermorgen nicht einstellen und möchte doch nicht, daß sie vergeblich auf mich warte."

„Ich verstehe. Man müßte sie wissen lassen, daß Du

aus sehr dringenden und unabweislichen Gründen verreisen mußtest."

„Man könnte ihr geradezu auch mein Reiseziel selber nennen: die Bahre des Fürsten Etelvary."

„Ich begreife. „Nur" die Bahre."

„Was willst Du damit sagen?"

„Jemun, Du holst ja außer dem Sarge auch noch etwas Anderes heim: die Prinzessin."

„Das weiß sie dann schon von selber. Sie hat die Familie des Fürsten genau gekannt."

„Ah, also wirklich eine Dame von Distinktion! Nun, verlaß Dich auf mich. Ich will Alles besorgen."

„Wie gedenkst Du es aber anzustellen? Sie ist ein überaus stolzer und unnahbarer Charakter. Wenn Du damit anheben wolltest: „Leon Zarkany schickt mich mit dieser oder jener Post," so würde sie Dir den Rücken zukehren, Dich über die Achseln ansehen und fragen: „Was kümmert mich denn ein Herr dieses Namens?"

„O das laß' Du meine Sorge sein. Wäre ich denn alt geworden und wüßte noch immer nicht mit Weibern umzugehen? Ich weiß die Sache anzufassen in jedem Genre. Ich habe schon mit Frauen zu thun gehabt, die nur Stolz heuchelten und mit solchen, die wahrhaft stolz waren. Ich ordne Dir die Geschichte vollständig. Unter Anderem —

Sei doch so gut und laß mir einen kleinen Dispositionsfond zurück. So etwa vier Stück Tausendfrancs-Billets."

„Mit Vergnügen. Ich frage nicht, wozu? aber auf Eines will ich Dich aufmerksam machen: wenn Du etwa die Idee hast, der Dame auf irgend eine Weise in meinem Namen Geld zukommen zu lassen, so kannst Du dessen gewiß sein, daß man es Dir vor die Füße wirft."

„Gieb mir doch keine Rathschläge, sondern Geld, und dann spute Dich, sonst versäumst Du den Zug. Ich will sogleich nach einem Miethwagen schicken, Du lege mir mittlerweile die Banknoten zurecht. Im Uebrigen verlaß Dich auf meine bewährte Findigkeit."

Leon mußte sich ohne Verzug auf den Weg machen. Das Geheiß des Verstorbenen geht allem Andern, selbst dem Rufe der Liebe voran. Und dieser Todte wird gar Vielen hier im Lande gestorben sein!

Des andern Tages früh Morgens schellte der Eisenkakadu an der Thür zu Madame Corysandens Wohnung. Er trug ein Packet Stoffe, in Papier eingeschlagen, unter dem Arme.

Er hatte zu diesem Besuche sein gewöhnliches Aussehen ganz und gar verändert: der Kakadu war nach der Mode in der Mitte abgetheilt und zu beiden Seiten glatt niedergekämmt, der Schnurrbart war schwarz gewichst; der Mann

trug grüne Augengläser und hatte die zwei Reihen schöner Zähne, ein Meisterstück der Zahntechnik, daheim gelassen, so daß sein bester Bekannter sich nicht zu entsinnen gewußt hätte, diesem eingefallenen Gesichte jemals begegnet zu sein.

Auf daß Glockenzeichen fragte eine nicht eben einladende Stimme innerhalb der Thür:

„Wer ist da?"

„Die schwarze Rose," gab der alte Herr mit honigsüßer Stimme zur Antwort.

Der Name that eine wunderbare Wirkung. Der Schlüssel drehte sich im Thürschlosse und ein Frauenkopf, bis an die Brauen in eine unter dem Kinn gebundene Haube gehüllt, kam zum Vorschein.

„Was wollen Sie hier?" fuhr die Besitzerin der Haube den Besucher an.

„Unterthänigster Diener, Madame!" sprach der alte Herr, machte einen schlurfenden Kratzfuß und zog mit ehrerbietiger Höflichkeit den Hut. „Sie waren dieser Tage so gütig, bei der „schwarzen Rose" um eine Stickerei-Arbeit anzufragen. Damals lag im Augenblicke eben nichts vor; seither aber haben wir eine größere Bestellung bekommen; unser Chef hatte Madames Adresse notirt und schickt hier den Stoff; wenn wir handelseinig werden können, so . . ."

„Sogleich,“ fiel der Kopf in der Thür ein und zog sich zurück. Die Thür schloß sich wieder.

Nun hatte der alte Herr, während er außen stehen gelassen wurde, hübsch Zeit, vom Gange in den Hof hinab zu sehen und zu zählen, wie viele Zuckerhüte die Commis der Spezereihandlung, die da unten Waaren magazinirten, einander mittlerweile zuwarfen. Die Geduld verlor er aber deshalb durchaus nicht. Er war ein weltgewandter Mann und wußte zu berechnen, wie viel Zeit dazu gehöre, die platte Haube gegen einen Chignon von zwanzig Centimeter Höhe zu vertauschen.

Als diese Spanne Zeit ungefähr herum war, that sich die Thür wieder auf, und der Kopf, der kurz zuvor verschwunden war, erschien nunmehr in voller, imposanter Majestät wieder; auf der Höhe der Frisur prangte, von vorn nach rückwärts gesteckt, ein herrlicher Elfenbeinkamm von durchbrochener Arbeit.

„Ich bitte, mein Herr!“ sprach Madame Corysande, nunmehr mit feierlicher Herablassung und ließ den artigen Gast, der sich fortwährend auf das Manierlichste verbeugte, durch das kleine Vorzimmer in das innere Gemach eintreten.

Madame Corysandens Wohnung war überaus nett eingerichtet und gehalten. Darein setzte sie einen gewissen Stolz. Wer zum Besuch kam, durfte nicht merken, daß sie

keinen Dienstboten hielt; daher glänzte der Fußboden des Zimmers immer in tadelloser Frische: sie bürstete ihn jeden Morgen selber auf.

„Pamina!“ rief Madame Corysande voraus in das Zimmer. Der Ruf sollte eine Mahnung an das Schoßhündchen sein, das Gebelle zu unterlassen, welches der kleine Kläffer aufzuschlagen pflegte, so oft er eines Fremden ansichtig wurde. Gleichwohl entstand daraus ein kleines Quiproquo; der alte Herr begrüßte nämlich mit dem Namen, den er soeben gehört hatte, die junge Dame, die am Fenster saß: „Unterthänigster Diener, Fräulein Pamina!“ Die beiden Damen lachten über den Irrthum so herzlich, daß Madame Corysande vor lauter Heiterkeit kaum im Stande war, dem artigen Fremden begreiflich zu machen, daß auf den Ruf nicht so sehr die junge Dame höre, die dort am Stickrahmen saß, als vielmehr das kleine Bologneser Favoritchen; daraufhin glaubte nun der sonderbare alte Herr nicht das Fräulein, sondern das Hündchen um Entschuldigung bitten zu müssen; er habe es seines einzigen unbestreitbaren Eigenthums: seines Namens, durchaus nicht mit Absicht berauben wollen. Die Exkuse mußte die Damen begreiflicherweise in noch weit heiterere Stimmung versetzen.

Und das war es ja eben, was der alte Herr erzwecken gewollt hatte. Er wußte ganz wohl, wie die Damen beide

hießen, er hatte nur der Komödie, die er beabsichtigte und deren Text durchaus ein gar tragischer ist, durch einen etwas komischen Grundton ein minder düsteres Kolorit verleihen wollen.

„Meinen Handkuß, meine Damen. Ich bin die „schwarze Rose“; meinerseits zwar schon eine einigermaßen „graue Rose“. — Hehehe! Habe eben bereits vierzig Jahre lang die Ehre, dem Hause zu dienen. Unsere Firma ist die älteste Firma in ganz Wien und ohne Frage die bekannteste Trauerwaaren-Handlung. Ohne uns kann sich ein Todter von Stand, der etwas auf sich hält, gar nicht begraben lassen. Wir sind im Stande, binnen vierundzwanzig Stunden von A bis Z herzustellen, was zu einem vollständigen Trauergepränge gehört; bei hervorragenden Todten, die eine Woche lang zur Besichtigung ausgesetzt bleiben, leisten wir vollends das Unglaubliche. Sie erinnern sich wohl an die Leichenfeier des Fürsten Metternich, Madame — Sie waren damals noch ein ganz kleines Mädchen.“ (Die Bemerkung klang nicht wenig schmeichelhaft für Madame Corysande, die „damals“ offen gesagt schon sehr bedeutend ein großes Mädchen war.) „Diese ganze Trauerfeier haben wir ausgestattet. Ja, ja, im Ernst, ob Sie es nun glauben oder nicht. Sieben Tage lang beschäftigten wir neunundreißig Stickerinnen. Ich erschien Tag für Tag bei jeder derselben, um einen Handkuß und einen Blumenstrauß zu überbringen.

An das großartige, goldgestickte Bahrtuch, welches über den Katafalk gebreitet lag, erinnern Sie sich gewiß. Das war eine Arbeit! Allenthalben hatte man bis dahin behauptet, derartiges herzustellen sei nur Paris im Stande. — Nun, wir haben gezeigt, daß wir es eben so gut im Stande sind. Alles nur in Paris, versteht sich! Als ob wir rein gar nichts verstünden. In ganz Paris giebt es keine Stickerin, die ein Stück Arbeit herzustellen wüßte, wie es das Fräulein eben da im Rahmen hat. Ein wahres Kunstwerk! Ist aber eine sehr undankbare Arbeit, diese Art Stickerei; man verdient kaum das tägliche Brod damit, geschweige denn das Oel für die Lampe. Auch sitzt das Fräulein sehr schlecht. Solche Sessel darf man beim Sticken nicht benützen, das ruinirt die Brust; man hat dazu eigene Tabourets. Ich will dem Fräulein ein solches besorgen, wenn sie es haben will — kostet gar nicht viel und ist durchaus nothwendig. Doch ich verplaudere da die Zeit, und dem Fräulein ist doch jede Minute kostbar und auch ich selber habe heute noch hunderterlei Gänge zu laufen. Es ist eine großartige Bestellung eingegangen; ein Fürst ist gestorben, ein fast eben so bedeutender Mann, wie der Fürst Metternich war, und noch reicher als dieser. Es nimmt mich ohnehin Wunder, daß die Trauerausstattung nicht in Paris bestellt worden ist."

„Oho, mein Herr! In Paris ist jetzt nichts zu machen.

In Frankreich ist ja Krieg; Napoleon ist gefangen und Paris ist cernirt," fiel ihm Madame Corysande in die Rede, nicht ohne Genugthuung darüber, daß sie mehr von der Welt wußte, als das einfältige Mannsbild.

„Ei? Na das ist schon möglich. So ein alter Ritter von der Elle, wie ich, kümmert sich nicht sonderlich um die Politik. Ich komme in kein Kaffeehaus und lese nur die Zeitungen, in welche wir Seide und Trauerflöre einzuschlagen pflegen; die sind aber meistens schon vom vergangenen Jahre her. Also deshalb ist die Seide so sehr im Preise gestiegen! Da seh' einmal Einer an — dahinter wäre ich niemals gekommen! — Also um von der Sache zu reden: Die „schwarze Rose" hat die Herstellung des ganzen Trauerpompes für den verstorbenen Fürsten übernommen. Dem Fräulein wollen wir die Anfertigung des Trauerschleiers übertragen, den die Tochter des Fürsten tragen soll. Eine ungeheuer reiche Erbin! Die Damen können sich vorstellen: für diesen Schleier allein — na, das kann ich nicht sagen, was die „schwarze Rose" für den Schleier bekommt, das ist Geschäftsgeheimniß. — Aber die „schwarze Rose" bezahlt dem Fräulein viertausend Francs."

Die beiden Damen vermochten kaum zu verbergen, wie angenehm sie überrascht waren. Das war ja eine Quinterne in der Lotterie!

„Die Firma macht dabei noch immer ein ganz gutes Geschäft," fuhr der alte Herr mit pfiffigem Augenzwinkern fort; „in Paris hätte man sicherlich zweimal so viel gefordert und dabei der Stickermamsell zehn Francs per Tag gezahlt. Die „schwarze Rose" aber vergiebt alle ihre Arbeiten „nach dem Stück". Fräulein bekommen viertausend Francs für die Arbeit, wenn Sie sie übernehmen wollen. Na ich glaub' es wohl, daß Sie einschlagen; eine solche Bestellung kommt nicht so bald wieder vor; es stirbt nicht alle Tage ein Fürst . . . . wie heißt er denn nur gleich? Ich habe den Namen vergessen. Muß ihn da irgendwo in der Tasche haben; ich will ihn später heraussuchen, zuvor aber die Bestellung. — Also, geehrtes Fräulein: hier ist der Stoff, hier Seide und Silberfaden zur Stickerei. Die Stickerei wird nämlich in Seide und argent frisée ausgeführt. Zubehör müssen Sie selber beistellen, das geht auf Ihre Rechnung; wird übrigens nicht so gar viel betragen; bei viertausend Francs läßt sich das schon bestreiten. Die Stickereimuster habe ich mitgebracht; wie Sie sehen ist Alles à la Savonnerie zu arbeiten. Sie sind in dieser Manier doch wohl geübt, wie?"

„O, sehr gut!" erwiderte Livia.

(„Welche schöne, klingende Stimme sie hat!" brummte der alte Herr in den Bart.)

Um ihre Fachkenntniß zu beweisen, fädelte Livia gleichzeitig ein Endchen argent frisée ein und zeigte auf einem Stück Florstoff die Stiche à la Savonnerie.

„Prachtvoll! In der That sehr schön! (Was für feine, weiße Händchen sie hat! Und diese winzigen Rosenfinger!)“

„Es wird mir ganz leicht von Statten gehen.“

„Zu eilen brauchen Sie mit der Arbeit durchaus nicht, Fräulein, der Fürst ist im Auslande gestorben; die Leiche muß erst zu Schiff und mittelst Eisenbahn nach Hause gebracht werden; das dauert mindestens vierzehn Tage, dann erst findet die Begräbnißfeier statt, zu welcher der Schleier gebraucht wird. Drum arbeiten Sie nur bei Tage; des Nachts, bei Lampenlicht dürfen Sie sich nicht die Augen verderben. (Diese wunderbaren, blauen Augen.) Die Nachtarbeit, besonders bei Trauerstickereien, hat außerdem, daß sie die Augen verdirbt, auch noch den Nachtheil, daß sie der Stickerei selber anzumerken ist; und die Prinzessin, für die der Schleier gehört, ist sehr heiklich, ganz außerordentlich schwer zufriedenzustellen! Die „schwarze Rose“ setzt ihren Stolz darein, daß Niemand sagen könne: „Ach ja — wenn das in Paris gearbeitet worden wäre!“ Deshalb dürfen Sie nur bei Tag daran arbeiten. — Ich weiß, ich weiß — wenn die Arbeit früher fertig wird, so kommen Sie früher

zu dem Gelde. Nun, dafür wollen wir auch Rath finden. Die „schwarze Rose“ wünscht eine Arbeit, an der der Neid selbst mit dem Vergrößerungsglase auch nicht ein Titelchen auszusetzen finde. Ich bin ermächtigt, den Stickerinnen Vorschüsse zu geben; Ihnen gegenüber, meine Damen, bin ich aber sogar bereit, noch weiter zu gehen: ich will Ihnen sogar den ganzen vereinbarten Betrag ausbezahlen. Ihr respektables Gesicht, Madame, diese Unschuld strahlenden Augen, mein Fräulein, sind mir Garantie genug, daß die „schwarze Rose“ bei der Vorausbezahlung nichts riskirt.“

Dieses überschwängliche Vertrauen erweckte in Madame Torysanden einiges Mißtrauen.

„Mein Herr, wir gehören nicht zu Jenen, die Vorschüsse zu verlangen pflegen.“

„Madame!“ sprach der alte Herr und richtete sich stolz gerade auf; „beleidigen Sie die Firma der „schwarzen Rose“ nicht durch übelangebrachte Prüderie. Die „schwarze Rose“ ist ein wahres Asyl für tugendhafte Arbeiterinnen. Die Administration leitet ein im Geheimen wirkender Frauenverein, dessen Aufgabe es ist, junge Damen von tugendsamer, sittlich-tadelloser Aufführung, die von Handarbeit leben, zum Ausharren auf dieser Bahn zu ermuntern. Das ist ein öffentliches Geheimniß, Madame. Die Reichen sterben, damit die Armen zu leben haben. — Sie verstehen mich. Ein

kleines Ersparniß, zumal wenn es selbst erworben, auf ehrbare Weise erworben wurde, ist ein schätzenswerther Fond für ein junges Mädchen. Uebrigens, wenn Sie Bedenken tragen, das Geld zu nehmen, so kann ich's ja auch wieder zurückgeben."

Madame Corysande entschloß sich doch lieber zur Annahme.

Der alte Pseudo-Commis zählte die viertausend Francs auf den Tisch.

„Sie nehmen doch französisches Geld, wie —? Wenn auch Napoleon zu Grunde gegangen ist?"

„Welcher Napoleon?" rief Madame Corysande erschrocken aus.

„Ei, ich denke, es kann doch nur von einem Napoleon die Rede sein."

Indessen, den Damen ging gleichwohl ein Anderer im Kopfe herum. Livia hatte sich bei Nennung des Namens mit ihrer Nadel in den Finger gestochen, worüber der alte Herr heimlich in sich hinein lachte.

„Bitte aber das Geld nicht hier auf dem Tische herumliegen zu lassen. Nicht einen Augenblick! Hier in Wien muß man sehr vorsichtig sein. Wollen Sie die Banknoten nur gleich in den Kasten sperren, Madame. So, und nun

möchte ich um eine kleine Quittung bitten, wenn Sie so gütig sein wollen."

Madame Corysande setzte sich an ihr Schreibtischchen, holte ihr kleines Schreibzeug hervor und schickte sich an, die Quittung auszufertigen.

Nach der ersten Zeile hielt sie inne.

„Es ist wohl nöthig, in dem Reçu auch zu bemerken, für wen die vorausbezahlte Arbeit gehört, nicht wahr mein Herr?"

„Ei, versteht sich! Den Namen der Prinzessin bitte ich zu schreiben."

„Dazu müßte ich ihn aber nothwendigerweise erst kennen."

„Wie, ich habe Ihnen den Namen noch gar nicht genannt? — Ah, da seh' doch ein Mensch einmal an! — Und nun fällt er mir wieder nicht ein. So geht es einem alten Kopfe; von daheim bis hierher vergesse ich den Namen. Ich glaube doch die Adresse in die Tasche gesteckt zu haben. — Hab' sie auch zu mir gesteckt, aber nachträglich habe ich einen anderen Rock angezogen. — Na, es hat weiter nichts zu sagen; ich will einen Sprung nach Hause machen und die Adresse holen. Ei ei — kann ich mir selbst eines Fürsten Namen nicht mehr merken! Nun ich eile nach Hause; in einigen Minuten bin ich wieder da."

Damit schoß er zum Zimmer hinaus und lief auf und davon, als wenn er gestohlen hätte.

Madame Corysande eilte ihm nach und rief die Treppe hinab:

„Nehmen Sie doch das Geld an sich, so lange Sie keine Quittung haben. Kommen Sie zurück um das Geld!"

Der Eisenkakadu besorgte, man werde ihn am Ende noch arretiren, wenn das Geschrei von Geld hinter ihm her fortdauere.

„Ich danke, danke, Madame!" rief er zurück. „Ich nehme nichts. Entschuldigen Sie, aber ich darf kein Trinkgeld annehmen. Ich nehme nie Geld. Sie beleidigen mich damit."

Dank dieser List kam er unbeirrt die Treppe hinab. Jedermann dachte, der arme, charaktervolle Commis nehme vor einem Douceur Reißaus, welches man ihm geben wollte.

Das Geld hatte er also glücklich in die rechten Hände eskamotirt.

Wo war aber die Nachricht geblieben, die er zu überbringen hatte?

Nun, die sollte Madane Corysanden auch zu Ohren kommen. Es war Alles so hübsch ausgetüpfelt, wie die Erscheinungen, welche das wundervolle Uhrwerk am Dome zu Straßburg genau klappend eine nach der andern produzirt.

Madame Corysande wartete geduldig auf die Rückkehr des Commis; sie wartete bis Mittag; dann nahm sie die

angefangene Quittung und sagte zu Livia, sie wolle zur „schwarzen Rose“ gehen.

In dem großartigen Etablissement kannte man Madame Corysanden bereits; sie kam häufig dahin, für eine Stickerin Arbeit zu suchen, und war ungehalten, wenn sie keine Aufträge bekam.

„Nun mein Herr,“ sprach Madame Corysande zu dem Chef des Geschäftes und legte die Quittung auf das Schreibpult — „sagen Sie mir doch, wie der verstorbene Fürst heißt, für dessen Leichenbegängniß Sie die Trauerrequisite liefern?“

Der Chef der „schwarzen Rose“ nannte ihr bereitwillig den Namen.

„Fürst Maximilian Etelvary.“

„Fürst Maximilian Etelvary ist gestorben?“ stammelte Madame Corysande. Sie verlor auf dieses Wort so sehr alle Besinnung, daß sie zur Thür des Comptoirs hinauslief und eine ganze Menge von Leuten vom Trottoir auf den Fahrweg hinabstieß, bis sie wieder so weit zu sich kam, um sich der vollen Wucht dieser Trauerkunde bewußt zu werden.

Ihr erster, vernünftiger Gedanke, nachdem sie die Besinnung wiedergefunden hatte, war, zur schwarzen Rose zurückzueilen.

Der Chef des Geschäftes stand in der Thür.

„Sie haben eine Quittung vergessen, Madame."

„Jawohl," erwiderte Madame Corysande in entschlossenem Tone, machte einen Riß in die Quittung und steckte sie in die Tasche. „Mein Herr, Fräulein Livia kann und wird den Trauerschleier für die Prinzessin Raphaela Etelvary nicht sticken — um keinen Preis. Ich gebe Ihnen das Geld zurück."

Der Chef zog fragend die Schultern empor und steckte die Hände in die Tasche.

„Von uns war Niemand bei Ihnen, weder mit einer Bestellung, noch mit Geld."

„Wie? Ein alter Herr, ohne einen Zahn im Munde, mit weißem, in der Mitte gescheiteltem Haar und schwarzem Schnurrbarte."

„Madame, meine Commis sind durchweg junge Leute und ihr einziges Malheur ist, daß sie weit mehr Zähne haben, als sie nach Wunsch zu beschäftigen vermögen."

„Wer war denn aber dann der Mensch?"

„Irgend ein Gauner. Gehen Sie zur Polizei. Hat er Sie bestohlen?"

„Behüte! Im Gegentheil er hat Geld bei mir gelassen."

„Na, dann gehen Sie nicht zur Polizei."

Madame Corysanden fuhr ein lichter Gedanke durch den Kopf.

„Wer hat denn die Bestellung bei Ihnen gemacht?"

„Ich will sogleich im Fakturenbuche nachschlagen lassen. Bitte einzutreten, Madame. — Da steht der Name: Peter Dumka, herrschaftlicher Güter-Director; wohnt im fürstlichen Hotel."

„Ich danke mein Herr."

Damit eilte sie fort.

Sie stieg in einen Tramwaywaggon und ließ nunmehr ihren Thränen freien Lauf. Sich auszuweinen war ihr Erstes. Dann begann sie zu überlegen.

„Mit dem Tode des Fürsten geht es mir genau so, wie damals beim Ableben der Fürstin: zu der Trauer gesellt sich der Aerger; ich kann nicht einmal nach Herzenslust weinen. Was hat diese Komödie denn nur zu bedeuten? Wer kann Livien das Geld geschickt haben? Will man das arme Kind insultiren? Sie soll sich hinsetzen und zur Leichenfeier des Mannes, dessen Wittwe sie heute sein könnte, wenn sie gewollt hätte, das Trauergewand fertigen, mit jeder Perle, die sie in die Arbeit verwebt, eine Thräne auf dieselbe fallen lassen?! Wer konnte denn nur eine solche Grausamkeit ersinnen?! Nun, von Herrn Dumka werde ich wohl Alles erfahren. Der gute, selige Fürst, wenn er wüßte,

wie viele Bitterkeit er selbst durch seinen Tod noch verursacht!"

Madame Corysande traf Herrn Dumka zu Hause. Er war ganz in Trauer gekleidet, noch seit dem Tode der Fürstin her. Auch Madame Corysande trug noch Trauer um diese Letztere.

„Ach liebe Madame Corysande, sehen Sie nur, was für Trauertage wir nun wieder erleben. Der Fürst ist todt."

„Er ist glücklich, denn er ist wieder mit Derjenigen vereint, die er geliebt hat," bemerkte Madame Corysande, eine Anschauung, welcher Herr Dumka nur zum Theil beipflichtete.

„Im Himmel sind sie sicherlich bereits vereint, hier auf Erden aber wird es noch Zeit und Mühe kosten, bis sie nebeneinander ruhen. Von Helgoland bis Etelvar ist ein langer Weg."

„Die Leiche des Fürsten soll also nach Etelvar gebracht werden?"

„Natürlich; in die Familiengruft. Dort findet die Trauerfeier statt."

„Ich kann mir denken, mit welcher Pracht."

„Nicht eben besonders. Der Fürst hat testamentarisch ein einfaches Leichenbegängniß angeordnet. Ein Verstorbener soll nicht mit äußerlichem Glanze gefeiert werden, ein ge-

segnetes Andenken ist mehr werth, als alles Gepränge. Die Ceremonie wird in höchst einfacher Weise vor sich gehen."

„Aber desto prächtiger werden die Toiletten sein. So viel ich weiß, kosten die Stickereien an dem Trauerschleier der Prinzessin allein viertausend Francs."

„Ah, das ist Stadtgeschwätz. Ich weiß davon nichts."

„Ich habe aber doch selber mit dem Herrn gesprochen, der die Arbeit bei einer meiner Bekannten bestellt hat. Er hat auch den Betrag sofort ausbezahlt."

„Von mir hat er das Geld dazu nicht bekommen."

Madame Corysande beschrieb Herrn Dumka den kleinen alten Herrn vom Kopf bis zu den Füßen.

„In meinem Leben habe ich ein solches Männchen nicht gekannt. Zahnlos, mit gescheiteltem Haar à la bon enfant! Muß sonderbar genug ausgesehen haben, der Mann!"

Herr Dumka wußte also auch von nichts.

Nun begann Madame Corysande allmälig auf die richtige Spur zu gerathen.

Sie schöpfte auf Leon Verdacht.

„Vielleicht hat die Prinzessin die Bestellung selbst gemacht?"

„Nicht doch, Madame; die Prinzessin ist viel zu viel von Schmerz und von Furcht occupirt; sie muß zu Schiff mitten durch die Blokade hindurch und kann möglicherweise auch

noch gefangengenommen werden. Sie hat andere Dinge im Kopfe als ihre Trauertoilette! Uebrigens liebt sie ja überhaupt die Einfachheit."

„Ist ihr denn Niemand entgegengereist, um sie nach Hause zu geleiten?"

„O doch. Der selige Fürst hat in einem eigenen Schreiben Herrn von Zarkany um diesen traurigen Dienst ersucht."

„Und ist Herr von Zarkany abgereist?"

„Heute habe ich ein Telegramm aus Hamburg von ihm erhalten, in welchem er mir anzeigt, daß er sich auf einem englischen Dampfboote, der „Waternymph" eingeschifft habe, um die Leiche des Fürsten und seine Familie zu holen."

Da hatte nun Madame Corysande mit einem Male so Vieles erfahren, daß ihr der Stoff zum Nachdenken auf dem ganzen Wege bis in ihre Wohnung nicht ausging, obgleich sie diesen Weg zu Fuße machte.

Ueber die Hauptsache freilich: wer das Geld und die Bestellung geschickt haben mochte? war sie jetzt erst recht im Dunkel.

Ihre verweinten Augen verkündeten ihr Geheimniß schon von Weitem.

Welche der beiden Trauernachrichten sollte sie Livien zuerst mittheilen? Den Tod des Fürsten oder die Abreise Leons?

Die eine muß dem armen Herzen eine tiefe Wunde schlagen, die andere wird ätzendes Gift in dieselbe träufeln.

„Armes, armes Mädchen!“

Mit diesen Worten stürzte sie daheim zur Thür hinein, warf sich Livien an den Hals und weinte zunächst eine Strophe. Dann erst erzählte sie die Geheimnisse, in der Reihenfolge, wie sie sie selber vernommen hatte.

Das Mädchen hörte mit staunenswerther Seelenruhe zu. Madame Corysande bewunderte sie.

Livia ließ den angefangenen Schleier in den Schooß fallen und die Hände auf den Schleier sinken. Sie starrte schweigend das dunkle Gewebe an.

Dann seufzte sie tief auf, faltete den Stoff zusammen und legte ihn weg. Sie preßte beide Hände wider das Herz und sprach:

„Gott verleihe ihnen seinen Segen!“

„Was wollen Sie nun beginnen?“

„Ich will der Prinzessin den Brautschleier sticken.....“

„Mein Vater.“

Hätte Leon, als er vor Raphaela hintrat, auch nur einen Schatten jener Vertraulichkeit merken lassen, zu welcher das Schreiben des Fürsten ihn berechtigte, er würde ganz gewiß einem so eisig kalten Blicke begegnet sein, der ihn mit einem Male bis an den äußersten Pol zurückgestoßen haben würde; wäre er aber mit Thränen in den Augen, weich und empfindsam vor ihr erschienen, so würde er höchstens ein Hohnlächeln auf diesem klassischen Gesichte erzielt haben: eine Rückerinnerung an Alienor.

Es giebt keine erbärmlichere Fratze als gemachte Traurigkeit.

Der wahre Schmerz schneidet keine Gesichter; er geht vor dem Antlitz her ohne sich zu zeigen, und doch wird alle Welt ihn inne.

Leon trug nicht einmal Trauerkleider. Er erschien in gewöhnlichem Reisekostüm ohne Flor auf der Kopfbedeckung:

einer tüchtigen Lammfellmütze, wie sie für eine Seereise paßt. Die Reiherfeder, die er sonst daran zu tragen pflegte, hatte er entfernt — das war auch Alles.

Die Prinzessin empfing ihn in Anwesenheit des Arztes. Leon wartete ab, bis sie ihm die Hand reichte, die er dann mit ernster Ehrerbietung ergriff.

„Wir haben auf Sie gewartet," sprach Raphaela.

„Entschuldigen Sie, Prinzessin, daß ich so spät komme. Ich war nicht in Wien, als das Schreiben anlangte und bekam es daher nicht sofort zu Händen."

„Ich bedaure das um Ihretwillen, denn nun können Sie meinen guten Vater nicht mehr sehen. Der Sarg ist bereits geschlossen. Und ich hätte sehr gewünscht, daß Sie ihn nochmals gesehen hätten; er sah auch im Tode nicht anders aus, als im Leben, ganz dasselbe schöne, sanfte, leidende Gesicht. Eine Locke seines schönen, silberweißen Haares habe ich aufbewahrt; wir wollen uns in dieselbe theilen. Ich habe nicht zugegeben, daß man ihn einbalsamire. Das war recht, nicht wahr? Ich habe eine unsägliche Scheu vor dieser Operation seit dem Tode meiner armen guten Mutter. Es blieb demnach nichts übrig, als ihn in einen bleiernen Sarg zu verschließen und so zu transportiren. Billigen sie diese Vorkehrung?"

In der Frage lag eine gewisse Zärtlichkeit, welche ihm ein Recht gab zu antworten.

Leon billigte die getroffene Anordnung nicht.

„Ich gestehe, daß ich es lieber gesehen hätte, wenn Sie statt des Bleies Eisen gewählt haben würden, oder Messing, oder irgend ein anderes Metall.

Raphaela verzog unmerklich die Lippen.

(Ei! Er will es bereits fühlen lassen, daß er ein Recht habe, Ausstellungen zu machen. — Nun andrerseits hat man wohl auch das Recht, nach den Gründen derselben zu fragen.)

„Und weshalb das?“

„Ich hege gewisse Besorgnisse, die übrigens möglicherweise auch ungegründet sein können. Die Chancen stehen wie Hundert zu Eins. Doch die Sache ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern.“

Raphaela führte Leon nach einem offenen Corridor und zog die Hülle von dem schweren Bleisarge. Es war ein glatter fünfkantiger Sarkophag, ohne jede Verzierung, ohne Inschrift.

Es erfolgte keinerlei Ausbruch der Empfindsamkeit.

Leon wandte sich an den Arzt:

„Der Sarg ist mit Weingeist gefüllt?“

„Jawohl, ganz nach Vorschrift. Es ist das das Präservativ gegen die Verwesung.“

„Er dürfte sonach etwa zehn Centner wiegen. Eine solche Last kann nur auf dem Verdecke transportirt werden und muß mit eisernen Bändern befestigt sein, um bei dem Schwanken des Schiffes nicht in's Meer zu rollen. Ist dafür gesorgt?"

„Wahrhaftig — nein. Daran haben wir nicht gedacht."

„Dann bitte ich den Herrn Secretär zu beauftragen, daß er alles Nöthige besorge. Die See geht eben jetzt sehr hoch."

Dann wechselte er mit dem Arzte flüsternd und von Raphaela abgewandt einige Worte.

Raphaela bemerkte, daß von ihr die Rede war, und sie ahnte auch warum es sich handle.

„O um mich wollen die Herren keine Sorge haben. Ich fürchte die erregte See nicht."

Leon nickte billigend mit dem Kopfe.

„Dann können wir morgen aufbrechen."

Der Arzt ging, um den Secretär zu beauftragen, Alles vorzukehren, was die technischen Schwierigkeiten der Einschiffung erforderten. Es mußten Arbeiter und Träger bestellt werden.

Raphaela und Leon blieben allein. Raphaela bat ihn, ihr gegenüber Platz zu nehmen; das Licht fiel ihm voll in's

Gesicht, so daß man ihm tief in's Auge blicken konnte. Die Prinzessin sah unverwandt forschend in diese Tiefe.

„Sie haben Sorgen um mich wegen der Seekrankheit?" fragte sie. „Ich bekomme sie nicht; ich bin dessen gewiß."

„Sind Prinzessin schon einmal auf stürmischer See gereist?"

„Allerdings noch nicht. Aber ich will diese Krankheit nicht bekommen! Und ich denke, der Wille thut viel."

„In diesem Falle sehr viel. Auch die Gemüthsstimmung und das Beispiel sind entscheidend. Zuweilen macht die ganze Reisegesellschaft sich über das Uebel lustig; sowie aber einer davon ergriffen wird, bekommen es auch alle Uebrigen der Reihe nach. Furcht befördert die Krankheit, Muth drängt sie zurück."

„Ich werde muthig sein. Ich habe mir Folgendes ausgedacht: ich will nicht in der Kajüte bleiben, wo das Aechzen und Wimmern der Erkrankten ansteckend wirkt. Ich gehe auf das Verdeck hinauf, halte mich am Tauwerke fest, richte die Augen nach dem Himmel und denke mir dabei: ei wie prächtig das schaukelt! Zum Tode aber will ich sagen. Komm' heran! Ich fürchte dich nicht; du bist ein guter Freund. Dadurch will ich es vermeiden, mich zu seinen Füßen zu winden. Oder ich fasse den ersten besten Mann

der Muth hat, einen Matrosen, auf Deck am Arme und bitte ihn, mir Anekdoten und Reise-Abenteuer zu erzählen."

Leon machte nicht die Bemerkung: es werde ja auch noch ein anderer Mann an Bord sein, der Muth hat, nicht den Kopf wider die Wand stützt und lustige Geschichten zu erzählen weiß.

Er sagte statt dessen blos: „Das wird gut sein, Prinzessin."

Darauf sprach Raphaela die bedeutungsvollen Worte:

„Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht Prinzessin."

Jeder Andere würde sich diese Rede dahin interpretirt haben, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, in Zärtlichkeit zerfließend auf die Kniee zu sinken, jene schneeigweiße Hand zu fassen, sie zu küssen und dabei mit einem verständnißinnigen Seufzer zu stammeln: „Raphaela!"

Leon that nichts von all dem. Er sagte bedächtig:

„Etwa deshalb, weil der Fürst gestorben ist?"

Raphaela war befriedigt davon, daß Leon nicht wankend wurde.

„Deshalb. Der Fürstentitel unseres Hauses geht mit dem letzten männlichen Sprossen desselben zu Grabe; die Waise ist fortan blos Gräfin. Die Verleihung war seinerzeit unter diesem Vorbehalte geschehen."

„Wohl. Indessen ist, soviel ich weiß, dem Fürsten

Maximilian von Etelvar die Zusage geworden, daß der fürstliche Rang und Titel auch auf seine Tochter übergehen solle, wenn er dieselbe in Sohnesrechte einsetzen würde."

„Die Zusage ist meinem Vater allerdings geworden. Er hatte das betreffende Gesuch auch bereits vorbereitet, hat es aber niemals eingereicht, sondern in den letzten Tagen wieder vernichtet. Ich bin also in der That fortan „nur mehr" Gräfin.

Das war jedenfalls von Gewicht; das war eine Revelation. — Raphaela stieg auf der Rangleiter eine Stufe herab, um den Abstand zwischen ihnen Beiden zu verringern, um es dem andern Theile zu erleichtern, sich zu ihr emporzuheben.

Raphaela wurde Gräfin, um ihm näher zu stehen.

Leon vermochte dieser große Triumph nicht betäubt zu machen. In dem Tone, in der ganzen Art und Weise, in welcher diese Enthüllung gemacht worden, lag so viel Ermuthigendes, so viel Lichtverbreitendes; sie war die denkbar vollkommenste Illustration zu dem letzten, an Leon gerichteten Briefe des Fürsten, den Raphaela's Hand niedergeschrieben hatte.

„Was die Heraldik, das goldene Buch und die Hofetiquette auch immer vorschreiben mögen: im alltäglichen Leben wird Diejenige, die als Fürstin geboren ist, auch Fürstin

genannt werden ihr Leben lang; das Volk begreift die Subtilitäten der Standesänderungen nicht. Derlei Aenderungen sind in unserer Monarchie auch ungewöhnlich; ich weiß keinen Präzedenzfall dafür, daß der Rang einer Fürstin verringert worden wäre. Uebrigens hat bei uns in Ungarn die eine Klasse des hohen Adels vor der anderen keinerlei besondere Vorrechte voraus und liegt sonach kein Grund vor, den Unterschied zwischen den einzelnen Wappenkronen für eine Abstufung zu nehmen. Es giebt bei uns Freiherren von höchstem Ansehen und Fürsten, die einfach „gute Kumpane“ sind.“

„Indessen giebt es doch eine Stelle, die alle Menschen gleich macht: die wogende See. Auf Deck des Meerschiffes sind Fürsten genau dieselben elenden, schwankenden Gestalten, wie die Matrosen auch; bei dem Menschen, der sich leidend am Boden krümmt, haben Rang und Würde ein Ende. Dort können die Gleichgestellten, die Reisegefährten einander doch wohl nicht anders nennen als „Sie.“

„Ich erachte diesen Wunsch als Befehl. Sollte ich dagegen verstoßen, so wird die Schuld nicht an mir gelegen haben.“

„Sondern an mir. Ich will bestrebt sein, Sie die Reisegefährtin niemals vergessen zu machen. Lassen Sie uns auf das Meer hinaussehen.“

Leon hatte auch bisher dem Fenster zugekehrt gesessen, welches die Aussicht nach dem Meere bot; der Wiederschein der See beleuchtete die schönen edlen Züge seines Antlitzes. Nunmehr wandte sich Raphaela gleichfalls dem Fenster zu.

„Sie sagten vorhin, Sie seien von Wien fern gewesen. Wo waren Sie denn, seitdem Sie Paris verlassen haben?"

Leon erzählte ihr, wo er gewesen war. Er schilderte ihr den kleinen bescheidenen Stammsitz seines Hauses und die glückliche Familie, welche daselbst wohnte. Und dann die verheerende Seuche, die binnen sieben Tagen von dieser ganzen glücklichen Familie nur einen trauernden Vater und eine verzweifelnde Mutter übrig gelassen hatte. Er berichtete in schlichten Worten nur das einfache Ereigniß, die Geschichte von neun Bauernkindern, welche die vorige Woche noch ihren Taufpathen umringt und das „Röslein auf der Haide" gesungen hatten — und heute singt es die Mutter vereinsamt inmitten der fünf kleinen Grabhügel. Es ist nichts Bedeutendes an der ganzen Geschichte. Und doch: als Leon von den neun winzigen Schuhen erzählte und wie die Mutter die Aepfel je zu zweien auf die leeren Kissen vertheilte, da drangen Raphaelen mit einem Male unaufhaltsam die Thränen in die Augen. „Mein Gott!" stammelte sie und während sie mit der einen Hand das Angesicht bedeckte, reichte sie die andere unbewußt Leon dar.

Leon aber weinte nicht, wie Alienor.

„Und sie tragen nicht einmal einen Trauerflor um Ihre kleinen Pathen?“ (Es war ihr schon früher aufgefallen, daß er kein Trauerzeichen trug. — Vielleicht auch um eines andern Todten willen.)

„Ich will nicht jedem nächstbesten Profanen, der mir in den Weg tritt, erzählen müssen, weshalb und für wen ich Trauer trage.“ (Die Antwort galt auch bezüglich jenes Anderen.)

„Und: nun hören Sie unsere Tragödie,“ sagte Raphaela.

Und sie erzählte ihm, welch ein idyllisches Leben sie hier inmitten des Meeres geführt, bis jene Kanonenschläge diese Ruhe verscheuchten. Sie erzählte, was ihr Vater litt, als jene Schreckensscene alle Wunden seines kranken Herzens zumal aufriß, als er Alles erfuhr, was man ihm bisher verheimlicht hatte, und wie dieser Schmerz ihn getödtet habe.

Und während sie all das erzählte, ging in Leons Gesicht eine Veränderung vor sich, welche Raphaelen erschreckte. Er war bleich geworden, sein Auge hatte allen Glanz verloren, auf seiner Stirne perlten schwere Tropfen Schweißes. Dieses Antlitz bot nicht ein Bild der Trauer, des Schmerzes, sondern der Selbstanklage. Ihm war, als wuchtete die ganze Last des bleiernen Sarkophages dort drüben auf ihm

während der ganzen Erzählung. Endlich sprach Raphaela zu ihm:

„Sie sind sehr alterirt — Sie sind krank?“

„Daß ich es doch wäre; sagte Leon und erhob sich von seinem Sitze. All' das hätte nicht so kommen müssen.“

Raphaela verstand seinen Ideengang.

„Können Sie denn dafür, daß es so gekommen ist?“

„Vielleicht nicht. Wenn aber doch? Wer kann das wissen?“

„Ich weiß es. Ich habe es von meinem Vater gehört. Jemand beschuldigte Sie vor ihm, Sie hätten etwas verdorben. Mein Vater erwiderte: „Das ist nicht wahr! Napoleon Zarkany hatte Alles so vollführt, wie es geschehen mußte. Die Zukunft ist ein Geheimniß der Gottheit!“ Thut es Ihnen wohl, daß ich Ihnen das gesagt habe?“

„Ich danke Ihnen dafür aus voller Seele.“

Leon bemerkte jetzt, daß seine Stirne über und über mit Schweiß bedeckt sei und trocknete sie mit dem Taschentuche.

„Ich will nun nach den Vorbereitungen sehen. Ich muß noch heute Nacht den Sarg nach dem Schiffe bringen und ihn daselbst befestigen lassen.“

„Und morgen holen Sie mich ab? Kommen Sie nur recht früh, sobald der Morgen graut. Lassen Sie mich

wecken. Hier ist des Nachts kein Glockenschlag, kein Nachtigallengesang, kein Hahnenschrei zu hören."

Leon empfahl sich und sagte, er wolle zuvor noch den Sarg besichtigen, ob er auch wohl geschlossen sei.

Raphaela folgte ihm nicht.

In dem Saale, in welchem sie zurückblieb, waren die sämmtlichen Wandspiegel in den Ecken angebracht, so daß sie das Bild des Raumes in der Diagonale zurückstrahlten. In dem einen Spiegel konnte man in den Corridor hinaussehen, eben auf die Stelle, wo der Sarkophag stand.

Raphaela sah Leon dahin eilen. Er kniete an dem Sarge nieder und starrte eine geraume Weile nach einer Stelle. Dann erhob er sich plötzlich wieder und schlug sich mit der Faust dreimal heftig wider die Stirn.

Und dann stäubte er sich die Kniee ab, bevor er in den Saal zurückkehrte.

Im Saale traf er Raphaela abermals.

„Es ist alles in Ordnung," sagte er und ging.

Erst außerhalb des Hauses wurde er gewahr, daß um seine Mütze ein Trauerflor geschlungen war. Raphaela hatte ihn darum gewunden, während er draußen im Corridor stumm vor dem Sarge kniete.

Im Laufe des Tages sah ihn Raphaela nicht wieder. Sie fand einen Mann von Wort an ihm.

Als sie um zwei Uhr nach Mitternacht erwacht war und sich angekleidet hatte, da sie das Mondlicht für die Morgendämmerung hielt, fand sie den Sarg nicht mehr draußen im Corridor. Leon hatte ihn so vorsichtig fortschaffen lassen, daß sie dadurch nicht im Schlafe gestört wurde.

Raphaela blieb in dem leeren Corridor. Sie lehnte sich über die Brüstung hinaus und wartete auf Leon.

Sie war bereits so weit mit ihm, daß sie ihn erwartete.

Sie wußte sich selber nicht Rechenschaft zu geben, wie das komme. War es mehr als blos Interesse? Mehr als Gehorsam gegen den letzten Willen des Vaters? Mehr als Anhänglichkeit an den Stärkeren? — Sie erwartete ihn.

Es war eine schöne, stille, mondhelle Nacht. Der Wind hatte sich nach Mitternacht gelegt.

Raphaelen ging es durch den Sinn, daß irgendwo in der Welt ein anderes Weib lebe, welches vor der öffentlichen Meinung des Tages für ihre Nebenbuhlerin gilt; denn jene Andere war die Gattin des Mannes geworden, der sie als ihr verlobter Bräutigam verlassen hatte. Die Welt spricht so gern von schönen Frauen, und jene Frau macht die Welt gern von sich sprechen. — Jenes unterbrochene Rendezvous hatte nicht Geheimniß bleiben können; die Diplomaten hatten sich aus dem Verlaufe desselben das Moment gemerkt, welches auf den Gang der Weltgeschichte

von Einfluß gewesen war; die Frauen hinwider hatten jene ganz außerordentlichen Erscheinungen der Leidenschaft und der Selbstbeherrschung nicht vergessen. Auch Raphaelen war nicht unbekannt geblieben, was jener Frau geschehen war. Jene Frau hatte gleichfalls in einer mondhellen Nacht auf Leon gewartet, mit verbotener Leidenschaft im Busen; und wie der Taumel der Wollust ja nicht selten mit mordlustiger Wuth Hand in Hand zu gehen pflegt, so war auch in ihrem Herzen die sündhafte Liebe mit wilder Kriegsbegier eng verschmolzen. Sie war schön, verführerisch und selbstvergessen. Und jene Frau wartete vergebens auf den Mann, den auch sie in diesem Augenblicke erwartete — den Mann, dessen Schritte sie in diesem Augenblicke im Sande nahen hörte, — den Mann, der auf ihren Ruf erschien. — Welche von Beiden ist die Siegerin, welche von Beiden ist unterlegen — ?

Raphaela rief Leon, als er vor dem Hause anlangte, vom Corridor herab den Morgengruß zu.

Leon eilte hinauf zu ihr.

„Ich bin um eine Stunde früher gekommen," sprach er. Der Wind hat sich plötzlich gelegt. Es dürfte gerathen sein, den günstigen Moment zu nützen, um uns einzuschiffen, denn gegen Morgen wird die Brise wieder aufsteifen."

Raphaela war mit ihren Reisevorbereitungen längst zu

Stande. Sie schickte die männliche Dienerschaft voraus, nahm den Reisemantel um und begoß noch einmal die Blumen, die ihr der Besitzer der Villa als ein Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit hatte an das Fenster stellen lassen. Dann nahm sie Leon's Arm und ließ sich vom Arzte, dem Secretär und ihrer Kammerfrau gefolgt, an den Strand hinab geleiten. Nach einigen Schritten wandte sie sich um und sagte zu der Kammerfrau:

„Emilie, ist Camilla da?"

„Jawohl, Prinzessin" antwortete die Angeredete. Leon sah sich um; er vermochte nirgends eine dritte Dame zu entdecken.

Unten am Strande, beim Einsteigen in das Boot, welches auf der schwellenden Fluth tanzte, mußte man den Damen behilflich sein. Als die Reihe an die Kammerfrau kam, sprach Raphaela zu Leon:

„Ich bitte, nehmen Sie Emilien einstweilen, während sie in den Kahn steigt, Camilla ab."

Leon schrak ein wenig zusammen, als ihm die Kammerfrau mit einem Mal etwas in die Hand gab, das sie in ihr weißes Taschentuch eingeschlagen trug. Es war ein weißes Kätzchen.

Raphaela hatte den Schauer bemerkt, der ihn überlief und heftete ihre großen Augen verwundert auf ihn.

„Fürchten Sie sich vielleicht ebenfalls vor Katzen?“

„Ei behüte!“ (Er hatte in dem Kätzchen den Liebling Livia's erkannt, daher war das Beben gekommen. Dann aber drückte er das seidenweiche Köpfchen des sanften Thieres an seine eigene Wange und flüsterte ihm schmeichelnd zu: „Zizus, zitz, miutz!“)

Bis sie an Bord kamen, blieb das Meer ruhig; kaum aber waren die Anker gelichtet, so begann die See hoch zu gehen und in dem Augenblicke, als der Dampfer sich in Bewegung setzte und zu schaukeln begann, verschwand auch schon die Kammerfrau vom Verdeck und zog sich in ihre Kabine zurück.

Als vollends die Sonne aufging und ihr rother Dämmerschein die Felseninsel, die immer weiter und weiter zurücktrat, noch röther strahlen machte, begann der Wind, als ob der Morgenschein ihn mit sich führte, plötzlich wieder mit erneuter Kraft zu wehen und nun bewegte sich das Schiff nicht mehr blos in jenen schaukelnden Schwankungen hinüber und herüber, die noch immer angenehm sind, als ob man sanft gewiegt würde, sondern es hüpfte und stampfte, wie es über die hohen Wogenberge wegsetzte, der vollen Länge nach, so daß sich bald der Schiffsschnabel, bald wieder der Spiegel hoch aufbäumte.

Die Passagiere waren bereits alle vom Deck verschwunden;

selbst der Arzt hatte sich durch kein prophylaktisches Verfahren vor der Seekrankheit zu behüten vermocht; Niemand kümmette sich mehr um das Befinden des Anderen.

Nur Raphaela und Leon hielten am Verdecke Stand.

Wider die Thür der Kajütenluke gelehnt und an der Klinke sich festhaltend sah das stolze Weib den Wolken zu, die über ihrem Haupte dahinjagten. Sie hatte zum Schutz gegen die Spritzwellen, die unaufhörlich über Deck gingen, die Kapuze ihres Regenmantels über den Kopf gezogen uud plauderte mit Leon, der sich an der Spannkette des Schlotes aufrecht hielt

„Ich liebe das Meer. Wenn ich die Frau eines Seemannes wäre, würde ich immer mit ihm fahren. Wessen Vaterland die See ist, der kann niemals heimathlos werden. Das Meer läßt sich keine Grenzen auf den Rücken malen, wie die Erde; es läßt sich nicht unterjochen. Das Meer ist die Verwirklichung der Idee eines „gemeinsamen Vaterlandes." Es erweist sich Demjenigen, der in seinem Gebiete sein Brod gewinnt, nie so stiefmütterlich, wie die Erde; es nährt so viele Menschen wie das Festland und gewährt ebenso vielen ein Grab. In diesem Augenblicke, wo die Planken unter unsern Füßen ächzen und knarren, wo wir jeden Moment besorgen müssen, im nächsten zum Meeresgrunde hinabzusinken und die Wogen einer Gebirgskette gleich

sich gegen uns heranwälzen, denke ich daran, auf wie viel ruhigerer Stelle ich gleichwohl hier stehe, als ich in jenem Lande stünde, dessen Boden jetzt eben so gewaltige Wogen wirft, als dieses Meer, das den Untergang ganzer Provinzen zu beklagen hat. Dieser Gedanke läßt mir den Orkan selbst als eine sanfte Fee erscheinen. Mit Hilfe dieser Vorstellung kämpfe ich jede Anwandlung von Uebelbefinden in mir nieder; ich denke daran, wie viele Menschen noch weit mehr leiden, als ich. Ich liebe diesen Sturm. „Diesen“ Sturm!“

„Auch mir ist das Meer ein vertrauter Freund,“ sprach Leon. „Es kann noch kommen, daß ich Seemann werde. Ich mache unsern Ur-Eltern stets einen Vorwurf daraus, daß sie das Pferd so sehr geliebt haben; hätten sie doch lieber das Schiff geliebt. Sie würden dann nicht die Steppe gesucht haben, die je üppigeren Graswuchs bietet, sondern den offnen Strand am freien Meere. Mit dem Kraftaufwande, wit welchem sie Ungarn eroberten, hätten sie sich auch in Japan niederlassen mögen. Dieses Land ist mein Ideal. Ich glaube immer, ich werde noch einmal im Leben dahin kommen. Rings um und um Meer; nirgends ein Nachbar, nirgends ein Stammverwandter, nirgends eine Diplomatie. Das Land erzeugte sich Alles selber.“

Raphaela klagte, daß ihre Füße zu zittern beginnen; sie könne sich nicht mehr aufrecht erhalten.

„Und doch ist das erste Erforderniß, um die Seekrankheit zu bekämpfen, das, daß man auf den Füßen bleibe. Stützen Sie sich auf meine Schulter und gestatten Sie, daß ich Sie mit meinem Arm aufrecht halte."

Raphaela folgte dem Rathe und als Leon den Arm um sie legte, schwand auch der Schwindel und der Kopf ward ihr wieder frei.

Und nun lobten und priesen sie miteinander das Meer so lange, bis es sich durch die fortwährende Verherrlichung besänftigen ließ. Gegen Mittag legte sich der Sturm, die Wolken verzogen sich, die Wolkenberge glätteten sich und die kleine Yacht dampfte nunmehr auf den gesänftigten Wellen schaukelnd dahin.

Die Seelenstärke wirkte bei Raphaela in der That Wunder. Sie stählte alle ihre Nerven. Während ihre ganze Umgebung von der Seekrankheit litt, blieb sie verschont. Desgleichen natürlich auch Leon. Ihm war das Meer längst vertraut.

Bisher hatten sich in ihrem Gesichtskreise nur wenige Schiffe gezeigt und näher gekommen war ihnen gar keines. Nun aber der Sturm sich gelegt hatte, tauchten mit einem Male allenthalben am Horizont Segel und die langen, schwarzen Rauchstreifen auf, welche die Dampfschiffe anzeigen.

Einer der Dampfer, der im Osten in Sicht kam, schien

direct den Curs der „Water-Nymph“ kreuzen zu wollen. Das fremde Schiff war eine Kriegsfregatte, ein Zweimaster, der mit Segel- und Dampfkraft fuhr. Als er näher herangekommen war, erkannte, man ihn als einen französischen Kreuzer.

„Der will uns wahrscheinlich anrufen,“ bemerkte Raphaela und richtete ihr Fernrohr auf das fremde Segel

„Nun dann mag er sehen, wie er uns erreicht.“

Sowie der Kreuzer erschien, änderten die meisten im Osten sichtbaren Segel ihren Curs. Es waren das wahrscheinlich deutsche Schiffe und trugen nicht eben großes Verlangen, als gute Prise genommen zu werden. Die Fregatte fand kein anderes Schiff vor als die Yacht. Sie erreichte dieselbe auf der Höhe von Neuwerk. Die Yacht war nicht verpflichtet, von dem Kriegsschiffe eher Notiz zu nehmen, als bis sie angerufen würde. Die Fregatte erließ denn auch alsbald den Ruf; auf eine halbe Meile nahe gekommen, gab sie einen Signalschuß ab. Das Passagierboot hielt nun im Laufe inne und ließ das Kriegsschiff herankommen. Etwa zwölf Faden von der Yacht entfernt hielt auch der Kreuzer an und kehrte ihr seine Breitseite zu, aus deren Luken zwölf Kanonenschlünde gähnten.

Dann wurde vom Kriegsschiffe ein Boot ausgesetzt, welches an den Passagierdampfer herankam; es brachte einen Schiffslieutenant mit sechs Marinesoldaten.

Wenige Minuten später standen der Offizier und seine Mannschaft auf dem Deck der Yacht.

Der Capitän dieser letzteren und der Offizier des Kriegsschiffes begannen die üblichen Verhandlungen. Der Franzose nahm Einsicht von den Schiffspapieren und fand Alles in Ordnung.

„Keine Kriegscontrebande an Bord?“ fragte der Lieutenant.

„Keine,“ antwortete der Capitän in gutem Glauben.

Seiner Pflicht gemäß sah sich der Offizier am Schiffe um; er hatte nicht nur das Wort des Commandanten in Empfang zu nehmen, sondern sich überdies auch durch den Augenschein zu überzeugen, daß das Schiff contrebandefrei sei. Das erste Object, auf welches er stieß, war — der Sarg.

Er stand, mit starken Eisenbändern und Schrauben an die Planken befestigt, mitten auf dem Deck ganz blank und unverhüllt da.

„Und das hier, mein Herr?“ fragte der Lieutenant.

„Das ist ein Sarg,“ sagte der Capitän.

„Allerdings, aber ein Sarg aus Blei. Wissen Sie denn nicht, daß Blei Kriegskontrebande ist?“

„Mir wurde das Stück als Sarg aufgegeben. Es liegt die Leiche eines angesehenen, ungarischen Magnaten

darin, die von Helgoland in seine Heimath transportirt werden soll."

„Das kann ich glauben und auch nicht."

„Seine Familie, sein Leibarzt und Gefolge stehen hier; sie Alle werden es bestätigen."

Die Genannten waren in der That mittlerweile Alle auf. Deck gekommen und harrten, was nun daraus werden solle.

„Das war es, was Sie vorausgesehen haben!" flüsterte Raphaela Leon zu, schmiegte sich an ihn und klammerte sich an seinen Arm.

„Und wenn dem auch so ist," entgegnete der Lieutenant — „Sie werden sich doch wohl nicht einbilden, daß ich mir vor der Nase weg acht bis zehn Centner Blei durch einen Todten nach Deutschland einschwärzen lassen werde."

Dem Capitän der Yacht riß die Geduld.

„Sie werden aber doch nicht verlangen, daß wir den Leichnam aus dem Sarge nehmen und in's Meer werfen?" erwiderte er und setzte dann mit Nachdruck hinzu: „Der Verstorbene war ein sehr vornehmer Mann!"

Die letztere Bemerkung brachte den jungen Lieutenant gleichfalls in Harnisch.

„Ei, mein Herr — was wollen Sie? In einer Zeit, da die wackersten Männer zu Tausenden auf allen Schlacht-

feldern hingestreckt liegen und der Feldherr mit dem gemeinen Mann über- und nebeneinander in eine gemeinsame Grube gesenkt wird; wo die Leichname der edelsten Männer den Geiern und Raben zur Beute fallen; wo Helden und Heerführern und genialen Köpfen und den einzigen Söhnen trauernder Wittwen zu Hunderten mit einander ein einfaches Holzkreuz genügen muß; heute, wo man kalten Blutes den Schädel zur Seite stößt, den gestern noch ein Halbgott zwischen den Schultern getragen hat — heute verlangen Sie von mir, daß ich einen ungarischen Magnaten bedaure, daß ihm nach einem ruhigen Tode kein anderes Grab geworden, als der herrliche Meeresgrund? Geben ein Stück Segeltuch, eine Kanonenkugel, drei Salutschüsse, auf halben Mast gehißte Flaggenparade und zwölf Faden Seewasser etwa nicht eine Leichenfeier, die jedes Fürsten der Welt würdig ist?"

Leon fühlte, daß die Hand des Mädchens in der seinen zitterte.

Er ließ sie los und trat plötzlich zwischen die beiden verhandelnden Seemänner hin.

„Mein Herr!"

„Mein Herr!" sprach seinerseits der Schiffslieutenant, grüßte mit einer höflichen Verneigung und richtete nunmehr das Wort an Leon: „Oder wenn Ihnen gar so sehr darum

zu thun ist, den ungarischen Herrn der Erde seines Vaterlandes wiederzugeben, — jenun, Hamburg ist nicht mehr weit, hüllen Sie ihn bis dahin in getheerte Leinewand, und dort kaufen Sie dann einen andern Sarg und legen ihn hinein. Oder noch ein anderes Mittel: Sie haben einen Arzt an Bord; wir borgen Ihnen eine Quantität Mercurius corrosivus, wir haben dessen genug am Schiffe; der Arzt mag die Leiche bis Hamburg einbalsamiren."

„Mein Gott!" klang es bei diesem Worte in zitterndem Tone von Raphaela's Lippen.

„Ich will Ihnen glauben," schloß der Lieutenant, „daß in dem Sarge ein Leichnam liegt, — nun der gehört Ihnen, den mögen Sie mit sich nehmen; das Blei aber gehört mir, das nehme ich."

Bei dieser Erklärung sprang Leon mit einem jähen Satze vor den Sarg hin, riß seinen Revolver aus der Seitentasche und rief mit zornig schallender Stimme:

„In diesem Sarge liegt mein Vater! Wer Hand daran legt, dem jage ich eine Kugel durch den Kopf."

Leon hielt das Pistol auf die Stirn des Offiziers gerichtet, im nächsten Augenblicke lagen aber auch schon die Karabiner der sechs Marinesoldaten gegen ihn in Anschlag.

Der junge Schiffslieutenant wandte sich eher nach seiner Mannschaft um und sagte:

„Bis auf mein Comando bleibt jede Waffe bei Fuß.“

Dann schaute er ruhig in die Mündung der Pistole, die nach seiner Stirn gerichtet war, verschränkte die Arme über die Brust und lächelte, als er zu Leon sprach:

„Es wäre Schade um Sie, mein junger Freund, und auch um den Andern, den Sie niederschießen würden. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß in diesem Sarge Ihr Vater liegt?“

Bei diesen Worten begann Leon's Hand zu zittern. Er bemerkte plötzlich, daß er sehr schlecht nach der Stirn des Mannes ziele, der ihm dort gegenüberstand. Sein Arm mit der Waffe in der Faust sank erschlafft nieder.

Was sollte er auf diese Frage antworten?

Sollte er sagen: „Ja, es ist mein Vater! ich bekräftige es mit meinem Ehrenworte!“ Sollte er sein Ehrenwort hinwerfen, Angesichts so vieler Menschen, die alle wissen würden, daß er nicht die Wahrheit geredet habe? — Sollte er sein Wort zum Pfande geben Angesichts dieses stolzen Weibes und sie beleidigen in dem Augenblicke, da er sie rettete? Sollte er sich für ewige Zeiten unfähig machen, sich vor diesem Weibe auf seine Ehre zu berufen?

Er war erschüttert.

In demselben Momente aber stürzte Raphaela an seine Seite, faßte mit beiden Händen seinen Arm und antwortete an seiner Statt:

„Ja. In diesem Sarge ruht sein Vater! Und mein Vater! Ich bezeuge es bei unserer Beider Ehre!“ — Sie sprach diese Worte mit so wahrer Innigkeit, mit so unwillkürlich verrathener Bewegung, daß sie Leon bis in's Herz drangen.

Der Schiffslieutenant hätte kein Franzose sein müssen, wenn er diese Erklärung nicht ihrem vollen Sinne nach verstanden haben würde. Es war ein Roman; und ein Roman hat selbst im Kriege seine eigenen Privilegien.

„Honneur au malheur!“ entgegnete er. Dann grüßte er die Dame militairisch mit dem Degen, commandirte seine Mannschaft das Gewehr zu präsentiren, gab dem Capitän seine Papiere zurück und verließ das Schiff.

Von diesem Tage an promenirte Raphaela fortwährend an Leons Arme auf dem Verdeck.

Die Personen ihres Gefolges flüsterten einander schmunzelnd ihre Bemerkungen zu. Der Fürst konnte nur in dem Sinne Leons Vater sein, daß die Prinzessin Leons Braut war.

Die Yacht traf noch rechtzeitig in Hamburg ein, daß der Sarg zur Bahn gebracht und mittels Separatzuges nach Berlin transportirt werden konnte. Bis Berlin hatten sie keine besonderen Eisenbahnmisèren zu erdulden.

Es war spät Abends, als sie in Berlin eintrafen. Raphaela wollte nicht länger hier verweilen, als erforderlich

war, um den neuen, weiteren Separatzug einzuleiten. Leon dagegen gab den Rath, in Berlin zu übernachten.

„Ich bin nicht müde," sagte Raphaela.

In Wirklichkeit aber wollte sie deshalb nicht bleiben, weil die Nächte in Spree-Athen zur Zeit überaus unruhig waren. Es waren Nachrichten von neuerlichen, großen Siegen eingegangen; in Folge dessen war die Stadt beleuchtet und in allen Straßen und Gassen erscholl Freudengeschrei. All das aber paßte nicht zu Raphaela's Gemüthsstimmung.

„Gleichwohl wäre es besser für „Sie", wenn Sie ausruhten; wir wollen hier in der Nähe der Eisenbahn absteigen; hierher dringt das Geräusch nicht."

„Ich will weiterreisen," sprach Raphaela mit Bestimmtheit.

„Entschuldigen Sie „Prinzessin" — aber ich habe hier nothwendig zu thun."

Raphaela merkte sofort aus der Ansprache „Prinzessin," daß das Unrecht auf ihrer Seite war; sie hatte vergessen, daß zwischen den Reisegefährten Gleichheit herrsche; sie beeilte sich nunmehr, den Fehler gutzumachen:

„Das ist ein Anderes. Wenn Sie hier zu thun haben, so bleiben wir."

Leon sagte ihr nun auch, was ihn hier aufhalte.

„Ich muß heute noch unumgänglich nothwendiger Weise mit dem Kriegsminister oder mit seinem Stellvertreter sprechen.“

Raphaela war es zufrieden.

Als sie aber dann später nähern Aufschluß suchte und ihn so sehr nahe liegend fand, da dachte sie darüber nach, was für ganz eigens geartete Menschen diese Diplomaten doch seien. Leon, der in Berliner Hofkreisen bekannt geworden war, vermag es nun nicht über sich, an einem solchen Tage des Triumphes im Fluge durch die Hauptstadt zu reisen, ohne auch seinerseits den betreffenden Kreisen den Zoll seiner Glückwünsche abzustatten; es dient ihm nicht zur Entschuldigung, daß der Zweck seiner Reise kein anderer ist, als einen Todten nach der Heimath zu bringen und einer trauernden Dame ritterliches Geleite zu geben.

Und vollends als Leon vor ihr erschien, um sich zu empfehlen und Raphaela sah, daß er vollständig zum Balle gekleidet war, in weißer Cravatte, weißer Weste und Frack. Geht man so zum Kriegsminister zu Besuch?

Leon las diese Frage in Raphaela's Augen.

„Zu Hause treffe ich die Excellenzen jetzt nicht. Die Hauptstadt giebt zur Feier des heutigen Tages einen Ball; die Herren erscheinen natürlich alle auf demselben und ich muß sie dort aufsuchen.“

Also auf den Ball geht er — in die Gesellschaft tanzender und schäkernder Damen! Und hier läßt er unterdessen ein trauerndes Mädchen zurück, welches — mindestens doch seiner Obhut anvertraut ist —!

Wahrhaftig, die Höflichkeit ist äußerst kaltblütig.

Raphaela ging nicht zur Ruhe. Nun gerade nicht. Sie wollte erproben, wie es denn thue, wenn das Weib daheim auf Denjenigen warte, der sich anderwärts gut unterhält.

Sie hatte nicht lange zu warten. Leon kam noch vor Mitternacht nach Hause.

Als er von der Kammerfrau vernahm, daß Raphaela noch gar nicht zu Bette sei, ließ er sich bei ihr anmelden.

„Prinzessin, wenn es Ihnen gefällig ist: es ist Alles zur Weiterreise bereit.“

Raphaela nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Leon war binnen fünf Minuten zur Reise umgekleidet.

Eine Stunde später waren sie am Bahnhofe.

Die Maschine des Separatzuges stand geheizt; es mußte nur noch das Signal abgewartet werden, damit bei dem derzeit äußerst regen Verkehre ein Zusammenstoß mit einem etwa entgegenkommenden Zuge vermieden werde.

Leon ließ mittlerweile ein Schlafwagen-Coupé für Raphaela und ihre Kammerfrau in Stand setzen und bat sie dringend, sich nun Ruhe gönnen zu wollen.

„Sie haben deren noch nöthiger als ich, erwiderte Raphaela; Sie haben in vergangener Nacht nicht geschlafen.“

„Ich will im Waggon schlafen,“ versprach Leon.

Indeß, die Nacht war nicht darnach, daß man sich ruhig dem feueräugigen Ungethüm hätte anvertrauen mögen, um dann seine Seele Gott zu empfehlen und zu schlafen. So weit die Doppelgeleise reichten, rasselte in kurzen Zwischenräumen Zug auf Zug in entgegengesetzter Richtung vorbei; Raphaela sah sie durch die Fenster des Waggons nur flüchtig, gleich eilenden, polternden Gespenstern kommen und verschwinden. Als man aber auf die eingeleisige Strecke gekommen war, weckte sie plötzlich das schrille Warnungssignal der Maschine und das Geschrei des Zugspersonal.

Unter all den wirren Stimmen erkannte sie auch Leons Stimme.

Sie ward neugierig, öffnete das Fenster und beugte sich hinaus.

Der Zug stand mitten in ausgedehntem, flachen Moorlande; ein Stationsgebäude war weit und breit nicht zu sehen. Eine überaus triste Gegend. Die unabsehbare, sumpfige Sandebene war mit einzelnen Lärchen- und Fichtengehölzen bepflanzt, die das Wasser der Tümpel, welches sie widerstrahlte, noch schwärzer erscheinen ließen.

An der Stelle, auf welcher der Zug stand, machte die

Bahn eine jähe Krümmung gegen Süden und auf dem Bogen sah man ein feuriges rothes Augenpaar herannahen, ein nächtliches Ungeheuer.

Die Dampfpfeife der Maschine lärmte ohne Unterlaß. Die herankommende Doppelleuchte hielt im Laufe inne, und nun ertönte aus der Ferne ein Widerhall der Alarmsignale herüber

Aus Allem, was sie sah, konnte Raphaela entnehmen, daß ein nicht signalisirter Zug dem ihrigen entgegenkam.

Leon hörte sie in der Ferne rufen und schreien.

Als er dann zurückkehrte, erkannte sie ihn beim Scheine der Laterne, welche der Conducteur vor ihm her trug. Sie wollte wissen, in welches Coupé er einsteigen werde.

Er stieg aber nirgends ein, sondern sprang neben den Maschinenführer auf die Lokomotive. Er hatte die ganze Fahrt über auf der Maschine gestanden, um sie vor jedem Unfalle zu bewahren.

Raphaela bedauerte ihn von Herzen und nahm sich vor, sowie der Zug wieder anhalten würde, ihn zu sich in den Waggon zu rufen und ihn nicht wieder hinauszulassen.

Mit diesem guten Vorsatze schlief sie dann ein und erwachte erst in Dresden wieder.

Der Zugführer meldete, hier sei die Frühstückstation.

Der Arzt erschien, um Raphaelen in den Wartesaal zu geleiten. Leon, berichtete er, habe eben seine liebe Noth mit

dem Stationschef, den er überzeugen müsse, daß es dem Dienstreglement nicht zuwiderlaufe, wenn man den Sarg nicht erst umlade, sondern denselben Waggon bis Wien weiterrollen lasse.

„Ich fürchte übrigens, fuhr der Arzt fort, daß wir auch noch einen größern Anstand haben werden. An der Grenze bei Bodenbach werden uns die Zollwächter anhalten; da werden wir wegen des fatalen Bleies, an welches Niemand gedacht hat, wieder Unannehmlichkeiten haben und ich weiß nicht, ob es gelingen wird, auch hier mit etwas Pathos darüber hinwegzukommen. Wer weiß, was der phlegmatische Deutsche hier am Festlande zu einer Scene sagen würde, die auf der hohen See dem Franzosen gegenüber von so guter Wirkung war. Die Deutschen gestatten nämlich die Ausfuhr von Blei so wenig, als die Franzosen die Einfuhr."

„Das macht auch mir Sorge," sagte Raphaela. Sie bekam hier Leon nur für eine Minute zu sehen, als er ihr meldete, daß Alles zur Weiterreise bereit sei.

„Sie sind die Nacht über draußen auf der Locomotive gefahren?" sprach sie im Tone des Vorwurfes zu ihm.

„Es war eben nöthig. Der Locomotivführer war — unter dem Einflusse der Festlichkeiten der vergangenen Nacht — sehr angeheiterter Stimmung und da wären wir einmal beinahe mit einem entgegenfahrenden Zuge zusammengestoßen;

an einer andern Stelle aber fehlte wenig, daß wir in einen vor uns herrollenden Lastzug hineingerannt wären.“

Raphaela machte sich nun Vorwürfe darüber, daß sie das Reisen bei Nacht forcirt hatte.

„Jetzt aber kommen Sie, setzen Sie sich hier zu mir herein; bei Tag geschieht ja doch wohl kein Unfall.“

Und nun ließ sie sich von Leon erzählen, wie es auf dem Ball in vergangener Nacht hergegangen, welche Celebritäten zugegen gewesen seien, ob er Bekannte getroffen habe, ob sie recht vergnügt gewesen seien.

Bei Bodenbach geschah in der That, was der Arzt schon in Dresden vorhergesehen hatte: der Zollinspector beanstandete die große Menge Blei. Der Inspector war ein äußerst mürrischer, prosaisch trockener Mann, der auch nicht eine Ahnung poetischer Neigungen verrieth.

„Wissen Sie, daß Blei in Kriegszeiten als Kriegsmaterial gilt?“

„Wohl weiß ich das,“ erwiderte Leon.

„Und daß es sonach Contrebande ist?“

„Davon weiß ich wieder nichts.“

„Wie so denn nicht?“

„Jenun, weil „Kriegsmaterial“ und „Contrebande“ zwei verschiedene Substantiva, nicht aber eines das Adjectivum des anderen sind.“

„Schau schau, der Herr will mir wohl gar eine Prälection aus der Grammatik halten? Haben Sie die Bewilligung, eine so bedeutende Quantität Blei ausführen zu dürfen?"

„Ei versteht sich."

„Wo haben Sie sie? Und von wem?"

„Hier in meiner Tasche. Vom Kriegsministerium."

Damit überreichte er ihm das Document.

„Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?"

„Warum haben Sie mich denn nicht gleich danach gefragt?"

Der Inspector betrachtete abwechselnd bald die Ausfuhrlicenz, bald Leons Gesicht.

„Hören Sie einmal; sind die Herren Ungarn alle so witzige Leute?"

„Hui, erst die, die zu Hause sind —!"

Als Leon zu Raphaela zurückkehrte, streckte diese ihm dankerfüllt die Hand entgegen.

„Sie sind deshalb die vergangene Nacht in Berlin geblieben. Sie haben an einen Umstand gedacht, der einem Andern gar nicht eingefallen wäre, und den wohl auch Niemand so rasch zu schlichten vermocht hätte. Ich habe Sie verkannt. Ich will Ihnen fortan nie mehr widersprechen."

„Und ich will mir diese Ihre Güte sofort zu einer Bitte zu Nutze machen."

„Verfügen Sie ganz nach Ihrem Belieben."

„Wenn wir nach Wien kommen, wollen wir die Reise unterbrechen, um einen ganzen Tag daselbst zu verweilen.“

„Wünschen Sie das meinethalben, damit ich ausruhe?“

„Auch deshalb; aber auch aus einem andern Grunde. Der verewigte Fürst hatte aufrichtige Verehrer in Wien, die nicht nach Etelvar hinabkommen können, um ihm an seinem Sarge ein letztes Lebewohl zu sagen. Wenn der Sarg einen Tag über in irgend einer Kapelle ausgesetzt ist, so können sie Alle dahinkommen und es wird Ihnen wohlthun, dort eine Thräne zu weinen.“

„Ein schöner Gedanke . . . .“ flüsterte Raphaela und reichte Leon die Hand.

Diesem aber erfüllte der Gedanke den Kopf, daß dort in Wien ein verlassenes Mädchen lebe, dessen Herz noch einem großen Schmerze befreit werden mußte, wenn es sich ungesehen, unbeachtet ausweinen konnte am Sarge des Mannes, der ihm ein Vater gewesen im Leben, der im Tode ihm gestorben war, dessen große Seele es dem Himmel geopfert hatte, um der Treue zu seiner Liebe willen.

Leon liebte Niemanden als nur Livien.

Und Raphaela erwähnte Livia während der ganzen Reise auch nicht mit einem Worte!

Ihren Liebling aber, das Kätzchen, hatte sie sogar nach Helgoland mit sich genommen.

Auf der Höhe der Pyramide.

„Na lieber Leon, fängst Du nun nachgerade an, den Horizont deines Glückes zu überschauen? Hast Du bereits eine Ahnung davon, was Du bist und was Du sein wirst? Hui, wie Du nun da die Stirne runzelst! Nicht wahr, der Gedanke verdrießt Dich, daß diese lächerliche Figur, dieser ruhelose Schemen, der zu jeder Thür hinausgeworfen wird, daß der Eisenkakadu darum weiß, welch ein glücklicher Mensch Du bist? Daß der eingeweiht ist in das Geheimniß Deiner Erhöhung, daß er Dich selbst als großen Herrn noch immer zu dutzen wagt?“

„Nicht doch. Im Gegentheil: wenn ich jemals würde, was Du mich eben spottest: eine Notabilität, ein einflußreicher Herr — ich würde Dir die Rolle, die Du Dein ganzes Leben hindurch spielst, dadurch verderben, daß ich laut in alle Welt hinausriefe: da sehet einen wackern Mann, der

mir ein werther Freund ist, den ich hochschätze; glaube doch ja Niemand seiner Maske!"

„Ich danke Dir. Ich danke Dir recht sehr, daß ich das unter vier Augen von Dir gehört habe. Es hat mir sehr wohlgethan. Nun will ich mich aber auch wohl hüten, mit Dir irgendwo öffentlich zusammenzutreffen. Um Deinetwillen. Denn wenn Du in die Welt hinausschreien wolltest, ich sei ein wackerer Mann und Dir ein warmer Freund, so würde das von mir Niemand glauben, wohl aber würde man Dich für einen Narren halten. Was soll nun aber die gerunzelte Stirn? Sage mir's. Wenn Du um unsern verstorbenen Fürsten trauerst, so ist das wohlgethan; immerhin aber magst Du in Deinem Angesichte gleichzeitig auch einigem Dämmerscheine des Dankgefühles Raum gönnen, wenn Du seiner gedenkest. Er hat Dir in der Stunde seines Todes eine Welt erschlossen."

„Du weißt um den Brief, den er der Prinzessin Raphaela in die Feder dictirt hat, um jenen Brief — an mich?"

„Ich weiß darum."

„Und Du glaubst, ich werde den Vortheil, den mir ein Sterbender in die Hand gegeben, nunmehr ausbeuten?"

„Was für ein Gedankengang ist das?"

„Du weißt, was ich Alles zu ertragen vermag. Mein Magen verträgt Hunger, meine Nerven vertragen den Schrecken, meine Haut Hiebe und Feuer und Kälte, mein Stolz Entsagung. Ich kann einem Weibe vergeben, wenn sie mich geliebt und mich hinterher betrogen hat. Aber, daß ein Weib mich den Ihrigen nenne auf Grund eines andern Rechtstitels als dessen, daß sie mich liebt: mit dem Gedanken vermag ich mich nimmermehr zu befreunden!“

„Und Du fürchtest, daß es so kommen könnte?“

„Ich weiß, daß dem so ist. Der Fürst hat mich geliebt und seine Tochter meint, das lasse sich auch erben. Die Vergötterung, mit der sie ihren Vater umgab, macht sie fähig, seinem letzten Willen sich selber zum Opfer zu bringen. Ueberdies gesellt sich bei ihr auch noch eine Art von Rache dazu. Man sieht häufig ganz unbegreifliche Heirathen sich vollziehen, bei denen alle Welt fragt: wie hat diese Dame doch diesen Mann zu ihrem Gatten wählen können? Nur die Näherstehenden wissen, daß da der verletzte weibliche Stolz die Rolle der Neigung übernommen hat. Einer hatte diese Dame treulos verlassen, und sie wollte dem Ungetreuen zeigen, daß sie sich nicht gräme um ihn, daß sie ihn zu vergessen wisse und heirathete den ersten besten Mann, der sich vor ihr neigen mochte. Bis das Trauerjahr herum ist, verraucht wohl auch der Zorn, die

Erinnerung an den letzten Willen des verklärten Vaters verblaßt und mit ihr sinkt dann auch Leon Zarkany's Bild in die Vergessenheit hinab. Wir wollen in Ruhe den Ausgang abwarten."

„Ich bitte Dich, schämst Du Dich denn nicht? Oder hältst Du mich für den einfältigsten Menschen der Welt, den man mit derlei psychologischen Vorlesungen regaliren kann? Braucht es dazu wirklich Rache und Verbitterung, um ein Mädchen zu bestimmen, statt einem Alienor Nornenstein einem Napoleon Zarkany ihre Hand zu schenken? Ja wenn die Geschichte umgekehrt gekommen wäre, da wäre dann die Schlußfolgerung richtig. Und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es nicht Leon war, dessen tröstendes Erscheinen einst eine trauernde Dame am Sarge ihrer Mutter erwartete? Man hatte sogar ein Telegramm nach ihm abgeschickt — aber er erschien nicht. Sein Ausbleiben wurde mißverstanden. Statt seiner stellte sich der gemalte Strohmann ein. Er weinte wie ein schlechter Schauspieler und ward angenommen. So steht also Dein Beispiel umgekehrt. Du magst mir glauben, wenn ich Dir sage: Raphaela hat Dich längst geliebt."

„Sie vermöchte zu lieben?"

„Es kommt darauf an, was für Liebe Du in einem Weibe suchst? Verlangt Dein Gemüth nach abenteuerlicher,

launenhafter, ausschweifender Leidenschaft, dann lauf Du Pompeja nach; sie sitzt jetzt als Strohwittwe in Paris und ihr Mann kann nicht zu ihr; brauchst Du naive, empfindsame Zärtlichkeit, ein Mädchen, das in Dich vernarrt ist, mit dem Du Alles machen kannst was Du willst, das Dir ein Spielzeug, das Dir Unterhaltung ist, das keinen andern Wunsch kennt, als Dich zum Seligen eines Paradieses auf Erden zu machen: dann bleibe bei Deiner kleinen Nähterin; — Raphaela versteht all das nicht, und wird es auch niemals lernen, weder um Deinetwillen, noch um ihrer selbst willen. Willst Du aber eine Frau gewinnen, die das Ideal einer Gattin, die nicht die Spielgenossin, wohl aber die eigene bessere Hälfte ihres Mannes ist: die ihr Theil fordert an Allem was Dich beschwert, die, wenn Du ferne weilst, all Deine köstlichen Kleinodien Dir bewahrt, die stolz ist auf Deine Ehre, die erröthet, wenn Du sie küssest und Dich küßt, wenn Du schläfst, die Dich so umarmt, als ob sie stets Deine Braut wäre, die dereinst Deine Kleinen den Begriff Mutter kennen lehrt und die, wenn sie zur Beichte geht, dem Priester die einzige Sünde zuzuflüstern weiß, daß sie ihren Mann noch mehr liebe als ihre Kinder, was er aber niemals erfahren werde, — wenn Du ein solches Weib gesucht hast, so hast Du es gefunden."

Leon ließ sich zur Sentimentalität hinreißen.

„Ein Mann, der sich Rang und Vermögen erheirathet, der sich seine Liebe bezahlen läßt, war in meinen Augen immer ein Gegenstand des Spottes und diese Anschauung theilt alle Welt mit mir. Welchen Hohn haben wir nicht seinerzeit über einen Bürgerlichen ausgegossen, der eine Dame von Stand heirathete und sich, um den Abstand zu verringern, fortan Euer Hochgeboren tituliren ließ! Das war der Schemel, auf den er sich stellte, um seine Frau küssen zu können. Wenn ich schon einmal mit aller Gewalt eine weltgeschichtliche Celebrität werden muß, soll ich mir etwa Anchises zum Vorbild nehmen, der dadurch historisch geworden ist, daß er in seiner Jugend eine Göttin liebte und im Alter nicht auf den Beinen zu stehen vermochte?“

„Du wirst diesen Schemel nicht nöthig haben. Eigentlich sollte ich nicht ausplaudern, was Du erst nach Deiner Rückkehr erfahren wirst; — indessen — es ist ja Dein Geheimniß. Du wirst es zu bewahren wissen. Mein Lieber, wenn Du nach Budapest zurückkommst, wirst Du in Sachen des Ranges eben so hoch stehen, als Prinzessin Rahpaela von Etelvar selbst.“

Darauf schlug nun Leon vollends ein lautes Gelächter auf.

„Hahaha! Die öffentliche Meinung wird mich doch am Ende nicht etwa gar mit dem Titel „A nemzet bárója“ beehren wollen? Die Stelle ist längst besetzt.“

Der alte Herr zuckte ärgerlich die Achseln.

„Ich habe von gleichem Range gesprochen. Es giebt „Sprünge“ in der Heraldik! Mit Dir wird man nicht beim Baron anfangen. Es ist nicht davon allein die Rede, Deine auf dem Gebiete der Diplomatie geleisteten ersprießlichen Dienste zu belohnen, sondern davon, Deine großen Fähigkeiten nutzbar zu machen. Du wirst an Stelle des verstorbenen Fürsten Maximilian von Etelvar zum Obergespan ernannt werden.“

Leons Gesicht wurde plötzlich bleich bei diesem Worte.

„Du scherzest!“

„Unter vier Augen mit Dir niemals. Deine Ernennung liegt ausgefertigt. Man will nur die Peripetien der Leichenfeier nicht stören. Und damit stehst Du dann mit einem Male auf derselben Höhe, von welcher Raphaela's Vater soeben in's Grab gesunken ist: Du bist Bannerherr des Reiches, Mitglied des Oberhauses, Gouverneur eines Komitats, ein anderer Magnat als Fürst Alienor Pratz von und zu, und ohne Nornenstein.“

„Du magst mich im Ernst erschrecken. Ich Obergespan! In demselben Komitate, welches bisher Fürst Etelvary leitete, einer der ersten Dynasten Ungarns nicht nur, sondern auch der weiseste Kopf, das edelste Herz, dem jemals öffentliche Angelegenheiten anvertraut waren! Und nun soll ich

auf ihn folgen, wie der „Viertelzettel“ auf das gute alte Silber! Ich, der ich in demselben Komitate Stuhlrichter gewesen bin und selbst als solcher nichts getaugt habe; der Spaßmacher der ganzen Umgegend, der Vortänzer auf allen Bällen — davon berühmt, weiter Nichts und Niemand. Ohne hervorragenden Geist, ohne Erfahrung, ohne Verdienste, ohne Vermögen, ohne Ansehen! Ich soll Jemanden glauben machen, wenn ich auf jenem Präsidentenstuhle Platz nehme, ich sei ein Obergespan! So arm wäre das Land an großen Männern bereits geworden, daß an mich die Reihe käme?“

„Sunt, qui te nequiter humiliant. Andere Leute sind anderer Ansicht von Deinem Werthe.“

Allein Leon war nun einmal im Zuge und fand keinen Halt mehr, gleich der Locomotive, wenn sie im vollen Laufe dahinbraust.

„Ich soll in dem Saale präsidiren, um dessen grünen Tisch durchweg erprobte, vollwichtige Patrioten sitzen, langjährige Abgeordnete der guten alten Zeit. Honved-Oberste und reichbegüterte kleine Könige, — in dem Saale, den selbst der wohlhabende Bauer mit dem Stolze eines Brahminen betritt! Ich, der ich mit dem Parapluie in der Hand wie ein Spießbürger durch die Straßen laufe, ich soll es versuchen, eine Versammlung aus solcher Gesellschaft zu leiten, eine Versammlung, die einzig und allein ein Mann

wie er, ein Patriarch, im Geleise zu erhalten vermochte! Ich soll mich „Magnificenz“ schimpfen lassen und dabei mir niemals zu befehlen getrauen, in der Besorgniß, daß sich ja doch Niemand daran kehren würde? Und wenn dann nach Schluß der Sitzung meine Untergebenen der Reihe nach mit lauter Stimme ihre vier- und fünfspännigen Equipagen vorfahren heißen, soll ich hinter meinem Rücken den malitiösen Ruf hören müssen: „Janos! die Galoschen Sr. Magnificenz!“ Während das Publikum bisher daran gewöhnt war, daß nach der Generalversammlung der Obergespan seine gesammte hochansehnliche Komitats-Universität zu einem Galadiner einlud, wo selbst der letzte Kortes derart in Champagner schwamm, daß er die Flasche, die er beim besten Willen anders nicht mehr unterzubringen wußte, im Stiefelschafte nach Hause trug, wo Toast auf Toast folgte, so daß ein Dutzend Zeitungen schwere Mühe hatte, sie alle zu reproduziren, — soll fortan ich vor meinen Gästen Reißaus nehmen?! Oder soll ich etwa das Gegentheil thun? Soll ich gespreizt einherstolziren und den großen Herrn spielen, als die Rolle, deren Kostüm ich angelegt habe, damit mir hinter meinem Rücken das zweifelhafte Lob werde: mein Champagner und meine Cigarren seien zwar gut — nur Schade, daß ich das Geld dafür gegen hundert Pro-

cent von Löw Hirsch entlehne! Dieses Fatum wäre mir beschieden?“

„Ich habe Dir nicht in's Wort fallen wollen, weil ich besorgte, Du würdest darauf erst recht aus Rand und Band gerathen. Die Zeiten, von denen Du da redest, sind tempi passati, mein theurer Freund. Das Komitat ist heutzutage nicht mehr jenes Komitat, welches es vor Zeiten gewesen, und auch die Kongregation ist nicht mehr die Kongregation von ehedem, der Obergespan nicht mehr der Obergespan, der er vormals war. Der heutige Obergespan ist ein Beamter, ein Bureaukrat, der zu arbeiten hat und zwar viel; die Zeiten der Parade sind vorüber. Anstatt glänzender Dictionen wartet prosaische Arbeit auf Jedermann, und Jedermann wird nur darnach beurtheilt, wie er diese seine Arbeit thut und nicht nach dem Gespanne, mit dem er in die Versammlung gefahren kommt. Die Stellung des Obergespans von heute ist ein sehr schwieriges Amt, nicht glänzend, aber dafür desto wichtiger. Deshalb hat man es Dir ja auch anvertraut. Nimm Du nur immer mit vollkommener Seelenruhe an. Das Gehalt beträgt so viel, daß man anständig davon leben kann: es will aber auch redlich verdient sein. Uebrigens — Alles darf ich nicht ausplaudern — aber soviel kann ich Dir sagen, daß Du in Deiner hohen Stellung nicht als „Johannes sine terra“ dastehen wirst.“

Leon wurde bei diesen Worten flammroth im Gesicht.

„Du! denkst Du am Ende gar daran, daß mich der Fürst in seinem Testamente durch ein Legat erniedrigt haben könnte? Ich liefe aus Europa hinaus!“

„Bleib' Du nur ruhig da. Der Fürst hat Dir nichts hinterlassen. Ich kenne das Testament; er hat es mir in die Feder dictirt und ich habe es als einer der fünf Zeugen mit unterfertigt. Dein Name kommt darin gar nicht vor.“

„Also glaubst Du wohl, ich solle dadurch reich werden, daß ich mir zuvor den Trauring der Prinzessin Raphaela herausschwindle.“

„Nicht doch. In dem Augenblicke, wo Du Dich ihr näherst, um sie zu gewinnen, wirst Du bereits ein reicher Mann sein.“

„Das ist ein unglaubliches Feenmärchen.“

„Ein Feenmärchen ist es allerdings; aber glauben magst Du es getrost, weil ich es Dir sage.“

„Wenn Du befiehlst, so will ich es meinetwegen glauben.“

„Und willst die Obergespans-Würde annehmen?“

„Ich will sehen.“

„Du wirst sehen! — Gelt das wolltest Du auch nicht glauben, daß ich der kleinen Nätherin Deine viertausend

Francs übergebe, ohne daß sie mir dieselben in's Gesicht würfe?"

„Nun?" fragte Leon und wieder schoß ihm alles Blut in's Gesicht.

„Ist Alles bestens besorgt. Sie weiß, in welcher Mission Du verreist warst, und das Geld ist ihr in einer Form zugekommen, daß sie darauf noch stolz sein darf. Sie ist ein wackeres Mädchen sammt ihrer Tante. Sie ist werth, daß man sich ihrer annehme; ich werde sie nicht mehr aus den Augen verlieren. Du hast sie noch nicht aufgesucht?"

Leon nahm jenes Couvert aus seiner Brieftasche. Das Siegel war noch immer unverletzt.

„Recht so, Du bist ein vollkommen correcter Mann. Der wahre Kavalier schenkt nur sein ganzes Herz an eine Dame; an die eine oder an die andere. Aber der Umstand, daß Du meinen Brief nicht geöffnet hast, bringt mich zu der Ueberzeugung, daß Du trotz Deiner Legion von Skrupeln gleichwohl ernstlich an die Prinzessin denkst. Geleite sie also nunmehr nur immer nach Etelvar und bestattet den Fürsten zur Ruhe; ich kann nur hier in der Kapelle von ihm Abschied nehmen, wo er einen Tag aufgebahrt liegen wird. Wenn Du dann nach Budapest zurückkehrst, wirst Du Deine Berufung bereits vorfinden. Was man Dir anträgt, nimm Du an."

„Noch Eins. Ich bitte Dich, schicke eine Traueranzeige an Madame Corysande. Der Fürst ist auch ihr Wohlthäter gewesen. Vielleicht thut es ihr wohl, wenn sie sich an seinem Sarge ausweinen kann.“

„Das ist bereits besorgt.“

Leon drückte dem Spaßvogel, dem Eisenkakadu, der nur dazu auf der Welt zu sein schien, um seine Gedanken vorher zu errathen, gerührt die Hand.

Leon hatte ja auch bei dieser Bitte nur an Livia gedacht.

Allerlei Auspicien.

Aus dem Umstande, daß in St.-Helena, auf Helgoland und auf der hohen See von Zarkany's bevorstehender Erhöhung nichts verlautete, folgte durchaus nicht, daß das ganze Komitat nicht bereits um die Sache wußte. Desgleichen ist sehr wahrscheinlich, daß auch in Etelvar die Leute dazu Augen haben, um zu sehen. Und als nun alle Welt sah, daß Leon Zarkany die Prinzessin in das alte Stammschloß ihres Hauses zurückgeleitete, daß er die erlauchte Verwandtschaft und die Vornehmen des Landes empfing, die zur Leichenfeier erschienen, daß er die Prinzessin zum Requiem in die Kirche führte, — so gehörte nur mehr äußerst wenig Kombinationsgabe dazu, auch alles Weitere herauszufinden.

Leon konnte auch auf den ersten Blick und das erste Wort hin sofort die Bemerkung machen, wie sehr sich die

öffentliche Meinung ihm gegenüber in allen Schichten der Gesellschaft verändert hatte. Und vertreten war die Oeffentlichkeit bei dieser großen Landes-Trauerfeier möglichst vollständig. Er konnte die Wahrnehmung machen, daß die große Feier einen doppelten Mittelpunkt hatte: den Sarg, den man einsenkte, und ihn, den man emporhob.

Vor Allem behandelte ihn die hohe Verwandtschaft durch die Bank äußerst familiär. Die Männer begannen ihn alle zu dutzen und in der Art und Weise, wie die Damen seinen Gruß erwiderten, würde Jedermann die Steigerung seines eigenen Werthes erkannt haben.

Die Mitglieder des Komitats-Beamtenkörpers nahten ihm alle mit feierlichen Mienen. Vorderhand nur erst einzeln.

Nun hält aber der düstere Ernst im Gesichte nur so lange vor bis die Thür der Gruft geschlossen ist; über die Mittagsmahlzeit hinaus erstreckt sich die Trauer nicht.

Sonach mußte die ernste Stimmung direct seiner Person gelten.

Herr Vicegespan von Kadartai referirte ihm getreulich über den Zustand des Komitats; er führte aus, wie sehr geboten es wäre, die Verwaltung von der Rechtspflege zu trennen. (Bisher ist nur einer seiner Neffen in Amt und Brod; dann vermöchte er noch einen zweiten unterzubringen.) Beim Grundbuche laufen die Rückstände nachgerade zu un-

bezwinglicher Höhe auf: dahin wären dringend noch weitere zwei Beamte nöthig. (Der Retarde würden zwar auch dann genau so viele sein, aber wenigstens wäre die Preferencepartie vollständig.) Der Gerichtshof endlich sollte nothwendigerweise in zwei getheilt werden, denn jetzt sitzen die Advokaten alle auf einem Klumpen beisammen (und das gefährdet die öffentliche Sicherheit).

Der Komitats-Ingenieur trug ihm den Kostenüberschlag der Regulirung des Flusses vor, der das Komitat durchschneidet und der Komitatsphysikus klagte, daß frischer Impfstoff vom Ministerium durchaus nicht in genügender Quantität zu haben und daß der officielle Honorarsatz von 7 Kreuzern für eine Impfung und 14 Kreuzern für eine nächtliche Visite denn doch all' zu niedrig gegriffen sei. Der Sicherheitscommissär klagte über den bedrohlichen Zustand der öffentlichen Sicherheit; er sehe da kein anderes Mittel zur Abhilfe, als ein kleines, sanftes Statarium.

Auch der Wortführer der höheren Politik, Herr von Nagybarothy, der gewesene Abgeordnete, fand sich zu freundlichen Begrüßung ein. Er dutzte Leon nach wie vor und wird ihn immer dutzen, selbst wenn er — Leon — dereinst Minister geworden sein sollte. Herr von Nagybarothy ließ sich mit ihm in eine sehr gründliche Discussion über die —

Reform des Oberhauses ein, eine Frage, die für das Land nachgerade eine brennende geworden sei.

Als Leon in's Vorzimmer hinaustrat, fand er daselbst seinen lieben Freund Karakan, der bereits seit drei Stunden antichambrirte. Der Mann machte ein außerordentlich freundliches, submisses Gesicht. Den Bart trug er am Kinn ausrasirt. Er wollte seine Aufwartung machen und ließ sich's durchaus nicht nehmen, Leon „Ew Magnificenz" zu tituliren. Er wage es nicht, sich mit der kühnen Hoffnung zu schmeicheln, daß Se. Gnaden sich seiner noch erinnern sollten; im Gegentheil, er wünsche Se. Hochgeboren möchten vergessen haben, wer er vordem gewesen. O, er sei ein ganz anderer Mensch geworden, als der Karakan von ehedem war. Er befleißige sich eines soliden, reellen Lebenswandels. Im Gezetlener Bezirke sei soeben die Stelle des Straßen-Commissärs in Erledigung gekommen; nun sei aber die Fachwissenschaft der Straßenbaukunde seine ganz besondere Leidenschaft, die höchste Aufgabe seines Lebens. Er habe diesfalls auch sehr gute Zeugnisse. Und Leon wurde ihn nicht eher los, als bis er den Pack schmieriger Papiere, der vom Militär-Abschied bis zum visum repertum alle Dokumente des Petenten enthielt, in die Tasche gesteckt hatte.

Leon rettete sich aus dem Schlosse in den Park hinaus.

Die Wahrnehmung, daß ihn hier alle Welt bereits als den „Hausherrn“ betrachte, erregte ihm widerstrebend jeden Nerv.

Auf einem Parkwege begegnete er Herrn Dumka.

Der wackere, mit allen guten Eigenschaften ausgestattete Güterdirector ging mit großen Schritten auf und ab und memorirte aus einem Bogen Papier, welcher ihm in der Hand zitterte wie ein Birkenblatt, mit lauter Stimme; als er Leons ansichtig wurde, steckte er das Papier hastig und betreten in die Tasche, wie ein auf frischer That ertappter Dieb.

„Herr Gott im Himmel! Es wird richtig ernst mit der Geschichte! Herr Dumka studirt eine funkelnagelneue Rede ein!“

Leon verließ den gangbaren Weg und schlug sich auf einem Fußsteige in's Dickicht, wo er nicht zu befahren hatte, daß ihm Jemand folgen oder begegnen werde.

Und dennoch kamen ihm auch hier Bekannte in den Weg.

Die Wanderameisen in langer, ununterbrochener Kette, die auch damals quer über den Pfad zogen, als vor langer Zeit ein treu liebendes, junges Paar denselben entlang wandelte und sagte: „Wir wollen die armen kleinen Thierchen nicht zertreten: wir sind ja selber auch so sehr glücklich!“

Ob der mächtige, bemooste Baum wohl noch steht, an dessen Stamm sich der Epheu emporrankte, von dem noch zur Stunde Jemand ein Blättchen mit sich herumträgt?

Ob man dem Stamme das gepflückte Blättchen wohl wiedergeben kann?

Leon suchte den Baum. Er fand ihn, aber zu Boden gestürzt. Der jüngste Sturm hatte die hundertjährigen Wurzeln aus ihrem Grunde gerissen.

Leon stand in düsteres Sinnen verloren vor dem niedergebrochenen Stamme. Auch dieser Todte war ihm gestorben.

Plötzlich schreckte ihn eine bekannte Stimme aus seinem weithin schweifenden Sinnen empor.

Die Stimme klang bekannt, aber nicht angenehm; noch unsympathischer wurde sie durch die ungewöhnliche Freundlichkeit, die in den Ton gelegt war.

Leon wandte sich um und erblickte den wilden Palatin vor sich.

Herr Tukmanyi war in der That kaum wiederzuerkennen. Vor Allem trug er die ewig unvermeidliche Mütze, ohne welche man ihn sonst nicht einmal im Zimmer sah, heute vom Kopfe gezogen, in der Hand tief herabhangend; von der Mütze wallte ein endloser Trauerflor bis zur Erde nieder. Das entblößte Haupt selbst aber war glatt gekämmt, — das Haar mit wohl abgelagerter, beinahe

schon etwas ranziger Bergamotöl=Pomade, deren lauter Geruch den Nahenden zehn Schritte vorher verkündete, an den Scheitel geklebt, — ja sogar der Schnurrbart war mit Bartwichse kühn aufgezwirbelt; einzelne Partien des letzteren hatten sich allerdings ein wenig emancipirt und von dem Totale gesondert, so daß anstatt zweier Schnurrbartspitzen deren vier entstanden waren. Was aber die ganze Gestalt völlig bis zur Unkenntlichkeit maskirte, das war das funkelnagelneue Gewand, — schwarz vom Wirbel bis zur Zehe; die Cravatte war in einen schmucken Knoten geschlungen; an der Chemisette paradirten zierliche Knöpfe.

Wer hatte den Mann so ganz neu gestaltet?

„Ew. Gnaden ganz unterthänigst ergebenster Diener!" wiederholte das gezähmte Ungethüm in noch weit süßlicherem Tone seinen Gruß.

Leon war nun aber in diesem Augenblicke ganz und gar nicht scherzhaft zu Muthe. Er trat an den wilden Palatin heran und reichte ihm die Hand. Und —

„Czups!" hatte er in demselben Momente auch schon einen breiten, saftigen Handkuß auf der obern Fläche seiner Rechten kleben.

„Aber, aber Tukmanyi, lieber Freund, so treiben sie doch keine Scherze mit mir. Wir sind ja doch gute alte Bekannte."

„Bitte unterthänigst, ich weiß, was sich schickt. Es ändern sich die Zeiten, es ändern sich die Menschen. Auch mit mir ist eine große Veränderung vorgegangen. Belieben Sie das dahier zu sehen?“

Dabei wies er auf den langen flatternden Trauerflor an seiner Mütze und seufzte dazu tief auf, wie eine kranke Kuh.

„Das ist sehr schön von Ihnen, daß Sie ebenfalls Trauer angelegt haben um unsern Obergespan.“

„O nicht doch, bitte ergebenst. Ich trage die Trauer nicht um Se. Excellenz. Wie sollte sich ein armer Teufel, wie ich es bin, vermessen, sich zu den Leidtragenden nach einer so illustren Persönlichkeit zu zählen! Ich betrauere meinen eigenen Todten. Mein Weib, meine seelengute Ehehälfte ist gestorben.“

Bei diesen Worten faltete er die Hände und machte den Versuch, schmerzerfüllt zusammenzuknicken.

„Ah! Gott lasse sie selig ruhen. Sie war ein seelengutes Geschöpf.“

„Ja wohl, sie war eine wackere, brave Frau. Was sie allenfalls an Fehlern an sich haben mochte, soll vergessen sein. Die Arme! Sie hatte beim Branntwein des Guten zuviel gethan und da ist der Spiritus in ihr brennend geworden. Gott gebe ihr die ewige Ruhe!“

„Und Ihnen verleihe der Himmel Trost und Fassung.“

„Nun, ich hoffe Trost zu finden. Ich verdiene wohl ein klein wenig Ruhe und Entschädigung nach den endlosen Jahren der Plackerei. Dazu aber könnten Ew. Hochgeboren, Ew. Gnaden, Ew. Excellenz ganz insbesondere beitragen. Deshalb habe ich mir eben die Freiheit genommen, zur Last zu fallen."

„Ich, Herr Tukmanyi?"

„Ich bin nicht mehr der Narr, der ich bisher gewesen bin. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden. Ew. Gnaden belieben ja doch mein kleines Besitzthum hier in der Nachbarschaft zu kennen?"

„Ei wie denn nicht? Das Gut, auf dem der ausgezeichnet schöne Weizen wächst."

„Der selige Fürst hat mir vor langer Zeit eine hübsche runde Summe dafür geboten; ich aber war der Narr, einen noch höhern Preis dafür zu fordern. Nunmehr komme ich selber, mein Besitzthum Ew. Magnificenz, Ew. Excellenz zu offeriren. Wenn Ew. Gnaden den bisher gebotenen Preis zu hoch gegriffen finden, so will ich ihn selber herablicitiren, so lange, bis er annehmbar erscheint."

Das war nun denn doch ein Wort, welches man nicht ungehört lassen konnte.

„Gut, Herr Tukmanyi. Ich will dem Herrn Güterdirektor den Kauf empfehlen."

„O, aber nur je eher! Ich bitte ergebenst, nur je rascher! Ew. Gnaden werden damit wahrhaftig ein gutes, ein christliches Werk vollbringen.“

„Ein christliches Werk? Ei, wie denn das Herr Tukmanyi?“

Der gezähmte Troglodyt kraulte sich das Kinn und das Ohr und die Schulter und schickte sich sichtlich zögernd an, die nöthigen Erklärungen zu geben.

„Jenun, wie ich schon zuvor gesagt habe, fuhr er in schwachem, weinerlichem Tone fort, meine gute Ehehälfte ist eingegangen in jene bessere Welt und hat mich verwaist und verwittwet hier zurückgelassen. Ohne Ehefrau aber kann der Mann am Ende denn doch nicht gut leben.“

„Ich begreife. Sie wollen also abermals das goldene Joch der heiligen Ehe auf sich nehmen, Herr Tukmanyi?“

„Weshalb denn auch nicht? Ich bin doch erst im fünfundfünfzigsten.“ (Und dazu lächelte er so selbstgefällig!)

„Das schönste Alter. Und wer ist denn die Glückliche, deren Leben Sie zu versüßen gedenken?“

„Hei hei, gnädiger Herr, nicht umsonst wohnt ein prophetischer Geist in eines jeden großen Mannes Brust. Ew. Gnaden belieben sich ja zu erinnern, wie Sie dort am Platze in Gezetlen so freundlich mit mir zu scherzen beliebten.“

„Wie? Die kleine Rachel des Schankwirthes? Also ist die Nemesis damals doch nicht ohne Grund und Ursache hereingebrochen?"

„Meiner Seel': damals war kein Grund vorhanden. Aber von da ab hat mich die alte Harpie (Gott lasse sie in Frieden ruhen!) so lange mit der Kleinen gequält und sekirt, bis ich aus Trotz wirklich anfing hinzugehen. Ich fand immer gute Aufnahme daselbst und kann nun doch auch nicht undankbar sein. Der Mensch ist ja doch nicht von Stein!"

„So viel ich weiß, ist aber die Civilehe im Lande noch nicht eingeführt."

„Das ist ja eben der Grund, der mich geneigt macht, mein Besitzthum zu verkaufen. Mein wackerer, zukünftiger Schwiegerpapa stellt mir nämlich folgende Alternative: Aut — aut. Entweder ich verkaufe das Gut, dann komme ich zu einem hübschen runden Sümmchen und dann wird Rachel mir zu Liebe Christin; — oder ich verkaufe das Gut nicht, dann bleibe ich ein zerlumpter Kerl wie bisher und dann muß ich convertiren; dann sind wir eben Beide Juden, ich und mein Schwiegerpapa."

Nichts zeigt die tiefe Bekümmerniß Leons sichtlicher, als der Umstand, daß er bei dieser Revelation nicht in lautes Gelächter ausbrach. Er verzog auch nicht eine Miene.

„Ew. Gnaden belieben zu sehen, daß Sie in der That ein christliches Werk thun, wenn Sie meine Besitzung zur Vergrößerung des fürstlichen Parkes ankaufen, denn dann wird die Anzahl der Gläubigen um eine neu bekehrte Seele vermehrt; kaufen Sie dagegen mein Anwesen nicht, so wird die Kunde von dem bedauerlichen Vorfalle das Land erfüllen, daß wieder ein rechtgläubiger christlicher Mann zum Judenthume übergetreten sei. Es liegt in Ew. Gnaden Hand, der heiligen Mutterkirche zwei Seelen zu retten.

Leon lächelte noch immer nicht.

Er beschied Herrn Tukmanyi; er möge nur nach Hause gehen und an Herrn Dumka seine Offerte schreiben; er wolle das Anerbieten nach Möglichkeit unterstützen.

Der Trauernde griff hierauf abermals nach Leon's Hand, um sie zu küssen und an ihm lag es nicht, daß er sie nicht erreichen konnte; Leon hielt sie hochgestreckt empor. Endlich ging der Petent unter fortwährenden Betheuerungen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit wieder seiner Wege, woher er gekommen war; auf dem Rückzuge war er mit bedeutender Selbstzufriedenheit fortwährend bemüht, die vier stachelig abstehenden Spitzen seines Schnurrbartes wenigstens zu dreien zusammenzudrehen.

Leon aber blieb an der Stelle, auf welcher er stand, unbeweglich und es ging ihm der Gedanke im Sinne her-

um: wenn er ein reicher, großer Herr, und dieser Park sein wäre, so wollte er eine Maschine bauen lassen, mit welcher man diesen umgestürzten Baum wieder an seine Stelle in den Boden setzen könnte.

Er hatte sein Glück satt bis zum Ueberdruß. Jedermann schmeichelte dem Fleckchen an ihm, unter welchem er irgend ein Stückchen verborgener Eitelkeit sitzen wähnte. Er sehnte sich danach, daß ihm doch endlich einmal wieder Jemand eine Grobheit sage.

Es fiel ihm ein, daß der Probst nicht bei dem Trauermahle erschienen war. Er hatte sagen lassen, er fühle sich unwohl. Es wäre passend, ihn zu besuchen. Vielleicht weiß der ihm irgend was zu sagen, was bitter schmeckt.

Leon machte sich auf den Weg.

Auf den Nebenwegen des Parkes gelangte er unbemerkt in den Garten der Probstei, wo er Se. Hochwürden auch diesmal antraf. Der geistliche Herr ergötzte sich soeben wieder an seinen zweiunddreißig verschiedenen Pelargoniensorten. Weiter fehlte ihm nichts.

„Hochwürdiger Herr, „Sie haben nicht die Wahrheit gesagt!“ begann Leon. Sie haben sagen lassen, Ihnen sei nicht wohl.“

„Qui bene distinguit, bene docet. „Zu Hause“ fühle ich mich sehr wohl, „anderswo“ aber nicht; nirgends wo

viele Leute beisammen sind und viel gesprochen wird. Ich habe Euch lieb, Dich und die Prinzessin; ich werde Dich lieb haben, selbst wenn Du ein großer Herr geworden sein wirst. Ich bitte mir die Ehre aus, bei Eurer Trauung die kirchlichen Funktionen vollziehen zu dürfen — eine Ehre, die der Probst von Etelvar keinem Andern gönnen mag. Ich habe Recht, hochgeborner Herr, nicht wahr?"

(Der beginnt nun auch schon zu schmeicheln, seitdem er Wind bekommen hat von meinem „großen Glück", dachte Leon und ward recht traurig dabei. Dem küsse ich auch nimmer die Hand.)

„Siehst Du, ich bereite mich sogar schon auf die Festpredigt zu dieser feierlichen Gelegenheit vor, fuhr Pater Timothee fort. Ich bin auf einen sehr schönen Text verfallen. 1. Buch Samuelis, im 10. u. d. f. Versen.

„Ach hochwürdiger Herr, bei mir dürfen Sie nicht voraussetzen, daß ich die Bibel auswendig weiß, wie Rabbi Hirsch Dänemark. Ich glaube fast, diese hochschätzbare Lectüre findet sich nicht einmal in meiner ganzen Bibliothek. Sagen Sie mir nur lieber gleich, wovon der Text handelt."

„Jenun, Hochgeborner Herr, mein theurer Sohn, 1. Samuelis, 10. u. d. f. Verse handeln davon: wie Saul auszog, um seines Vaters Esel zu suchen, und — dafür ein Königreich gefunden hat."

Leon verstand sofort die Anspielung. Das war grob, aber treffend.

„Hochwürdiger Herr!“ erwiderte er indignirt; „der Vergleich mit den Eseln ist ein wenig stark.“

Der Geistliche stellte sich vor ihn hin und sagte:

„Giebt es denn ein unbeholfeneres, frommeres Eselein auf Gottes weiter Welt, als ein Mädchen, welches verkümmert und vergeht um ihrer Treue willen?“

Wenn Leon nichts weiter gesucht hatte, als eine Bitterkeit — die hatte er ausgiebig zu hören bekommen.

Nun durfte er dem Probste getrost wieder die Hand küssen!

Der Mann allein unter den Vielen schien eigens berufen, den Samen der rücksichtslosen Wahrheit zu hegen und zu bewahren, auf daß er nicht ausgerottet werde in der Welt.

Der Schlüssel des Räthsels.

Am dritten Tage nach der Leichenfeier wurde Leon auch schon nach Budapest berufen.

Er kannte den Zweck der Berufung: es erwartete ihn die Obergespans-Würde.

Er nahm sie an.

Am Tage nach seiner Eidesleistung wurde das Testament des Fürsten Maximilian von Etelvar, welches derselbe bei der Abtei St. Martinsberg hinterlegt hatte, eröffnet und publicirt.

Prinzessin Raphaela war zur Universalerbin ernannt.

Aus dem ausgedehnten fürstlichen Besitze war nur ein Stück ausgesondert worden, das eigene Acquisit des Erblassers: die ehemalige Herrschaft Zarkany, welche in ihrem dermaligen Stande mindestens anderthalb Millionen Gulden werth war.

Aus diesem Besitze hatte der Erblasser ein Fidei-commiß errichtet, zu dem Zwecke, daß die Leitung seines Komitats des bisher gewohnten Glanzes und Ansehens auch in Hinkunft nicht entbehren möge. Von diesem Wunsche ausgehend hatte er dieses Fideicommiß Demjenigen hinterlassen, der ihm in der Obergespans-Würde unmittelbar folgen würde.

Hatte es ein Ungefähr also gefügt? Giebt es einen Zufall in der Weltgeschichte und in der Geschichte des öffentlichen Lebens? Oder hängt die Gesammtheit aller Dinge unter einander zusammen und ordnet eine im Geheimen wirkende Hand im vorhinein die Aufeinanderfolge aller Geschehnisse? — Wer mag das ergründen —?

Leon Zarkany war mit einem Male ein reicher Mann geworden, unabhängig, Niemandem verpflichtet, ein Herr; die einstigen ausgedehnten Besitzungen seines Hauses waren ihm wieder zugefallen; und all das, ohne daß seines Namens in irgend einem Testamente auch nur Erwähnung gethan worden wäre.

Nun schied ihn in der That auch nicht eine Stufe mehr von der Prinzessin.

Es stand ihr ebenbürtig zur Seite auf der Höhe der Pyramide.

Der Ehemann vor der Thür.

Der Fürst Oktavian von Nornenstein saß ganz allein in seinem Zimmer und unterhielt sich mit einem eigenthümlichen Spiel. Auf dem Tische vor ihm stand eine Gruppe von Guttaperchaköpfen, die berühmten Männer der Zeit: Napoleon, Papst Pius, Bismarck. Drückte er einen solchen elastischen Kopf von oben nach unten, in der Richtung vom Scheitel nach dem Kinn zusammen, so floß das Gesicht zu einer breiten lachenden Physiognomie mit dem Ausdrucke der Freude auseinander; drückte er dagegen mit den Fingern von beiden Seiten auf die Visage, so nahm dieselbe den Ausdruck der Bestürzung, eine weinerliche, lamentable Miene an. Er zwang die großen Herren, einander Grimassen zu schneiden.

Plötzlich stürmte Jemand ungestüm zur Thür herein.

„Ah! Mit wem habe ich denn da die Ehre? Diese zerzauste Figur, mit dem struppigen Barte, mit dem sonnen-

verbrannten Gesichte, mit der rothen Nase, mit dem ungekräuselten wirren Haare, die mir da um den Hals fällt — die ist doch wohl nicht gar mein Thronerbe, der Prinz Alienor von Nornenstein? — Mein Achilles hat also wirklich nicht nach dem Schwerte gegriffen?"

„Du hast gut reden! Ich aber habe einen Umweg von dreihundert Meilen gemacht, um wieder nach Hause zu kommen; ich bin über Gebirgskämme und Felsengrate geklettert und durch Moräste gewatet, um nicht irgendwo den Deutschen in die Hände zu fallen!" erwiderte Alienor. Dann besah er sich im Spiegel und schreckte in der That vor seinem eigenen Gesichte zurück.

„Warum bist Du denn nicht zur See über Triest gekommen?"

„Was denn! Um mich von den deutschen Kreuzern abfangen zu lassen?"

„Hui, Dir haben die Deutschen einmal gehörig bange gemacht! sprach Oktavian und ließ einen seiner Guttaperchaköpfe gegen Alienor grinsen. Ein wahres Glück, daß Du Dich hierher nach Oesterreich salvirt hast: hier giebt es keine Deutschen."

„Also was seid Ihr denn dann?"

„Eine neutrale Nation."

„Hat sich irgend was ereignet, seitdem ich flüchtig geworden bin?"

„Bagatellen! Die Italiener haben Rom genommen und die Deutschen haben den Napoleon aufgehoben und belagern nunmehr Paris."

„Nun und die Franzosen?"

„Die haben zwei Armeen verloren und seither drei neue in's Feld gestellt, um Paris zu entsetzen. Ohne auf Dich zu warten!"

„Und unsere Verbündeten in Deutschland?"

„Haben durch die Bank das eiserne Krenz für ihre Tapferkeit bekommen."

„Und die Welfen?"

„Die handeln ganz und gar nach Deinen Instructionen."

„Nach meinen Instructionen? Ich habe ihnen doch gar keine überbracht."

„Nun eben; darnach handeln sie nun auch."

„Und Ihr Ungarn, was thut Ihr?

„Wir Ungarn? Fürst Alienor von Nornenstein, geehrter Kompatriote, wir freuen uns, daß wir frieren."

„Daß Ihr frieret?"

„Ja wohl. Wer keinen Mantel hat, der friert."

„Das ist klar."

„Jenun, wir haben keinen Mantel; ohne Mantel kann

man aber nicht in den Krieg ziehen. Darum freuen wir uns darüber, daß wir frieren."

Alienor begriff noch immer nicht.

„Aber die heilige Liga?"

„Die schläft und betet."

„Und General Falbenheim?"

„Der flucht, wenn er nicht schläft."

„Und Pompeja?"

„Welche Pompeja?"

„Meine Frau!"

„Ach ja so, Deine Frau! Habe ich nun doch wirklich geglaubt, Du redest von einer Stadt da unten in Welschland, die der Vesuv verschüttet hat."

„Ist sie hier bei Dir, oder bei ihrem Vater?"

„Bei mir, oder bei ihrem Vater? — Oktavian befühlte alle seine Taschen, ob er sie nicht etwa irgendwo stecken habe. — Bei mir ist sie wahrhaftig nicht."

„Ja, wo ist sie denn?"

„Wahrscheinlich in Paris."

„Und was thut sie denn dort?"

„Vermuthlich was im Augenblicke ganz Paris thut: sie läßt sich belagern."

„Beim blauen Herrgott in Baiern!"

„Laß' doch, laß', mein Sohn. Der ist längst nicht mehr in Baiern!"

„Aber warum hast Du denn Pompeja nicht mit Dir genommen, als Du nach Hause gingest?"

„Ja, weißt Du, mein Sohn, das war so, erwiderte Oktavian und begann mit allen drei Kautschukköpfen zumal Fangball zu spielen: als ich, in Paris angekommen, sah, daß dort keinerlei Gefahr sei, eilte ich nach Brüssel, die Anleihe zum Abschluß zu bringen. Mittlerweile hattet Ihr: nämlich Du und noch Jemand und noch ein dritter Sausewind, Eile, die Mine loszubrennen, während wir noch Alle darauf standen und so flogen wir Alle miteinander in die Luft. Acht Tage später war es mir bereits unmöglich geworden, nach Paris zurückzukehren, um in Deinem Hause heldenmüthig „pro aris et focis" einzustehen. Ich war froh, daß ich mich noch mit knapper Noth einschiffen konnte."

„Warum hast Du denn aber Pompeja nicht geschrieben, sie solle nach Hause kommen?"

„Das habe ich redlich gethan, mein Sohn, ganz wie es meine väterliche Pflicht erheischte."

„Nun und die Antwort?"

„Die Antwort? Ja, die war wahrscheinlich eine Erbswurst, welche die Deutschen in mein Sendschreiben gewickelt.

haben dürften. Es hat zur Stunde seine gewissen Schwierigkeiten, von hier nach Paris zu correspondiren."

„Es ist ja aber ganz unmöglich, daß die Belagerer die Frauen aus der cernirten Stadt nicht herauslassen sollten!"

„Oh, man läßt sie gar sehr heraus. So eben lese ich da, daß die Militärcommandantur von Paris vierzigtausend junge Damen (sonst eine überaus angenehme Bevölkerungsklasse der Weltstadt) zusammenlesen und als ein dermalen äußerst überflüssiges Element in einem Schub zur Stadt hinausexpediren ließ. Ich glaube aber kaum, daß Deine Pompeja auch darunter gewesen sein dürfte. Willst Du Dir nicht die Karrikaturen ansehen, die neuestens aus München eingegangen sind? Du bist auch dabei, und ich desgleichen."

„Was wird sie denn aber nur anfangen, wenn man Paris wirklich belagern sollte?" seufzte Alienor.

„Sie wird Deine Pferde aufessen."

„Willst Du mich mit Deinen Scherzen zur Verzweiflung bringen?"

„Wenn das Scherze sind, so ist ihr eigentlicher Name Galgenhumor. Was soll ich denn eigentlich? Soll ich Dir Trost zusprechen, wie einem zwischen Leben und Tod schwe-

benden Kranken? Oder soll ich Dir gute Rathschläge ertheilen, wie der Armenadvokat seinem ruinirten Klienten?"

„Was soll ich denn nun thun?"

„Organisire Dir ein Freikorps und schlage Dich durch die Cernirungslinie durch."

„Du weißt wohl, daß ich nicht einmal das Knallen eines Champagnerpfropfens hören mag."

„Na dann miethe Dir ein Luftschiff; das ist jetzt das einzige Communicationsmittel zwischen hier und Paris. Auf diesem Wege kannst Du Dir Deine Frau vielleicht herausholen."

„In dieser Weise pflegen zwei Schulknaben mit einander zu discuriren, aber nicht ein Fürst von Nornenstein mit dem andern, nicht ein Vater mit seinem Sohne!"

„Ah! Wir fangen an, in Zorn zu gerathen? Das hätte ich niemals gedacht. Nun was unser „Fürstenthumb angehet", so hat das, kurz und bündig gesagt, der Teufel geholt. Und Du hast ihm den Weg dazu geebnet. Wenn Du aber verlangst, daß wir als Vater und Sohn mit einander discuriren, das kann geschehen. Also: Du erinnerst Dich doch an jenen Brief, den ein ehrsamer Schulmeister in Dresden an seinen Sohn in die Fremde schrieb (steht ja in jedem Kalender); das Schreiben hub also an: „Mein lieber Sohn, Du bist ein großer Esel; ich aber bin Dein Vater."

Ein wunderschöner Ausspruch, der vollständig auf uns Beide paßt: auf mich, weil ich Dir den Rath gegeben habe, Deine Verlobung mit der Prinzessin Raphaela Etelvary aufzulösen; auf Dich, weil Du den Rath befolgt hast. Der Fürst ist gestorben, die ganze ungeheure Erbschaft ist an seine einzige Tochter gefallen. Hättest Du sie geheirathet — Du wärest heute der reichste Mann auf dem Continente bis an die russische Grenze."

„Aber wozu sagst Du mir jetzt das Alles?"

„Tarde post festa — Du hast Recht. Indessen, Du hast nicht gethan, was die nothwendige Consequenz jenes Schrittes war, sondern Du hast den ganzen Plan verdorben, den ich und Andere so meisterhaft concipirt hatten. Derlei Geschöpfe ohne jedweden Willen, wie Du es bist, sind die gefährlichsten Creaturen; man weiß von ihnen „heute" niemals, wessen Willen sie „morgen" vollziehen werden. — Da hilft nun kein Pfaff und kein Segen mehr. Das heißt, der Pfaffe könnte eigentlich doch helfen. Sag' einmal, willst Du einen ernstgemeinten Rath hören, was Du in Deiner jetzigen Lage thun sollst?"

„O, ich bitte recht sehr darum."

„Nun denn: thue Du gar nichts. Lasse Pompeja, wo sie ist, Du kannst Gift darauf nehmen, daß sie Dich betrügt, nicht einmal, sondern hundertmal. Sobald Paris wieder

frei geworden ist, in einer oder der andern Weise, wird Dir ein ganzes Archiv von Beweisen ihrer Untreue zu Gebote stehen. Eine Frau wie Pompeja in einer Stadt wie Paris zu einer Zeit wie die jetzige einem Manne wie Du bist treu bleiben — das ist die bare Unmöglichkeit. Du strengst dann den Scheidungsprozeß an und die Kurie löst Deine Ehe auf Grund des „Si clandestinus“ auf. Dann — ich sage nicht Du sollest die häßliche Prinzessin heirathen, das ist nun nicht mehr nothwendig — sondern Du kehrst dann zur Prinzessin Raphaela zurück. Sie steht allein, ihr stolzer Vater ist nicht mehr am Leben; suche sie zu gewinnen und heirathe sie.“

„Aber ich liebe meine Frau! So bringe mich doch nicht in Wuth!“ schrie Alienor und stampfte zornig mit dem Fuß.

„Ah — Du liebst Deine Frau? Du bist also eifersüchtig bis zum Wahnsinn? Ja das ändert nun freilich die Diagnose. Nun ich kann Dir auch gegen dieses Uebel mit einer Arznei dienen, wenn Du sie nur einnehmen willst. Auch ein sehr ernstes Mittel. Du erinnerst Dich jener Figur, welche Dir unter den Namen Napoleon von Zarkany einige Male in den Weg gelaufen ist? Ja. Nun denn: dieser Mann ist eine der gefährlichsten Gestalten, welche jemals ein Ehemann, der mit einer jungen Frau gesegnet

war, mit scheelen Augen angesehen hat. Der Mann ist dermalen hier in Wien."

„Nun was kümmert er mich dann weiter?"

„Ich weiß wohl, daß es Dir lieb wäre, wenn er Dich nicht zu kümmern hätte. Aber das geht eben nicht an. Die Regierung schickt diesen Menschen in außerordentlicher diplomatischer Mission nach Paris und er bleibt die ganze Belagerung über dort."

„Woher weißt Du das?"

„Er selbst hat es Jemandem erzählt und dieser Jemand hat mir die Nachricht gebracht."

„Dann werde ich ein Narr!"

„Das ist nicht dasjenige, was Du zu thun hast. Wenn Du Pompeja in der That so über alle Maßen liebst, wenn Du in der That eifersüchtig bist bis zum Wahnsinn, so wirst Du Folgendes thun: Du suchst Napoleon Zarkany auf und sagst zu ihm: „Mein Herr, Sie reisen jetzt in jene Stadt, wo meine Frau wohnt, und wohin ich nicht gelangen kann. Bevor Sie reisen, wollen wir indessen noch eine Kleinigkeit ordnen mit einander. Wir wollen hier in meinen Hut unsere Karten legen, sie durcheinander schütteln und dann den Hut umstülpen. Wessen Karte zu unterst zu liegen kommt, der wird sich an einem bestimmten Tage eine Kugel in den Kopf schießen. Man nennt das ein amerika-

nisches Duell.“ Da hast Du dann eine zweifache Chance. Entweder es fällt Deine Karte zu unterst — dann bist Du auf dem kürzesten Wege allen Kummers ledig; Du wirst überdies ein sehr schönes Leichenbegängniß haben. Oder aber es kommt Zarkany's Name nach unten zu liegen — dann laß' Du ihn nur ganz unbesorgt nach Paris reisen. Du kannst dessen sicher sein, daß er alle Hofmacher von Pompeja's Seite scheuchen wird, während er selber — mit einem Fuße im Grabe — ganz gewiß kein gefährlicher Nebenbuhler mehr ist und sich am vorherbestimmten Tage ganz nach Deinem Wunsche todtschießt. Sonst weiß ich keinen ernsthaften Rath. Steht Dir aber der nicht an, so ist's mir noch lieber, denn dann ist Dein Uebel nicht so gefährlich als Du behauptest; dann bist Du weder verliebt noch eifersüchtig und ich gebe mich ganz und gar zufrieden.“

Alienor reichte seinem Papa die Hand (sie war kalt wie Marmor und weich wie Schwamm) und sagte:

„Ich nehme Deinen Rath an.“

Damit faßte er seinen Hut und ging, um Leon Zarkany aufzusuchen.

Trost.

Alienor traf Leon in seiner Wohnung und allein.

Leon eilte Alienor, sobald er ihn erblickte, mit jener ungeheuchelten Freude entgegen in welcher so unverkennbar ausgedrückt liegt, daß uns einem Manne, als Gatten, gegenüber keinerlei Selbstanklage die Seele beschwert. Leon konnte seinem Gaste frei die Hand reichen.

Alienor nahm sie auch ohne Zaudern an und erwiderte den Druck derselben mit beiden Händen.

Dann begann er in ernstem, verständlichem Tone zu reden:

„Lieber Leon! Ich komme in einer ganz eigenthümlichen Sache zu Dir. Alle Welt weiß, daß ein gutes Stück Narrheit in mir steckt; ich habe ja immer selber meine Freude gehabt an allerlei Streichen, und habe daraus auch niemals ein Hehl gemacht. Du warst dagegen stets dafür bekannt, daß Du gar viel Verstand hast. Daher war ich auch, so oft sich unsere Wege kreuzten, jedesmal eine fertige Beute für Dich. Du hast das Duell, welches ich in meiner Narrheit ausgeheckt hatte, vereitelt; Du hattest den Vortheil hie-

von und ich ward Dir tief verpflichtet. Du hast Dein Spiel mit mir getrieben, hast mir einen Schabernak um den andern angethan, immer aber so, daß obendrein noch ich Dir dankbar sein mußte für einen neuerlichen Beweis von Freundschaft, etwa wie der Delinquent sich bedanken muß für die „gnädige Strafe“. Du hast mich auf dem Gebiete der Diplomatie, wo ich mich für versirt und Dich für einen Neuling hielt, zu Schanden gemacht. — Du hast recht gethan; Du warst vollkommen befugt dazu; ich beklage mich nicht darüber. Ich nehme all' das in der Weise hin, als ob Du mich auf der Rennbahn geschlagen, oder im Börsenspiel herumgekriegt hättest. Das ist durchweg Alles Spaß; wir wollen darüber lachen, recht vom Herzen lachen. Allein einen Punkt giebt es in meinem Herzen, in diesem gefühllosen Kautschuk-Herzen, der schmerzt. Ich habe eine Frau, und ich bin — eifersüchtig auf Dich! Es ist eine Narrheit, es ist Wahnsinn von mir — aber ich kann nicht dafür; Es schmerzt. Es ist nicht anders, als wenn dem Einen die Leber weh thut, während der Andere keinerlei Beschwerde empfindet. Es ist eben eine Krankheit bei mir!“

„Und wie bist Du denn zu dieser Krankheit gekommen?“

„Jenun: ich kenne meine Frau. Sie ist eitel, kokett, gefallsüchtig, vielleicht sogar leichtfertig. Klatschereien und Einflüsterungen, die mir gute Freunde, Verwandte, mein

Vater selbst zuzutragen eifrig genug bemüht waren, haben mir das Uebel eingeimpft; und der Verdacht ist so gefährlich, wie das Blatterncontagium; man braucht nur mit dem Gewande daran zu streifen, um auch schon von der Seuche ergriffen zu werden. Ich habe wohlwollende Freunde, die ab und zu allerlei beißende Bemerkungen von einem unterbrochenen Rendezvous fallen lassen; — damals als Du so plötzlich Paris verlassen mußtest . . . ."

„Das würde ja aber gerade gegen die Verleumdung beweisen, wenn es irgendwie begründet wäre. Es ist aber überhaupt nicht begründet. Deine Frau ist eine große Intriguantin, das ist wahr; allein sie spinnt ihre Intriguen nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen. Sie wollte mir einfach diplomatische Geheimnisse herauslocken, und ich — ich habe Deine Frau betrogen, niemals aber Dich."

„Vielleicht bisher nicht. Doch das unterbrochene Spiel könnte immerhin eine Fortsetzung haben. Du gehst in außerordentlicher Mission nach Paris zurück."

„Glaube doch das nicht!"

„Du hast es ja selbst gesagt."

„Dann glaube es zweimal nicht!"

„Ich habe es von meinem Vater."

„Ei dann glaube es dreimal nicht!"

„Leon!"

„Kann ich denn jemals einem Menschen ein wahres Wort sagen, von dem ich weiß, daß er ein Spion Deines Vaters ist? Und wenn er mich nichts weiter fragen wollte, als wie ich heiße — würde ich ihm nicht den nächstbesten fremden Namen sagen, der mir eben einfiele? Du kennst mein tadelsüchtiges Naturell; Du weißt, daß ich gerne alle Welt zum Besten halte. Ich binde den Leuten Märchen auf, rein nur um mich an ihrer Verwunderung zu ergötzen."

„Leon, ich bitte Dich, halte mich doch nicht zum Narren, Ich kranke wahrhaftig, und zwar recht sehr, an dem Uebel, das ich Dir genannt habe. Mein Vater hat mir den Rath gegeben, ich solle hieher, zu Dir gehen und Dich zu einem amerikanischen Duell fordern. Ich bin auch wirklich in dieser Absicht gekommen — allein jetzt, da ich Dir Aug in Aug gegenüberstehe, fehlt es mir an Seelenstärke dazu. Ich bin's nicht im Stande, so bittern Haß gegen Dich zu fassen, daß ich Dich mit zerschmettertem Kopfe vor mir sehen möchte, und habe auch nicht Muth genug, die Waffe gegen meine eigene Stirn zu kehren. Aber Eines vermag ich über mich: mich vor Dich hinzustellen, die Augen zu schließen und Dir zu sagen: „Da schieß' her!" Deshalb fordere ich Dich nun auf: sage mir die Wahrheit! Bist Du im Begriffe, nach Paris zu gehen? Wenn ja, so wollen wir mit unseren Sekundanten reden. Und dann bitte ich Dich nur

um Eines: triff mich gut; denn ohne daß Du mich tödtest, gehst Du nicht von hinnen."

Leon dauerte der Mann.

„Nun denn, um Dich zu überzeugen, daß ich, selbst wenn ich wollte, nicht nach Paris gehen könnte: sieh' Dir diese Urkunde an. Ich bin zum Obergespan ernannt. Als solcher muß ich doch wohl in meinem Komitate bleiben und kann nicht zu gleicher Zeit als diplomatischer Emissär in Paris thätig sein."

Alienor las das Dokument Zeile für Zeile durch und begann neu aufzuleben. Gleichwohl konnte ihm Leon vom Gesicht absehen, daß er noch immer Skrupel habe.

„Ich will Dir noch mehr sagen. Ich bin seit gestern verlobt."

„Mit wem?"

„Vielleicht erkennst Du meine Braut, wenn ich Dir ihr Porträt zeige. Sie hat es mir soeben als angenehme Ueberraschung zugeschickt."

Er öffnete ein Maroquin-Etui und zeigte Alienor ein Miniaturbild, ein herrliches Aquarell-Gemälde, welches eine wunderschöne Dame in weißem Gewande darstellte.

Alienor rief in wahrhaft kindlicher Freude aus:

„Raphaela Etelvary!"

(Ja wohl Prinzessin Raphaela Etelvary hatte ihre

tiefe Trauer für kurze Zeit abgelegt, um sich in dem weißen Costüm porträtiren zu lassen, in welchem Leon damals als neugewählter Abgeordneter sie gesehen hatte, und ihm mit dem Bilde eine Ueberraschung zu bereiten.)

Und nun flog Alienor, wie außer sich, Leon an den Hals, umarmte und küßte ihn, und faßte mit Innigkeit seine beiden Hände.

„Lieber Freund, Du mein einziger wahrer Freund auf dieser Welt, nimm meine aufrichtigen, meine wärmsten Glückwünsche. Sei glücklich, recht glücklich mit ihr!"

Leon sah, welch' unendliche Freude er ihm bereitet hatte. Er wollte seine Glückseligkeit vollständig machen.

„Nun darfst Du mir doch wohl glauben, daß ich nicht daran denke, zu Deiner Frau zu reisen. Aber Du mußt auch noch die Ueberzeugung gewinnen, daß Deine Frau mich ganz und gar nicht erwartet, daß sie überhaupt Niemanden erwartet, außer Dich, und wozu sie Dich erwartet. Geh' in's Ministerium des Auswärtigen; dort liegen für Dich drei Briefe von Deiner Frau, von außen mit der Klausel versehen, daß sie zu Deinen eigenen Händen abzugeben seien. Unsere Couriere haben sie überbracht, und Deine Frau hat sie dieselben zuvor lesen lassen, um sie zu vergewissern, daß darin nicht von Staatsgeheimnissen die Rede sei. Die Briefe werden Dich ganz und gar glückselig machen.

Alienor erwischte bei diesen Worten Leons Hut anstatt des seinigen und stürmte, hinter sich her nach allen Seiten grüßend, unaufhaltsam zur Thür hinaus; unten auf der Gasse stürzte er mit solcher Hast auf den Schlag seines Wagens los, daß die Fenster in Stücken in's Coupé hineinklirrten.

Leon blieb tief in Gedanken zurück, die Augen unverwandt sinnend auf jenes Porträt geheftet. Jener winzige, von haarfeiner Triebfeder bewegte Mechanismus in seinem Innern tickte ihm unruhig und unabläßig in's Ohr:

„Diese miserable, schale, allenthalben zum Gelächter gewordene Figur ist ein besserer Mensch als Du; er hat ein Herz — Du aber hast keines. Hätte er dieses Mädchen zur Gattin genommen, er wäre glücklich geworden sammt ihr. — Weshalb hast Du diese Verbindung gehindert?"

Alienor fühlte sich durch jene drei Briefe — die in drei verschiedenen Monaten für ihn eingelangt waren, — vollends in die Reihen der Seligen verzückt. Sie kündeten ihm gar wundersame Geheimnisse, wie nur die Gattin dem Gatten sie zu künden vermag, Geheimnisse, die mit einem Male alle Eifersucht, allen Verdacht auslöschten in seinem Herzen und an ihrer Statt Glückseligkeit erweckten und Hoffnung und Stolz.

Wer konnte jetzt noch mit ihm reden!

Er stürmte mit seinen Briefen direct zu Papa Oktavian,

zurück. Er stürzte in dessen Zimmer mit einer Hast, daß der Standesherr sich versah, er werde im nächsten Augenblicke ihn selber zum Duell fordern.

Schon von der Thür aus rief er in's Zimmer hinein:

„Es ist nicht wahr! Es ist Alles Lüge, was Du mir gesagt hast! Nicht ein Wort davon ist wahr! Da sind die Briefe! Lies! den da — und dann diesen hier! (Damit riß er sie aber dem Papa sofort wieder ungelesen aus der Hand und steckte sie in die Tasche.) Pompeja ist ein Engel. Du aber, Du bist ein verleumderischer Satan!“

Oktavian war stumm und starr vor Erstaunen. Er nahm seine große Meerschaumpfeife zur Hand und stopfte sie mit Tabak. Dann, als ihn Alienor endlich zu Worte kommen ließ, der ihn eine geraume Weile in einem Athem einen Teufel und einen Satan schalt, und gleich darauf wieder flehentlich bat, ihm doch einen hervorragenden „Spezial“-Arzt in Paris zu empfehlen und endlich ihn gar beschwor, ob denn das fortwährende Kanoniren Frauen unter gewissen Verhältnissen nicht etwa nachtheilig werden könne? — als ihn also Alienor zu Worte kommen ließ, sagte er:

„Alienor mein Sohn, ich ziehe meinen Ausspruch zurück, den ich zuvor dem Dresdner Schuster entlehnt habe. Du bist zwar noch immer, was Du bist, ich aber bin nicht der Vater dessen, der Du bist.“

Zauberische Nächte.

Leon brachte die Octobertage im Schlosse zu Etelvar zu. Eine Tante Raphaela's von mütterlicher Seite stand einstweilen dem Amte der Hausfrau vor, bis der Tag der Vermählung herangekommen sein würde.

In Raphaela's Gemüth war eine große Veränderung vor sich gegangen. Aller Stolz war verschwunden; sie war leutselig und sanft und anhänglich. Und all' das hatte sich durchaus nicht gewaltsam also in ihr gestaltet; man wurde eben nur gewahr, wie sie sich der unwiderstehlichen Gewalt ergab, welche ein willensstarker Mann auf die Frau übt.

Ihre Seelenstimmung entfaltete in diesen Tagen die volle regenbogengleiche Farbenpracht ihres poetisch angelegten Wesens. Aus der kalten, Huldigung gebietenden Gestalt (die Eisjungfrau hatte Pompeja sie genannt) war ein Vertrauen lispelndes Geschöpf geworden; ihre Verschlossenheit

war aufgethaut und hatte einer gewissen, echt weiblichen, mit naiver Neugierde verbundenen Mittheilsamkeit Raum gegeben. Sie fand Vergnügen und Wonne in der Natur, in den Kleinlichkeiten des häuslichen Lebens, die sie sonst gar nicht beachtet hatte. Sie konnte sich über abstracte politische Begriffe erwärmen, welche die Frauen insolange gar nicht beachten, als sie nicht als die Staffage einer geliebten Mannesgestalt in concreter Form vor sie hintreten.

Leon mußte sie mit seinem ganzen bisherigen Leben bekannt machen und sie duldete in dieser Schilderung keine Lücke; andererseits enthüllte auch sie ihm all das Wenige, was sie bisher an Herzensgeheimnissen bewahrt hatte, insbesondere all Dasjenige, was auf Leon selbst Bezug hatte.

Die mondhellen Herbstnächte sind so lange! Der Vollmond ist Sommer und Winter so gütig, immer gerade dann aufzugehen, wann die Sonne untergeht.

Die gute Tante, die den Romanen der Neuzeit keinen Geschmack abzugewinnen wußte, legte regelmäßig an ihrem eigenen kleinen Tischchen ihre grande patience, wahrscheinlich um zu erkunden, ob „sie" denn auch glücklich sein werden. „Sie" aber wandelten indessen Arm in Arm um die große Blumenrotunde herum, deren Peripherie Raphaela eines Tages abgeschritten hatte. Diese Stunde fiel ihr auch jetzt wieder ein! Ab und zu haftete ein abgefallenes Platanen-

blatt an den Falten ihres Gewandes und geleitete sie raschelnd auf ihrem Gange, als ob es ihr seinen Abschied zuflüstern wollte im Namen all der anderen getreuen Baumblätter, die damals jenem kühnen Mädchen so laut ihre Mißbilligung entgegengerauscht hatten. Und ab und zu nahm wieder der Abendwind ein Blättchen auf seine Schwingen, so daß es Leon gleich einem Nachtfalter umflatterte, als ob es sagen wollte: „Wirf doch das dürre Blatt unter uns, das Du noch immer auf Deiner Brust trägst; wirf es zu uns Todten! Was soll es denn fortan an jener Stelle?"

Die Nacht war still und mild und die Prinzessin sprach:

„Jemand könnte es bezeugen, — wenn sie hier wäre — wie viel, wie oft wir von Ihnen gesprochen haben, Tag für Tag; wie wir Ihre Tollkühnheit verlästert, wie sehnlich wir Ihren Triumph gewünscht haben! Wie wir Prophezeiungen ausgesprochen und dann ängstlich geharrt haben, ob sie denn auch in Erfüllung gehen werden? Wie wir an dem großen Altarteppich gestickt und dabei von dem Ideale eines Mannes gesprochen haben, wie es nirgends zu finden sei, von einem Manne, vor dem ich — Furcht haben könnte. Wie wir in Madame Corysandens Album Ihre vier verschiedenen Portraits betrachteten und riethen, welches wohl das wahre sei? Wie wir dann Ihre berühmte Polemik mit dem Verfasser des „Mene Tekel" lasen und mit einem Male

den Verfasser der gegnerischen Flugschrift erkannten. Das ist der wahre, der richtige Leon! Der andere ist nur eine Maske! O ich habe damals sofort herausgefunden, wer Sie sind und wer Sie sein werden. Und dann, als wir die Fahne für den Wahlumzug stickten und eine Probe-Abstimmung in Scene setzten, wer gewählt werden würde. Von vier Stickerinnen stimmten drei für Sie; und die Eine, die gegen Sie stimmte — war wahrhaftig nicht ich. Und als Sie dann ankamen, an jenem unbeschreiblich erscheinungsreichen Abende, und gleich einem Zauberer ein ganzes Heer von Volk nach sich einherzogen, das sie mit dem Glanze abgöttischer Verehrung umwob! Wie erbebte ich vor Ihnen schon damals! Und dann, an der Bahre meiner armen guten Mutter, als ich nicht weinen konnte und bei dem Rollen jedes anlangenden Wagens lauschte, ob der nicht komme, der mir meine Thränen brächte? Und dann kam er — aber nicht Derjenige, den ich erwartete . . . .“

Hier unterbrach Raphaela ihre süßen Geständnisse; was da weiter gefolgt war, konnte nur schmerzliche, ärgerliche Erinnerungen erwecken. Und dann sahen sie noch nach den Sternen, die vom Firmamente niederfielen.

An einer Stelle der Rotunde blieb Raphaela stehen. Hier war es, wo sie die erschütternde Nachricht empfangen hatte, ihr Vater liege im Sterben.

„Und deshalb habe ich meinen guten Vater verloren!“ — seufzte sie tief auf. „Und noch Jemanden habe ich verloren! Mein liebes, kleines, blauäugiges Mädchen! Warum hat sie uns denn nur verlassen? Was konnte sie nur so sehr erschrecken? Warum ist sie doch jetzt nicht hier, damit sie unsere Freude theilen könnte? Damit ich nicht Alles und Jedes allein sagen müßte, damit ich mich auf sie berufen könnte: „Nicht wahr, Kleine, so ist's gewesen?“ — Meine arme Kleine! Wo sie wohl jetzt leben mag? Wohin ist sie doch gerathen, was ist aus ihr geworden? Ob sie nur auch das tägliche Brot hat? Und — wie gewinnt sie dasselbe? Sie war gewohnt, mit mir von einem Teller zu essen und bei jeder Mahlzeit verwechselten wir unsere Bestecke —!“

Es war gut, daß der Mond eben durch eine Wolke verdeckt war, so daß Raphaela während dieser Rede Leons Gesichtszüge nicht sehen konnte.

Was mußte er leiden!

Und Raphaela kam ewig nicht ab von dem Thema. Es hatte ihr längst das Herz bedrückt und Niemand war dagewesen, gegen den sie sich hätte aussprechen mögen.

„Ich vermag nicht vollkommen glücklich zu sein bei dem Gedanken, daß sie unglücklich ist. Ich habe versucht sie zu hassen; aber das wuchtete mir dann auf der Seele wie Sünden-

last. Warum konnte sie denn meinen Vater nicht so lieben, wie ich es gewollt habe? Warum konnte sie nicht glücklich sein an seiner Seite? Und wenn sie einen andern Mann liebte, warum machte sie vor mir ein Geheimniß daraus? Ich vermochte es ihr nicht zu verheimlichen, daß ich Ihnen böse sei. Wenn sie ihn wenigstens verläumdet, geschmäht hätte, der sie im Herzen interessirte; ich würde dann gewußt haben: „Aha, Du bist auch so, wie ich!" Aber sie schwieg. Ihre Lippen, ihr Auge, ihr Lächeln waren ebenso viele Geheimnisse vor mir. — Wissen Sie nichts von ihr?"

„Ich weiß nicht, wo sie ist," erwiderte Leon. Er hatte im strengen Sinne des Wortes die Wahrheit gesagt: er trug den Brief, der Livia's Adresse enthielt, noch immer unerbrochen bei sich. Aber er trug ihn bei sich.

„Oh forschen Sie ihr doch nach, Leon, finden Sie sie auf, Sie sind ja so gewandt. Sie wird zu Ihnen vielleicht mehr Vertrauen haben, als zu mir. Fragen Sie sie, was sie denn schmerzt? Was Sie von hinnen getrieben hat? Wenn sie Jemanden liebt, und Sie erfahren, daß er ihrer würdig, aber vielleicht erst am Beginne seiner Laufbahn, materiell nicht in der Lage ist, sie glücklich zu machen, so machen Sie Mittel und Wege ausfindig, ihn vorwärtszubringen. Sie haben bereits gewaltigen Einfluß, Sie verstehen es, Jemanden mit Zartsinn zu fördern, ohne sein

Selbstgefühl zu verletzen. Und wenn der Mann unglücklich sein sollte, wenn er vielleicht eines Jugendfehltrittes wegen — ich habe von ähnlichen Fällen schon gehört, — etwa einer leichtsinnigen Fälschung wegen zu vieljährigem Gefängnisse verurtheilt wäre, — ich habe auch daran schon gedacht; ich erinnere mich eines Falles, daß der Geliebte eines jungen Mädchens wegen Banknotenfälschung zu zehnjähriger Kerkerhaft verurtheilt wurde, und sie wartete auf ihn als seine Braut zehn Jahre lang, und heute ist er ein ausgezeichneter, ein wackerer Staatsbeamter und seine Familie ist glücklich. — Wie wenn Livia ein ähnliches Geheimniß hätte? Befreien Sie ihn. Sie dürfen jetzt an höchster Stelle um Alles bitten. — Man liebt Sie. — Erwirken Sie seine Begnadigung."

(Ach daß er doch um Gnade für ihn bitten könnte! Aber für die Fälschung, die er begangen, ertheilt kein König Amnestie!)

„Ich will Ihnen sagen, wie ich auf den Gedanken verfallen bin, daß Sie vielleicht einen Mann liebt, der sie aus einem derartigen Grunde nicht heirathen kann. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sie vor ihrer Entfernung früh Morgens zur Beichte gegangen war. Das hat der Probst selber erzählt; was sie ihm aber gebeichtet hat, das kann er nicht offenbaren. Selber hat dieses Mädchen keine Sünde

begangen; sie kann nur gebeichtet haben, daß sie einen Sünder liebe. Meinen Sie nicht auch?"

„Jawohl . . . . ."

„Sollte aber der Grund ihres räthselhaften Verschwindens derjenige sein, den meine gute Mutter von ihr angenommen hat: Schwärmerei für das Ueberirdische, jungfräuliche Scheu vor der irdischen Glückseligkeit, so sagen Sie ihr, sie möge getrost wiederkehren; Derjenige, dessen Liebe sie von hier vertrieben hat, ist todt . . ."

(. . . Wäre e r doch lieber todt!)

„Sagen Sie ihr, daß die Stellung, die meine gute Mutter in ihrem Testamente für sie bestimmt hat, die Würde einer Aebtissin, noch immer aufbewahrt sei, daß ihr die Bahn offen stehe, wenn sie ihr Glück nur im Himmlischen suchen wolle. Sagen Sie ihr das."

(„Er" sollte ihr das sagen!)

Ein gespenstiger Dämon umschwirrte das lustwandelnde Paar in Gestalt eines Nachtfalters, die im Dunkel so gerne die Häupter der Menschen umflattern. Leon schlug mit seinem Stocke nach dem geflügelten Gespenste, daß es aus der Luft niedertaumelte.

„Ach, tödten Sie das Thier nicht!" rief Raphaela und hielt Leon zurück, der den Käfer zertreten wollte. Wie, wenn er einen Gefährten hätte!"

Leon fühlte einen Schauder durch alle seine Nerven gehen. Raphaela kam wieder auf den unterbrochenen Ideengang zurück.

„Sie werden jetzt häufig in Budapest und in Wien verweilen; forschen Sie ihr nach. Ein Mädchen wie Livia kann ja nicht spurlos verschwinden. — Und dann lassen Sie mich auch das leiseste Anzeichen wissen, welches auf ihre Spur führt, lassen Sie mich Alles wissen, was Sie über sie erfahren, selbst wenn es traurig, wenn es niederschlagend wäre. Nur Eines Eines nicht — wenn Sie etwas von ihr erfahren würden, was — Gott verhüte es! — ich mag es nicht aussprechen, was für mich eine bösere Kunde wäre, als die Nachricht, daß sie gestorben sei. Ich weiß nicht, was es ist, aber man sagt, es gäbe Frauen in der Welt, die — nicht stolz sind. Ich begreife die Möglichkeit dessen nicht, ich sehe die Ursache nicht ab. Wenn Sie sie dessen unwürdig fänden, daß ich mich ihrer erinnere, dann . . . sagen Sie mir nichts davon; antworten Sie mir auf meine Erkundigung: ich habe sie nicht gefunden!“

Welch eine entsetzliche Aufgabe! Wenn er Raphaelen antworten würde, er habe die Verlorene nicht gefunden, so würde das so viel bedeuten, als Livia sei jener Reinheit verlustig gegangen, die sie würdig macht, daß die stolzen Frauen ihrer gedenken. Sein Schweigen würde dieses Mädchen verdammen!

„Doch, nicht wahr, das ist ja unmöglich? Unmöglich! Sagen Sie doch, daß es unmöglich ist.“

Die Uhr des Schloßthurmes antwortete an Leons Statt. Zwölf tief dröhnende Schläge zitterten durch die Luft. Als sie verklungen waren, gab der Carillon des Uhrwerkes nochmals die vier Viertel auf fünf harmonisch gestimmten Metallglocken an. Es war Mitternacht geworden.

Die Stunden der Glückseligkeit schwinden so rasch.

„Die arme gute Tante langweilt sich wohl zu Tode. Wenn wenigstens Madame Corysande hier wäre. Morgen besprechen wir Weiteres über die Sache. Jetzt wollen wir einander gute Nacht sagen.“

Leon blieb noch lange an der Stelle stehen und blickte der rasch dahinschwebenden Gestalt nach.

„Dir, Du reine Seele, gute Nacht!“

An der Treppe des Schlosses angelangt, blickte Raphaela zurück und sah Leon noch immer an der Stelle stehen. Sie eilte zu ihm zurück.

Sie reichte ihm die Hand.

Leon warf den Hut vom Kopfe, beugte das Knie und küßte diese Hand wie die einer Heiligen.

Raphaela aber küßte den Jüngling auf die Stirn.

„Das hatten wir vergessen, nicht wahr?“

Hangen und Bangen.

Was nun aber weiter?

Nunmehr stand Leon der unlöslichen Frage Aug' in Aug' gegenüben.

Er hatte die Höhe erreicht, die er angestrebt hatte.

Als ob er es gewesen wäre, der den Stein der Weisen erfunden: das Glück streute ihm seine Gaben mit vollen Händen in den Schooß, und doch war, was er empfing, kein Geschenk, kein blindes Glück, es war durch die schweren Mühen eines mannhaften Kampfes wohlverdienter Lohn, sauer errungene Vergeltung. Seinen Rang hatte er seinem Kopfe, seinen Kenntnissen, seiner Tüchtigkeit zu danken; sein Vermögen seiner erprobten Treue; die Neigung seiner Dame seinem echt mannhaften Charakter.

Konnte er, was er also verdient, also gewonnen hatte, von sich weisen?

Durfte er aber auch behalten, was er gewonnen hatte?

Freilich, wenn er den kalten, nüchternen Verstand um Rath fragen wollte, was er thun, ob er sein kolossales Glück in seiner ganzen Größe hinnehmen solle: die Bannerherrnwürde, die glanzvollen Auszeichnungen, das stattliche Vermögen und das Herz der schönen, vornehmen Dame? — oder ob er einem armen, kleinen Näthermädchen Treue halten solle, dem er vor Jahren einmal ein einfaches, dünnes Ringelchen gegeben, und welches diesen schwachen Reifen nicht für eine Fürstenkrone vertauschen mochte und nicht für alle Reichthümer, die nunmehr sein werden sollten, — wenn er den nüchternen Verstand um Rath fragen wollte, würde er ihm nicht sagen: Ja, willst du mich denn ganz und gar verlieren? Wie mag man denn eine solche Frage auch nur stellen? Seitdem die Welt durch Forderungen und durch Pflichten regiert wird, ist das Gedächtniß eines Mädchenherzens die letzte aller Forderungen, und das Versprechen eines Mannes die letzte aller Verpflichtungen. Männerwort wird jeden Tag, in allen Zonen der Erde gebrochen. Wer es unter solchen Umständen für eine Ehrensache erachten wollte, sein gegebenes Wort einzulösen, den würde die ganze bekannte Welt für einen Sonderling, für einen wundersamen Narren verschreien. Raphaela liebt dich, sie liebt dich in der That um deiner selbst willen. In ihrer Liebe ist auch

nicht ein Schatten von Eitelkeit, von Stolz. Sie steht noch zur Stunde über dir und sie hat dich auch damals geliebt, als du tief unter ihr standest. Sie hat dich geliebt, als du ein verspotteter, verkannter, vielgeschmähter Mensch warst. Sie hat dir unzähligemale die Hand gereicht, um dich emporzuheben.

Und so — raisonnirte der kalte, nüchterne Verstand weiter — wenn sie nicht fürstlichen Ranges, nicht reich, wenn sie nichts weiter wäre, als ein Weib, wenn sie in diesem Augenblicke aus dem Meeresschaume geboren aus den Wogen tauchte, — sie wäre selbst dann noch immer der vollkommenste Inbegriff des weiblichen Ideals, ein Weib, vor dem jede andere Erscheinung verblassen muß, um dessentwillen der Mann alle Welt vergessen muß, den ihr Lächeln in die Reihen der Seligen erhebt. Sie bringt dir aber mit ihrer Hand zugleich ein fürstliches Vermögen zu. Im Besitze desselben wirst du ein Wohlthäter des Volkes sein, wirst die aufstrebenden Kräfte deiner Nation hegen und fördern, deiner Hände Spur wird als lebendes Denkmal erhalten bleiben in der Geschichte deines Vaterlandes. Wie viel Gutes, wie viel Großes wirst du zu vollbringen vermögen! Und nun — denke dir den entgegengesetzten Fall. Wenn du den Plan vereiteln wolltest, den dein verklärter Wohlthäter gefaßt hat, müßte damit nicht auch alles Uebrige in Trümmer

gehen, was auf diesen Plan weiter aufgebaut ward? Könntest du Obergespan bleiben, wenn du Raphaela Etelvary's Hand ausschlagen und an ihrer Statt ein unbekanntes, namenloses Mädchen heimführen wolltest? Könntest du das Vermögen behalten, das der Fürst dir hinterlassen hat? Würde man dich nicht allenthalben verlachen, würden nicht alle Thüren sich dir verschließen, würdest du nicht das Weib selbst, das du dir zur Gattin erkoren, zum unglücklichsten Geschöpfe machen? So wirst du ihr ohne Frage Schmerz verursachen — doch der schwindet mit der Zeit! Es ist ein seltener Fall, daß ein Mädchen den Tod hat von derlei. Hast du hiefür nicht in der Geschichte deiner eigenen Familie einen Beleg? Wo Leid ist, wird auch der Trost nicht fehlen. Und was Fürst Maximilian von Etelvar deiner Familie gewesen ist, das kannst du dereinst der Familie Liviens sein: ihr geheimer Wohlthäter, ihr schützender Genius, ihre Vorsehung auf Erden. Steig hinan zum irdischen Paradiese und nimm deine Verklärung hin!

Allein, wenn eine Seele kanonisirt werden soll, erscheint auch der Advocatus diaboli — der Anwalt des Teufels — vor den Schranken und macht alle die Sünden geltend, die den Verstorbenen nicht eingehen lassen durch die Pforten des Himmelreiches.

„Kannst du denn aber auch Raphaelen dein Herz mit

dem Geheimnisse schenken, daß es einst Livien Eigen gewesen? — Nicht „gewesen", es ist noch zur Stunde ihr Eigen. Willst du zittern bei jeder Umarmung? Willst du das Weib betrügen, das du liebst wie eine gute leibliche Schwester, das du anbetest wie eine Heilige?! Ihr das verhängnißvolle Geheimniß verschweigen, daß Derjenige, um dessentwillen der Liebling ihres Herzens sein Asyl, seine Wohlthäter, all' die Macht und Herrlichkeit, die ihm geboten wurde, die ganze Welt verlassen hat, — daß dieser Mann eben du selber warst! Und dann jedesmal, so oft Raphaela fragt: „Was ist aus Livien geworden?" mit marmorgleichem Gesicht antworten: „Ich weiß nichts von ihr!" Und mit diesem Geheimnisse im Herzen an ihrer Seite leben bis zum Tode, bis endlich zwei Gestalten aus euch Beiden werden, wie es Fürst Maximilian und Fürstin Madeleine waren: das Eine in ein Palais eingeschlossen, das Andere in ein anderes!

Hat denn die Welt Schätze, hat aller Ruhm Strahlen genug, um für ein solches Leben zu entschädigen?

Und endlich . . . . Es giebt ein Element, welches höher steht, als Alles in der Welt, welches der Herr des nüchternen Verstandes, der siegbare Gegner der Logik, der Tyrann der Könige und Völker ist, das da Leben giebt und Leben nimmt und keine Gnade gewährt; vor ihm ist die Mathesis keine Wissenschaft: es multiplizirt Nichts mit Nichts und das

Produkt ist Alles; vor ihm ist die Stärke keine Macht und die Wahrheit nicht Gesetz; es zeugt die Sünde wie die Tugend und kennt keinen Unterschied zwischen beiden. Dieses weltzerstörende und welterhabene Element heißt — die Liebe!"

Leon liebte Livien.

Alle Gedanken seiner Seele waren voll seiner Liebe zu ihr. An sie hatte er gedacht, als er mit Königen und Staatsmännern um Krieg und Frieden handelte; an sie dachte er, als er verherrlicht, gepriesen im Angesichte des Volkes stand; an sie dachte er, wenn er mit Anspannung seiner ganzen Seele arbeitete, an sie, wenn er einen ersparten Heller bei Seite legte. Selbst als der glühende Hauch, der verführerische Athem eines verliebten Weibes in seinem Antlitze brannte, selbst da dachte er an sie!

Wie sollte er sie nun vergessen können?

Vergessen für immer gleich einem nimmer wiederkehrenden Traumbilde.

Oder sollte er sie nur für eine Zeit vergessen und dann wieder von ihr träumen, alle Tage seines Lebens von ihr träumen? Sollte er im Schlafe das Weib bestehlen, dem er wachend Treue geschworen? Insgeheim auf die Verschwundene lauern? Weinen um sie, so oft er allein wäre und dann, wenn man ihn fragen würde, weshalb seine Augen so verweint seien, zur Antwort geben: „Nicht doch!

Ich habe ja gelacht.“ Sollte er brennen vor Eifersucht und den Mann hassen, der etwa kommen könnte, die Verlassene zu trösten? Ihn verfolgen und das Weib von seiner Seite locken, das kraft des Rechtes der Liebe noch immer ihm angehört und dann den Mann tödten oder sich von ihm tödten lassen?

Welch ein fürchterliches Horoskop!

Die Hexe von Endor konnte dem Könige Saul kein marternderes Spiegelbild zeigen, — Saul, der zwar die Königskrone gefunden hatte, mit ihr zugleich aber auch das Schwert, das er sich selber in die Brust stoßen mußte.

Sei gegrüßt! ....

Leon's Geburtstag nahte heran. Es war der dreißigste.

Ein Tag, der wundersame Empfindungen erweckt; der Tag des Abschieds von der Jugend.

Die drei Kreuze XXX bilden das dreifach gefügte Fallgatter, welches eine Zauberwelt abschließt.

Er stieg an diesem Tage zum Endziele eines Lebenslaufes hinan.

Mochte die Zauberwelt sich hinter ihm schließen, deren Wonnen versetzt sind mit Wünschen und Hoffnungen, mit Kämpfen und Enttäuschungen. Vor ihm erschloß sich eine neue Welt, nicht zauberisch, wohl aber menschlich schön. Seine Hoffnung war zur Wirklichkeit geworden, ihm winkte anstatt der Arbeit Herrschaft und Macht, anstatt der Schwärmerei romantischer Liebe das Bild eines glücklichen Ehelebens. Selbst seinen, Thätigkeit heischenden Fähigkeiten

öffnete sich eine andere Arena: anstatt der aufregenden, gefahrvollen, antipathischen auswärtigen Diplomatie die Leitung der wohlbekannten, vertrauten, gerechtigkeitsliebenden Administration im Vaterlande.

Er sah mit Augen, wie man ihn allenthalben liebte und nur Gutes von ihm gewärtigte.

Die ihn belohnen wollten, hatten dazu mit zartsinnigem Takte diesen Tag ausersehen. Die Aufmerksamkeit, die von oben ausging, theilte sich auch dem Volke mit. Man legte Leon durch sinnige Winke aller Art nahe, sich an diesem Tage ja zu Hause aufzuhalten; es warten seiner gar angenehme Ueberraschungen.

Zu oberst unter denselben sollte die Uebergabe der Orden stehen. Der ungarische St.-Stefansorden, der preußische rothe Adlerorden und der italienische Mauritius-Orden sollten an diesem Tage seine Brust schmücken.

Aus seinem Komitate sollte an diesem Tage eine aus vierundzwanzig Mitgliedern bestehende Deputation bei ihm erscheinen und ihm ein Album mit den Photographien sämmtlicher Mitglieder des Munizipal-Ausschusses und des Beamtenkörpers überreichen.

Seine ehemaligen Schriftsteller-Collegen werden kommen, um ihn als den Paladin der Literatur, als den Ihrigen zu reclamiren.

Die Wirthschaftsbeamten der Etelvarer und der Fidei-commiß-Herrschaften werden vorsprechen und Herr Dumka wird ihren Gefühlen schwungvollen Ausdruck verleihen.

Die Getreuen von Gezetlen und von Batok werden sich einstellen, die Männer, die ihn damals zu ihrem Abgeordneten gewählt haben. Sie werden ihm ein Geschenk überreichen, das seine Seele erfreuen soll.

Seine Collegen vom Reichstage, die ehemaligen und die jetzigen (er war ja fortan Mitglied des Oberhauses) werden des anderen Tages ihm zu Ehren ein Banket veranstalten; am selben Tage bliebe zu all dem keine Zeit; denn außer den genannten werden noch zahlreiche sonstige Begrüßungen und Ueberraschungen zusammenkommen, die man übrigens nicht alle im vorhinein ausposaunen mochte, um ihm die Freude nicht zu verderben.

Um alle diese Ehrenbezeugungen entgegenzunehmen, mußte Leon nach Budapest kommen. Raphaela blieb in Etelvar. Leon reiste einige Tage früher, um seine Wohnung in Stand zu setzen. (Blos provisorisch natürlich. Denn sobald seine glänzende Verbindung vollzogen sein wird, muß er ja im fürstlichen Palais der Etelvary's Wohnung nehmen. Das ungarische High-life wird mit Recht fordern, daß das junge Paar eine hervorragende Stellung in seinen Kreisen einnehme. In jenen glänzenden Räumen, wo vor einigen

Tagen Fürst Oktavian seinen Mentor machte, soll fortan er selber der Hausherr sein; dann kann Oktavian Nornenstein bei ihm den Cotillon vortanzen, wenn er Lust hat.)

Leon stand an dem denkwürdigen Tage des Morgens mit einer so betäubenden Empfindung auf, wie Einer, der an diesem Tage sein Todesurtheil zu gewärtigen hat. Er hätte sich selber irgendwo verlieren und dann so weit fliehen mögen, daß er sich nimmer wieder finden könnte. Als er bereits angekleidet war, wandelte ihn gute Lust an, sich wieder niederzulegen und den ganzen Tag zu verschlafen. — Indessen er mußte über sich ergehen lassen, was da kommen sollte.

Der Tag begann mit der glänzendsten seiner Errungenschaften, der Uebergabe der Zeichen fürstlicher Huld und Gewogenheit. Und die Auszeichnungen kamen nicht einzelweise, sondern zu dreien zumal! Auf seinem Tische waren drei Ordensdecorationen zum Prunke ausgelegt.

Er vermochte es seinem Herzen nicht zu wehren, daß es stolz hochaufpochte.

Er wußte den Unterschied herauszufinden zwischen Orden, die durch eigenes Verdienst erworben waren, und jenen, welche die Weltausstellungs-Commissäre aus Wien traubenweise mit heimgebracht hatten.

In dem Momente, als ihm das Herz in Ruhmbegierde schwelgend laut aufschlug, brachte man ihm einen Brief, der

eben eingegangen war. Als der stolze Mann die Handschrift der Adresse erblickte, ward sein Gesicht bleich; er eilte in sein Arbeitszimmer, um das Schreiben zu lesen.

Aus dem Couvert fiel ein kleiner, dünner Platinareifen. Der Brief enthielt in der bekannten Handschrift die wenigen Worte:

„Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit!"

Es ist nicht wahr, — nicht wahr! Nicht diese Worte redet dieser Ring. Er sagt: „Fluch über Dich in alle Ewigkeit!"

Also auch sie hatte seiner gedacht an diesem Tage! Auch sie hatte ihm ihr Geschenk gesendet! Nur das hatte noch gefehlt, nur dieser kleine Platinaring noch, auf daß sein Triumph vollständig sei.

O wie verblaßte alles Gefunkel der Ordenssterne neben dem Schimmer dieses Ringes! Wie erstarb all' das Geschmetter der Ruhmesposaune neben dem Schweigen desselben! Wie war doch die ganze Welt mit ihrem unendlichen Gesichtskreise hineingezwängt in den engen Umfang dieses kleinen Reifens!

„Also auch Du bist gekommen, mich zu begrüßen!"

Leon beugte sich über den Tisch, auf welchem der Brief lag, und begann zu dem Ringe zu reden.

„Sprich, wie hast Du sie verlassen? Wie hat sie sich von Dir zu trennen vermocht?"

Und der Ring gab ihm zur Antwort.

„In Thränen hab' ich sie verlassen. — Von ihrem Herzen hat sie mich gerissen."

Hätte Leon die Nachricht von dem Tode Liviens empfangen, sie hätte ihn vielleicht nicht so erschüttert, als der Anblick des zurückgesendeten Verlobungsringes.

Leon überhäufte den Reifen mit Küssen und auf den Brief liefen Thränen nieder. Er hätte den ganzen Tag über allein bleiben mögen mit dem Briefe und dem Ringe.

Doch im Nebenzimmer wurden zahlreiche Tritte hörbar, leises Gesumme und Räuspern und Stimmen der Kehlen.

(„Auf von den Knieen, du großer Mann! Trockne deine Augen! Die Deputationen und Gratulanten nahen. Tritt hinaus sie zu empfangen.")

Es war die Komitats-Deputation mit dem Prachtalbum. Vicegespan Kadartay, der Führer und Sprecher, zählte in einer aus gar herrlichen rhetorischen Sätzen aufgebauten Diction die bisherigen Verdienste des Gefeierten — eben so viele Unterpfänder in Zukunft annoch folgender großer Thaten — auf, beglückwünschte ihn zu den hohen Ehren und Auszeichnungen, die ihm geworden, und stellte denselben die ungetheilte Hochachtung der Mitbürger an die Seite.

Leon antwortete auf die wohlgesetzte Ansprache; er zwang seine Seele für einige Minuten gegenwärtig zu sein und nicht anderwärts zu schweifen. Er sprach von den schweren Zeiten und den noch schwereren Pflichten; da aber vermochte er dann nicht mehr weiter zu reden; eine gewisse Bitterkeit versagte ihm die Stimme. Diese Beklommenheit war von größerer Wirkung als die meisterhafteste Rede, die Deputation war tief ergriffen. Den wackern Patrioten füllten sich die Augen mit Thränen, als Leon sie der Reihe nach umarmte, und sie sprachen zu einander: „Ein wahrhaftiger Mann! Das ist die wahre Größe!"

Als Leon sie verabschiedet hatte und die Männer wieder gegangen waren, eilte er in sein Arbeitszimmer zurück.

Der kleine Ring aber sagte ihm in's Gesicht:

„Falsch, falsch! Du bist kein wahrhaftiger Mann!"

„Du treibst Dein Spiel mit Allem was heilig ist!"

„Mit der Krone des Königs, mit dem Altar der Vaterlandsliebe, mit dem Wappen des Landes, — Du konntest Dein Spiel treiben sogar mit mir!"

„Niemand möge Dir fortan Glauben schenken, Du selber mögest Dir nimmermehr vertrauen, nimmer und nimmermehr!"

„Dein eigner Verfolger sollst Du sein in alle Ewigkeit!"

Leon preßte in Verzweiflung das Briefchen an sein

Herz, auf daß es ihm ein Schirm, ein Schutz sei gegen den furchtbaren Fluch. In dem Briefe stand ja geschrieben: „Sei gesegnet, sei glücklich!“

— — — — — — — — — — — —

Dann abermals eine Deputation, die empfangen werden mußte. (Mit dieser Verzweiflung im Angesichte! Glätte diese verstörten Züge, zwinge ihnen den Ausdruck leuchtenden Triumphes auf. Man kommt ja, Dich zu beglückwünschen!)

Es waren seine ehemaligen Journalistencollegen, die Berufsgenossen, die kamen, ihn feierlich zu begrüßen. Sie freuten sich seiner Erhöhung, als ob jeder Einzelne von ihnen Theil daran hätte. Ihr Wortführer, Herr Kolompy, hob mit Stolz hervor, daß diese glorreiche Laufbahn aus seinem bescheidenen, dumpfen Büreau ausgegangen war; im großen Redactionszimmer hängt heute Leon's Bildniß mit Lorbeer bekränzt, zur Aneiferung für jedes jugendliche Genie, zum Beweise, was aus einem Helden der Feder Alles werden könne. Sie überreichten Leon einen prachtvollen Lorbeerkranz.

Und Leon gelobte mit bebender Stimme, daß er jenen Kreis stets lieben wolle, dem er ja eigentlich seinen Aufschwung zu danken habe. Er erkundigte sich mit warmer Theilnahme nach den Kameraden, die nicht mit anwesend waren, und nannte die Literatur seinen Stolz.

Auch diese gingen.

Und wieder redete der kleine Metallreifen zu ihm:

„Du lügst, Du lügst! Du hast niemals Jemanden geliebt, Du wirst niemals Jemanden lieben. Wehe dem, der ein Herz bei Dir sucht! Wehe Dir, der Du jedes Herz verhöhnst und verunglimpfest! Lache ihnen doch lieber in's Gesicht, den Leuten, die da kommen, um Dir zu schmeicheln, und rufe ihnen zu, daß ja Alles nur Komödie ist."

„Komödie hast Du gespielt mit Deiner Feder, als Du ein und dieselbe Sache offen und unter fremder Maske angriffst und vertheidigtest zu gleicher Zeit; als Du die Leute, die Dich heute beglückwünschen, zum Kampfe aneifertest, hinausführtest auf das Schlachtfeld und sie dort selber auf's Haupt schlugest."

„Du hast Komödie gespielt mit mir! Wie sollte alles Uebrige wahr sein? Doch immerhin — sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit!"

— — — — — — — — — — — —

Und wieder rief ihn eine Deputation von seinem Peiniger ab. Er mußte wieder lächeln.

Und zwar diesmal allen Ernstes. Herr Dumka führte eine Deputation der Verwaltungsbeamten der zahlreichen Herrschaften ein, und Herrn Dumka thut es gar sehr noth, von dem gefeierten großen Manne mit einem ermunternden Lächeln empfangen zu werden; seine neu einstudirte Rede

ist zierlich und wohlgesetzt über alle Maßen und wenn er die Eingangsperiode etwa vergäße, so wäre das Malheur fertig.

Er hatte diesen Anfang auf dem ganzen Wege hieher ohne Unterlaß wiederholt, und um nur ja nicht zerstreut zu werden, hatte er sich ganz allein in einen besondern, geschlossenen Fiaker gesetzt. („Du ruhmbekränzter mit leuchtenden Ordenssternen geschmückter, erhabener Sohn unseres angebeteten Vaterlandes . . .“) Und doch ereilte ihn das Fatum! (Seinem Schicksale vermag eben Niemand zu entgehen.) Der Kastner von Batok trat ihm unvorsichtiger Weise auf die Sporen, just als er anheben wollte, und nun war er völlig aus dem Concepte. „Du mit ruhmbekränzten Ordenssternen . . . . leuchtendes . . . . vaterlandgeschmücktes . . . . erhabenes . . . . (Schließlich fand er kein Subjekt für alle die Epitheta.)

(„Daraus wird sein Lebtag nichts Gescheidtes!“ brummte der fatale Kastner hinter seinem Rücken.)

Leon hatte Mitleid mit dem guten Herrn Dumka. Er gab der Sache mit einem wohlgemeinten Scherze eine entschiedene Wendung zum Besseren: er soufflirte dem Redner: Du, der Du von den ersten Tagen Deiner zartesten Kindheit an . . . . “

Mehr brauchte Herr Dumka nicht! Das Wort war

ihm in den Mund gelegt, und nun declamirte er Leon fließend und ohne Verstoß seine schöne, in drei Komitaten in der Runde allbekannte Rede von dem „auf den schwellenden Wogen sich wiegenden Lebensschifflein“ her. Gegen den Schluß hin vermochte Niemand mehr an sich zu halten und die ganze Deputation lachte, als ob das vollendetste Volksstück vor ihr aufgeführt worden wäre. Leon allein machte ein ernstes, feierliches Gesicht. Das ließ ihm so gut, da Alles um ihn herum lachte. Herr Dumka aber blickte, als er zu Ende war, triumphirend im Kreise umher, wie Einer, der seine Sache ganz ausgezeichnet gemacht hat und fand den Händedruck, mit welchem Se. Hochgeboren ihn beehrte, ganz und gar wohl verdient.

Leon conversirte noch geraume Zeit mit den einzelnen Mitgliedern der Deputation, die ihm durchweg gute alte Bekannte waren. Manche von ihnen hatten noch in seines Vaters Diensten gestanden und erinnerten sich auf einzelne seiner Streiche aus seinen Flegeljahren her. Se. Hochgeboren waren bedacht, derlei alte Geschichten zu berühren und so die Männer sich näher zu bringen. Beim Weggehen waren die wackeren Dorfleute einhellig in ihrem Urtheile: Leon sei noch immer der lustige, gemüthliche Junge, der er in früheren Zeiten gewesen und noch niemals hätten sie ihn so

guten Humors gesehen, als eben heute. Das sei nun freilich nicht zu verwundern.

— — — — — — — — — — — —

„Hast Du Dich satt gelacht?“ fragte ihn der Reifring. „Lache nunmehr doch auch über mich.“

„Meine Rede ist so schön zwar nicht, als die des biedern Landwirthes; aber sie kommt aus dem Herzen wie jene. Grund genug, über beide zu lachen.“

„Sei glücklich, sei gesegnet!“

„Warum lachst Du denn nicht?“

— — — — — — — — — — — —

Leon dachte nach, ob er sich nicht einschließen und seinem Hajducken den Auftrag geben solle, heute Niemanden mehr zu ihm herein zu lassen.

Und wenn auch noch so große Herren kämen.

Große Herren sind ja übrigens leicht abzuweisen. Wenn nun aber die armen Leute von Gezetlen kommen und die Landleute von Batok im Szür, — kann man denen wohl sagen: Machet fort, kommet ein anderes Mal?

Nein, die mußte man einlassen zu Sr. Hochgeboren. Ihnen ist ja sein Angesicht gleich dem Anblicke der Sonne; sie erhoffen Segen und befruchtenden Thau von seinem Lächeln; sie schenken seinen Worten Glauben, sie bauen auf seine Mienen und werden sich in der Heimath rühmen: der

gnädige Herr, den wir auf unsern Schultern emporgehoben, hat die Gnade gehabt, uns gütig zuzulächeln!

Herr Nagy Janos begrüßte den neuen Bannerherrn namens der Gezetlener, Herr Csajkos namens der Batoker. Es waren aufrichtige, gutgemeinte, einfache Worte, die sie im Namen des Volkes zu ihm sprachen.

Sie brachten ihm auch ein Geschenk, ein schmuck gebundenes Buch, die Blätter beschrieben in jenen großen, unbeholfenen Zügen und Buchstaben, wie die Kinder sie zwischen Doppellinien zu malen pflegen.

Das sonderbare Album war von zweihundert Kindern geschrieben, von Kindern, die verwaist, verlassen von der Straße aufgelesen worden und nun in den Asylen, die bei Leon's Wahl gegründet wurden, zu Männern erzogen werden. Ein einziger Wunsch von den Händen von zweihundert Waisenkindern geschrieben und die erste und die letzte Zeile des Wunsches lautete:

„Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit!“

Läge doch nur dieser Ring nicht zwischen den beiden Zeilen!

— — — — — — — — — — — —

.... Der Deputation der Wahlbürger folgte hart auf dem Fuße wieder eine andere bekannte Corporation. Auch vor diesen konnte er sich nicht verleugnen lassen. Die

ehemaligen Collegen aus der Amtsstube brachten ihm einen silbernen Pokal als Festgeschenk.

Diese umarmte er der Reihe nach mit besonderer Herzlichkeit und hielt ihnen dazwischen eine kleine Strafpredigt.

— Geht mir doch, Ihr Narren Ihr! Wozu macht Ihr Euch solche Unkosten um meinetwillen? Hättet Ihr mir ein Bierkrügel zum Andenken gekauft, wäre gut genug gewesen! Wer sich von den armen Beamten beschenken läßt, thut nicht besser, als ob er den Schmuck vom Altar stehlen würde.

Der Sprecher der Deputation erzählte dann mit Bedeutung, wie gar viele Ihrer zu dem Ehrengeschenk beigesteuert haben. Selbst der Portier hatte nicht zurückbleiben wollen, ja sogar der gute Eisenkakadu hatte ein echtes Silberstück dazu gespendet und hatte dem Goldschmied angelegen, dasselbe in den Pokal einzulöthen.

Welch ein Andenken!

Mittlerweile langte von Alienor Nornenstein eine kleine Schachtel ein; dazu ein Briefchen des Inhaltes: Sei gegrüßt! Lebe lange und glücklich! Dein ewig getreuer Alienor.“

Die Schachtel enthielt eine Statuette aus japanesischem Porzellan, die einer Muttergottes-Statuette glich. Eine jugendliche, schöne Frauengestalt, mit goldenem Diadem auf dem Haupte, einem Purpurmantel um die Schultern, einen goldenen Apfel in der Hand, in goldgeblumtes ultramarin-

blaues Gewand gekleidet. Nur die geschlitzten Augen verriethen die japanische Schönheit.

„Was mag das vorstellen?“ fragten die neugierigen Gäste.

Und Leon sagte noch einmal eine Lüge:

„Ich weiß es nicht.“

Er konnte ihnen ja denn doch nicht gut sagen, was er wohl wußte, daß die Statuette das Bild der japanesischen Göttin der Liebe sei, wie man es Bekannten zuzuschicken pflegt, die im Begriffe sind sich zu verheirathen. Er konnte sich doch nicht von jedem Einzelnen der Reihe nach mit Glückwünschen immer und immer wieder das Herz durchbohren lassen!

Er hatte sie wahrhaft lieb, die guten Cameraden alle, aber er war doch froh und es ward ihm leichter um's Herz, als sie wieder gingen. Er war nahe daran, die Ordenssterne von der Brust zu reißen, die Festgeschenke zu zertrümmern, die Gratulanten zur Thüre hinauszujagen und auf Straßen und Gassen hinauszuschreien:

„Ich bin kein Obergespan, ich bin kein großer Mann, kein Patriot, kein Bannerherr, kein glücklicher Bräutigam! Ich bin der „Bruder Napoleon“, der größte Komödiant der Welt!“ . . . .

— — — — — — — — — — — —

Und der Gratulationen war noch kein Ende. Man meldete Leon einen Namen, vor dessen Träger er sich nicht verschließen durfte.

„Seregely!“

Der arme Seregely! So war also sein Ruhm sogar bis zu ihm gedrungen? Bis nach St. Helena, der Insel im Meere der Wälder?

„Wie geht es Euch, armer Seregely?“

„Je nun, dem Himmel sei's gedankt und Ihrem Wohlwollen, gnädiger Herr, es geht ja wieder leidlich. Prinzessin Raphaela, die gute, gesegnete Seele, hat nach St. Helena nach uns geschickt und uns zu sich nach Etelvar genommen. Sie machte mich zum Ispan daselbst. Nun kommt allmälig auch mein armes Weib wieder in's Geleise, seitdem sie nicht mehr von all' den betrübenden Erinnerungen umgeben ist. Sie arbeitet, spricht wieder vernünftig und sucht nicht mehr ihre Kinder. Der gute Gott giebt dem armen Hiob wieder, was er ihm genommen hat. Wir danken Ihnen, gnädiger Herr, daß Sie uns der guten Prinzessin Raphaela empfohlen haben.“

Nun wieder Raphaela!

Und Seregely war gleichfalls nicht mit leeren Händen gekommen. Er hatte die Federzeichnungen aus Leon's Jugendzeit mitgebracht, die dort in seinem Geburtshause ge-

blieben waren. Eines von den Bildern fehlte; es hatte Raphaelen wohlgefallen. Sie hatte es behalten.

Oh, wie hätte Leon drei Jahre seines Lebens zurückleben mögen, um von Neuem zu beginnen und Alles so ganz anders zu thun!

Er streichelte seinem alten, getreuen Diener das Gesicht.

„Der Himmel segne Dich dafür, daß Du Dich meiner erinnert hast, lieber, guter Seregely. Hast Du irgend einen Wunsch, den ich Dir erfüllen kann?"

„Ich hätte eine unterthänigste Bitte, die ich mit Ew. Gnaden Erlaubniß vortragen möchte."

„Sprich lieber Freund; ich will Dir thun, was Du begehrst, selbst wenn es unmöglich wäre."

„Es ist wohl nichts Unmögliches dabei, nur ist's ein wenig sonderbar. Es ist auch nicht für mich, sondern für einen Andern. Ich soll den Wunsch eines wackern Mannes, eigentlich zweier Leute, befürworten."

„Nun was wünschen sie denn?"

„Sie möchten mit Ew. Gnaden sprechen."

„Ei, so laß sie doch kommen, wenn sie da sind."

„Sie sind da, aber sie getrauen sich nicht hereinzukommen; sie besorgen, Ew. Gnaden werden sie davonjagen."

„Wie sollte ich Jemanden fortjagen? Und vollends heute!"

„Es sind aber so eigenthümliche Leute.“

„Na, wer ist es denn?“

„Der arme wilde Palatin und — Na, und seine Braut.“

„Ei, die kleine Rachel vom Wirtshhause in Badaskert?“

Leon ging sofort selbst in's Vorzimmer hinaus und fand daselbst das Liebespärchen; er schleppte sie mit Gewalt in den Empfangssaal hinein, was bei dem Bräutchen nicht ohne Ziererei abging. Sie war so blöde, die Arme. Als sie aber dann sah, daß der gnädige Herr sehr manierlich mit ihnen umging und sie sogar niedersetzen hieß, da war ihr mit einem Male die Zunge gelöst und nun trug sie vor, daß sie sich taufen lassen wolle; zu diesem Behufe suche sie Taufpathen und da die gnädige Prinzessin die Gnade gehabt, die Stelle der Pathin anzunehmen, so möchte sie nun den gnädigen Herrn bitten, gleichfalls die Gnade zu haben und als der andere Seelenbeistand fungiren zu wollen. Herr Tukmanyi hinwider ergriff die Gelegenheit, Se. Hochgeboren zu bitten, seinerzeit der Trauzeuge seiner Braut sein zu wollen. Herr Tukmanyi war unter dem Einflusse seiner neuen Herzensdame ein völlig Anderer geworden. Seine frühere Ehehälfte hatte ihn ganz und gar zu einem Wilden gemacht, dieses Mädchen hatte ihn wieder gezähmt. Cynismus und Putzsucht, Schmutz und Pomade, Malice und Unterwürfigkeit, waren ganz hübsch amalgamirt in

seinem Wesen. Seine verstohlenen Seitenblicke auf das feurige Rachelchen verriethen, wie sehr er in ihr hübsches Gesichtchen verliebt war und wie sehr er Respect hatte vor ihrer Zunge und vor ihrer flinken Hand.

Rachelleben war ein Mädchen, dessen semitische Abkunft sich nicht verleugnete. Sie wußte wohl, daß man großen Herren auch etwas bringen müsse, wenn man etwas von ihnen verlange. Sobald sie Leon's Zusage besaß, zog sie aus ihrer Handtasche ein Papierpacket hervor.

„Ich habe Ew. Hochgeboren zu dem heutigen Tage ebenfalls etwas gebracht, was Ew. Gnaden, wie ich glaube, willkommen sein wird.“

„Was mag das wohl sein?“

„Ew. Gnaden haben sicherlich die Fahne, die Sie bei der Deputirtenwahl in Etelvar von der Frau Fürstin bekamen, zum ewigen Andenken aufbewahrt. Ich habe an der Fahne gleichfalls mitgearbeitet. Ich befasse mich damit, Stickmuster zu zeichnen. Auch zu der Fahne habe ich die Vorlagen auf Papier gezeichnet und habe mir damals von der hochseligen Fürstin ausgebeten, daß ich sie zurückerhalte. Diese Muster habe ich nun Ew. Hochgeboren mitgebracht. Das Merkwürdige daran ist aber nicht etwa meine Kritzelei, sondern die Schrift, die am Rande steht. Die vier Damen theilten die Arbeit unter sich und da hat

jede auf den Rand der Musterzeichnung zu demjenigen Theile, den sie zur Ausführung übernommen hatte, ihren Namen hingeschrieben. Daran können Ew. Gnaden sehen, welcher Theil der Fahne von den liebsten Händen gestickt ist. Ich denke wohl, ich habe Ew. Hochgeboren etwas Liebes damit gethan, daß ich das Papier aufgehoben und mitgebracht habe."

O nichts weniger als Liebes hatte sie damit gethan!

Leon war kaum seiner Stimme mehr mächtig.

Er bemerkte, daß er heute noch sehr viel zu thun habe. Seine Besucher fanden das auch nur natürlich; sie sagten ihm Dank für seine Güte, wünschten ihm Glück und Segen und gingen.

Als sie aber zur Thüre draußen waren, flüsterte Herr Tukmanyi seiner Rachel zu:

„Mein Herz, ich denke, Du hast damit doch eine große Dummheit gemacht, daß Du dem Herrn Deine Zeichnungen gegeben hast. Uebrigens — ich weiß von Nichts. Frag' Du mich auch Nichts."

Leon war allein geblieben.

„Was ist denn nun noch übrig? Welches Gespenst soll denn nun noch aufsteigen aus den Grüften der Vergangenheit? Ist denn der Tag des Gerichtes heute, daß

alle Todten ihre Särge sprengen und ihre Stelle fordern an der Seite der Lebendigen?"

Nunmehr befahl er dem Hajducken wirklich, heute Niemanden mehr zu ihm einzulassen.

Er hatte das Bedürfniß, allein zu sein.

Es war heute der Tag der großen Rechnung — mit sich selber; er hatte die Bilanz zu ziehen zwischen seinem „Soll" und seinem „Haben."

Was war ihm dieses Mädchen gewesen?

Was sollte aus ihr werden, wenn er sie verließ?

Was mußte das größere Elend sein: Leben oder Sterben? —

War es denn aber möglich, von Raphaelen zurückzutreten?

Konnte, durfte er denn dieses edle Herz bis in den Staub erniedrigen dadurch, daß er sich nun, nachdem sie ihm ihr ganzes Wesen offen dargelegt, nachdem sie ihn in das Heiligthum all' ihrer Geheimnisse eingeführt hatte, — von ihr wende, einem andern Weibe die Hand reiche und sie zu der entsetzlichen Wahrnehmung erwachen mache, daß diejenigen zwei Herzen, die ihr am nächsten standen, ein grausames Spiel mit dem ihrigen getrieben? Ohne es zu wollen zwar, aber deshalb nicht weniger grausam?

Wer sollte urtheilen in diesem entsetzlichen Streite?

„Ja mein Sohn, den einen Mann mußt Du einlassen, was immer Dein Herr Dir auch befohlen haben möge!“ ertönte draußen im Vorzimmer eine helle, kategorisch klingende Stimme. „Denn der Mann ist der Probst von Etelvar, für den Dein Herr jederzeit zu Hause sein muß, selbst wenn er nicht zu Hause ist. Der Mann wird selbst dann eintreten, wenn Ihr heute oder morgen der Primas von Gran geworden sein solltet — was bei Euch am Ende auch nicht unmöglich wäre!“

Leon eilte selber hinaus, um dem Probste die Thür zu öffnen.

„Dein Cerberus ließe mich wahrhaftig nicht ein, wenn ich erschrecken wollte vor ihm!“ sagte seine Hochwürden scherzend. „Ich kann mir's denken, daß Du die schwere Menge von Ansprachen endlich satt hast und für morgen mußt Du Dich nun wieder auf ein paar tausend Toaste vorbereiten. Nun ich will Dich nicht lange stören. Ich wollte Dir nur einen einfachen Segenswunsch sagen, den Du zu den übrigen legen magst. Indessen ich habe Dir auch ein Geschenk mitgebracht, und das war der Hauptgrund, weshalb ich persönlich vor Dein Angesicht treten wollte. Ich sehe, Dein Tisch ist bereits übervoll mit allerlei artigen Dingen, Du könntest damit ein gut assortirtes Galanteriegewölbe eröffnen. Hui! Sogar der „rothe Adler“ ist darunter!

Na, mein Präsent ist auch nicht zu verachten. Rath' einmal, was ich Dir gebracht habe? Es ist mehr werth, als alles Uebrige. — Einen Brief von Deiner schönen Prinzessin. Das läßt sich hören, — wie? Sie hat mich selber gebeten, ihn Dir persönlich zu übergeben, und ihr auch Deine Antwort zu bringen. — Nun lege also fünf Minuten den hochgeborenen Herrn ab, mein Sohn, sei wieder mein „Bruder Napoleon" und lies das Schreiben."

Leon öffnete hastig das Couvert und nahm das goldgeränderte Blatt heraus. Ueber dem Monogramm war keine Fürstenkrone mehr sichtbar.

Der Brief begann mit einem Glückwunsche zu dem heutigen Tage, voll Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit. Dann folgte — als das werthvollste Geburtstagsgeschenk — die Ermächtigung: Leon möge selbst den Tag der Trauung festsetzen. — Das war in der That ein Geschenk von höherem Werthe, denn alle Herrlichkeit der Welt!

In der Nachschrift aber frug die holde Schreiberin:

„Haben Sie Livien bereits gefunden?"

Leon verschwammen die Buchstaben vor den Augen.

„Ich denke, Du bist mit dem Inhalte wohl zufrieden?" sagte der Probst.

Ob er den Inhalt des Schreibens wohl kannte? Ob man ihm dasselbe vorgelesen hatte? Und die Nachschrift

desgleichen? Wenn das der Fall war, dann war Torquemada ein Schäker im Vergleich zu diesem Pfaffen, der den armen Ketzer, den er langsam am Feuer briet, fragen konnte, ob er zufrieden sei?

„Na, und jetzt schreibe mir sofort die Antwort; denn ich will noch heute die Rückreise antreten."

„Noch heute?" fragte Leon in dumpfem Erstaunen.

„Jawohl. Deinem morgigen Banket zuliebe werde ich wahrhaftig nicht hier bleiben. Ich mag die Gastereien nicht leiden, wo Einem jeder Bissen mit einem albernen Toaste versalzen wird."

„Gut, hochwürdiger Herr. Ich schreibe die Antwort; ich will nur einen Augenblick in mein Schreibzimmer gehen."

„Schreib' mir eine recht schöne Antwort — Du verstehst das wohl; lüge aber nicht zu viel zusammen, denn das verstehst Du gleichfalls."

Leon ließ den Probst an einem Tische niedersitzen, der mit allerlei Prachtwerken bedeckt war.

„Unterhalten Sie sich einstweilen mit der Bibel von Doré. Sehen Sie wohl: die Ermahnung hat gefruchtet; ich habe mir die Bibel angeschafft."

„Ah! Eine illustrirte heilige Schrift! Die Bibel als Modejournal! Sind nicht auch die Schnittmuster zu den Costümen dabei? So fände sie erst recht

Absatz. Also sehen wir uns einmal die Moden an, von Frau Eva bis auf die schöne Sulamith."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da lagen nun die beiden Briefe nebeneinander.

. . . . „Bestimmen Sie nach eigenem Wunsche den Hochzeitstag."

. . . . „Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit."

Und zwischen beiden der zurückgesendete Reifring.

Die einzige, unauflösliche Wahrheit auf Erden, die keinen Anfang und kein Ende hat. Das einzig und jederzeit heilige Symbol! Als Pfand nicht einzulösen, als Band nicht aufzulösen.

Er hatte ihn wiederbekommen als Geschenk.

„Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit!"

„Vergiß sie, die diesen Ring getragen. Sage Dir, sie sei gestorben . . . . und glaube es . . . ."

„Kein Gedanke an sie möge Dir fürder Unruhe bereiten."

„Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit."

„Bete zu Gott, wenn Du zur Ruhe gehst, daß er sie Dir nicht in Deinen Träumen erscheinen lasse, sie, ihre armen, verweinten Augen, ihr fahles Gesicht, ihre schwindende Gestalt; daß Du nicht etwa im Traume ihren Namen rufest und Deine Ehefrau ihn höre!"

„Ihr nächtliches Weinen möge niemals hineintönen in Dein süßes Liebesgeflüster und wenn Eure Lippen sich einander zum Kusse nähern, möge niemals ihr kalter Schatten zwischen ihnen stehen."

„Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit . . ."

„Die Frauen mögen Dich lieben, die Männer mögen Dich ehren; Du aber liebe Niemanden, und ehre Niemanden; empfange stets, ohne je zu geben."

„Begrabe diese kleine Welt, die Du in einem liebenden Herzen besessen und nimm dafür die große Welt zu eigen — und mögest Du den Tausch niemals zu bereuen haben!"

„Sei gesegnet sei glücklich in alle Ewigkeit!"

„Und wenn Du dereinst die bangen Nächte schlaflos am Krankenlager Deines Kindes sitzest — dann rufe in einem leisen Seufzer meinen Namen an. Ich werde dann schon im Himmel sein, ich will herabsteigen und Deinem Kinde Genesung bringen."

„Sei gesegnet, sei glücklich in alle Ewigkeit!"

. . . Der Segenswünsche war kein Ende. Dieser kleine, stumme Metallreifen mußte mehr sagen, als alle Redner der Welt.

Dieser stumme Ankläger ließ ihn keine Entschuldigung finden, nicht die geringste Entschuldigung, um derentwillen selbst der partheiischeste Richter: die Eitelkeit, auch nur einen

Tag nachgesehen haben würde von der irdischen Verdammniß.

Leon preßte die gefalteten Hände wider seinen Kopf und schritt der Verzweiflung nahe im Zimmer auf und ab.

Alsbald fiel ihm ein, daß seine unruhigen Schritte Jemanden im Nebenzimmer aufmerksam machen könnten; er setzte sich also an seinen Schreibtisch und las die beiden Briefe immer wieder von Neuem.

Ah — es giebt ja auch noch einen dritten Brief!

Einen noch unerbrochenen Brief!

Er trug ihn im Portefeuille bei sich.

Der Brief, den ihm der alte, abgenützte Diplomat übergeben hatte. Eine Adresse in versiegeltem Couvert.

Es ist noch immer versiegelt.

Er zog es aus der Tasche und legte es gleichfalls vor sich hin.

Was sollte er damit beginnen?

Es sind nur drei Schritte bis zum Kamin. Dort lodert ein lustiges Feuer. Das Briefchen flammt einen Augenblick auf und dann ist Alles entschieden.

„Die Braut ist todt, es lebe die Braut!"

Sollte er das Couvert in die Flamme werfen?

Und dem Couvert nach dieses Epheublättchen . . . . .

Und darnach das Bild des Schutzgeistes aus dem Medaillon . . . Und zuletzt den Platinaring . . .?

Dann würde er die Feder nehmen und würde seiner Braut schreiben:

„Ich habe Livia nicht gefunden!“

Und damit würde er sie auf ewig begraben haben, so tief, daß selbst ihr Andenken mit ihr begraben wäre.

So tief, daß Jedermann verboten wäre, auch nur ihren Namen zu nennen in ihrer Gegenwart.

Nur drei Schritte bis zum Kamin.

— — — — — — — — — — — — —

„Dominus vobiscum!“ rief es aus dem Nebenzimmer herüber. Hochgeborner Herr! Bruder Napoleon! Dauert die Briefschreiberei noch lange? Hättest mitlerweile vier Seiten mit Versen vollschreiben können! Mach' nicht viele Worte, was zuviel ist, ist ungesund. Ich habe mitlerweile schon die ganze Bibel durchgeblättert. Soll ich Dir vielleicht helfen, damit Du zum Schlusse kommst?“

— — — — — — — — — — — — —

Nun — er hatte geholfen!

— — — — — — — — — — — — —

Leon fuhr auf den Ruf empor. Er seufzte tief auf und erhob sich. Und dann schrieb er stehend den Brief an Raphaela.

Es waren nicht viele Worte. Zwei Zeilen Alles in Allem.

„Ich habe Livia gefunden . . .

Gott sei meiner armen Seele gnädig . . .“

Damit riß er das Siegel jenes dritten Briefes auf und las den Inhalt.

Zum „Beschluß“ siegelte er dann die Antwort an die Prinzessin, trat nach einigen Sekunden heitern Antlitzes zu dem Probst hinaus und übergab ihm dieselbe.

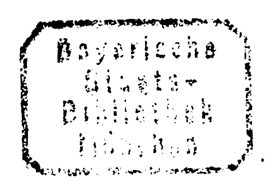
— — — — — — — — — — — — —

Das war das letzte Schreiben, welches von Leon v. Zarkany Nachricht gab.

Des andern Tages war er nirgend zu finden.

Am Tische lagen seine Orden, all die Andenken, die Beglückwünschungsschreiben umher — er selber kam nimmer wieder zum Vorschein.

Wohin war er gerathen? Was mußte ihm widerfahren sein, daß er an der Schwelle des Glückes, auf der Höhe des Reichthums, der Macht und des Ruhmes plötzlich wie ein Nebelbild verschwand? Niemand wußte dieses Räthsel zu lösen.



Was war das Ende?

Lange rieth alle Welt hin und her, um das Geheimniß zu lüften, welches Leon's Verschwinden umhüllte. Jedermann gab eine andere Erklärung.

Oktavian Nornenstein erzählte in vertrauten Kreisen, sein Alienor habe mit Leon ein amerikanisches Duell gehabt. Alienor selber wußte diese Erzählung zwar in überaus gewandter Weise in Abrede zu stellen, nichtsdestoweniger aber stand es fest, daß nur er das Verschwinden Zarkany's verursacht habe. Er hatte sich entweder getödtet, oder war aus der Welt geflohen, so daß ihn Niemand wieder aufzufinden vermochte.

— — — — — — — — — — — — —

Alienor seinerseits faßte die Sache gerade in entgegengesetzter Weise auf. Er hegte den Verdacht, Leon habe gerade ihm einen Streich gespielt, und habe Raphaela und

seine Obergespanswürde eigens deshalb im Stich gelassen, um nach Paris zu Pompeja zu entfliehen. Er war nunmehr der Ueberzeugung, die erfreulichen Briefe Pompeja's seien das Ergebniß einer zwischen Beiden abgekarteten Intrigue. Seine Desperation dauerte bis zum Friedensschlusse. Er war der Erste, der auf die Nachricht von der Beendigung des Krieges nach dem befreiten Paris eilte, mit der entschiedenen Absicht, Pompeja zu tödten. Daselbst angelangt, verfiel er aber aus der Verzweiflung mit einem Male wieder in die Ekstase der Vaterfreuden. Er schrieb von Paris aus an seinen Vater, Pompeja sei dennoch ein Engel! Er lasse eben heute seinen Erstgebornen taufen, und zwar dem Großvater zu Ehren auf den Namen Oktavian. Fürst Oktavian antwortete auf das Schreiben mit dem bekannten Spruche:

„Den Lauf des Schiffes auf der See, den Flug des Vogels in den Lüften, u. s. w., u. s. w. — wer vermöchte sie zu ermessen! Weshalb sollte übrigens der Coeur-König nicht dem Glauben leben dürfen, er sei der wahre Herr und Meister seiner Coeur-Dame, trotzdem er wohl weiß, daß sich in jedem Spiele Karten auch ein Coeur-Unter findet?" (Es war das eine zarte Anspielung auf Pompeja's Kartensilhouetten, um die alle Welt wußte, nur Alienor nicht.)

— — — — — — — — — — — — —

Leon war also auch in Paris nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Herr Dumka ließ sich den Gedanken nicht ausreden, Leon sei durch seine geheimen Widersacher aufgehoben worden; er versuchte alles Erdenkliche, um ihn ausfindig zu machen und setzte Prämien aus, ob Jemand Nachricht von ihm zu geben, oder mindestens seinen Leichnam aufzufinden vermöchte.

Sein edler Eifer war vergeblich. Leon war auch todt nicht zu finden.

— — — — — — — — — — — — —

Es gab Leute, die das Opfer einer geheimen politischen Vendetta in ihm erblicken wollten, von nächtlichem Menschenraube sprachen und in die Regierung drangen, im Wege der Gesandschaften Nachforschungen anstellen zu lassen, ob der abhanden gekommene nicht irgendwo im Auslande mit Gewalt zurückgehalten werde.

Und wieder Andere schwuren hoch und theuer, sie hätten ihn bald hier, bald dort auftauchen gesehen. Wenn sie aber dann der Spur nachgingen, so stellte sich immer wieder heraus, daß sie einen Abenteurer gesehen hatten, der sich Leon's Namen anmaßte, oder einen harmlosen Wanderer, auf den zufällig die Personsbeschreibung paßte.

— — — — — — — — — — — — —

Nur drei Personen waren es, die von dem eigentlichen Sachverhalte eine Ahnung hatten.

Die eine war Prinzessin Raphaela.

Die zweite Madame Corysande.

Die dritte der Eisenkakadu.

Diese drei Menschen suchten indessen niemals einander auf, um ihre Gedanken auszutauschen.

Alles was auch sie in Erfahrung brachten, war, daß zugleich mit Leon auch Livia verschwunden sei.

Was aus ihnen geworden? das blieb ein unaufgeklärtes Geheimniß.

— — — — — — — — — — — — —

Die Erzählung des französischen Reisenden.

Im Spätsommer d. J. 1872 machte ein französischer Reisender, Gaston Bralieu, den Versuch, einen der höchsten Gipfel der Schweizer Alpen, den Mont Vierge, zu ersteigen. Wir theilen aus seinem Reisetagebuche die nachstehende Skizze mit.

Am Morgen des 20. August brachen wir aus der Sennhütte, in welcher wir übernachtet hatten, nach der Spitze des Mont Vierge auf, von welcher unsere Raststelle noch durch ein gefährliches Eisfeld geschieden war.

Während wir zwischen den übereinandergehäuften und geschichteten Trümmern aufwärts drangen, glitschte der Eine meiner Führer so unglücklich aus, daß er mit dem Kopfe wider die scharfe Kante eines Eisblockes schlug und bewußtlos liegen blieb.

Der andere Führer, der Bruder des Verunglückten,

war von dem Unfalle dermaßen betroffen, daß er in keiner Weise zum Weitergehen zu vermögen war. Er habe — sagte er — schon im vorhinein gewußt, daß uns Unheil begegnen würde, denn als er Morgens aus der Hütte ausgeschaut habe, sei ein weißer Steinbock vor ihm aufgestanden; dieses Thier aber ist das Gespenst der Alpenjäger; mit ihm zusammentreffen bedeutet sicheres Unglück.

Da ich nun den Burschen mit keinerlei Versprechungen und Zureden zu bewegen vermochte, mit mir die prachtvolle Spitze vollends hinanzusteigen, so entschloß ich mich, allein weiterzugehen. Der Gletscher, den ich noch zu gewinnen hatte, strebte zweihundert Meter hoch steil vor mir empor; ich wollte nicht die Schande auf mir sitzen lassen, so nahe dem Ziele zurückgeschreckt zu sein. Ich ertheilte dem Führer die nöthigen Anweisungen, was er mit seinem Bruder zu beginnen habe, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen, und dann sollten Beide an der Stelle meine Rückkehr erwarten, wenn sie es nicht etwa vorzögen, mir nachzukommen.

Nach dreistündigem, angestrentem Klettern gelangte ich endlich zur höchsten Spitze des Mont Viorge hinauf, von welcher aus das Auge ringsum das herrlichste Panorama der Welt erblickt.

Allein es war nicht die großartige Rundschau, was bei dem ersten Schritt auf der letzten Höhe meinen Blick fesselte,

nicht die mächtigen Gruppen der im Sonnenglanze funkelnden Eisberge mit ihren lichtblauen Schatten, nicht die weiß in weiß gezeichneten Abendlandschaften, nicht die in einander verschwimmenden, blauen Gebirgsketten, — sondern was unmittelbar zu meinen Füßen lag: zwei Leichen auf der Spitze des Felsens.

Ein junger Mann und ein Mädchen.

Das Mädchen mußte zuerst gestorben sein, denn ihr Kopf war an des Jünglings Brust gelehnt, der ihn mit dem einen Arm umschloß, während sein eigener Kopf auf seinem andern Arm ruhte. Das Gesicht des Mädchens lag wider die Brust des Jünglings gedrückt, sein Antlitz war dem Himmel zugewendet, dem Himmel, der hier ewig heiter niederlächelt. Ueber diesen Punkt der Erde schwebt niemals eine Wolke.

Neben ihnen lagen zwei geleerte Phiolen, deren Inhalt ihren Tod herbeigeführt haben mochte.

Das Mädchen lag da, als ob es schliefe, mit geschlossnen Augen, der Jüngling, als ob er über sie wachte, blickte offnen Auges gegen Himmel.

Wie lange mochten sie hier bereits schlafen?

Die Körper sind von der ewigen Kälte zu Stein gefroren, Bildsäulen, die die Zeit nicht zerstört, im Tode verewigt, bestattet unter freiem Himmel!

Welch' feindliches Geschick mochte sie verfolgt haben, daß sie sich diese Stelle, diesen Tod wählten, um aus der Welt zu scheiden?

Keinerlei schriftliche Nachricht, kein Zeichen war bei ihnen zu finden, das Aufschluß gegeben haben würde, wer sie gewesen. Sie mochten schon lange, sehr lange hier ruhen.

Die Adler und Geier hatten sie nicht behelligt. Kreisen sie vielleicht so hoch nicht mehr nach Beute? Meiden sie vielleicht überhaupt die Todten? Oder meinen sie, der Mann lebe, der dort so unverwandten Auges gegen den Himmel starrt, und wagen sich nicht an ihn heran?

Ringsum herrscht feierliche Stille, das tiefe, vollkommene Schweigen der Natur. In diese dünne Luftschicht dringt aus dem Thale keinerlei Geräusch empor. Ungestört mögen die Liebenden hier ruhen, das Mädchen an die Brust des Jünglings gelehnt, er das ewig offne Auge der auf- und niedergehenden Sonne, den kommenden und schwindenden Sternen zugewendet. Ein herrliches Grab.

Welche Tragödie mag diesem Ende vorangegangen sein?

— — — — — — — — — — — —

In einer Note bemerkt der Autor, der Fall möchte vielleicht im Zusammenhange stehen mit dem räthselhaften Verschwinden jenes jungen Ungars, der vor einigen Jahren auch in Pariser diplomatischen Kreisen Aufsehen erregte. Der

Verfasser hatte ihn daselbst einmal getroffen und glaubte die Gesichtszüge wiederzuerkennen. — Er vermochte die Führer um keinen Preis zu bewegen, die Leichen mit fortzunehmen. Als sie hörten, daß Todte dort oben liegen, flohen sie thalwärts.

Raphaela's Versuch.

Als die Prinzessin diese Reiseskizze gelesen hatte, machte sie sich auf den Weg nach Saint Croix, ein Dorf hart am Fuße des Mont Vierge. Von dort aus wollte sie zuerst selber nach der Höhe hinauf; allein sie fand keinen Führer. Für eine Frau hieße das Unternehmen das Unmögliche versuchen wollen.

„Das Mädchen, das todt dort oben liegt, hat ja aber doch auch die Höhe erreicht."

Sie setzte hierauf namhafte Belohnungen aus für Diejenigen, welche die Todten von den Gletschern herabholen würden.

Es mochte es Niemand wagen.

Man lachte sie aus. Die Leute sagten, dort hinauf sei noch kein Mensch gedrungen; daher ist die Spitze ja auch

Mont Vièrge genannt. Es seien wohl gar keine Todten oben. Der Verfasser der Reisebeschreibung habe die ganze Geschichte ersonnen, um sein Buch interessanter zu machen. Er sei auch selber gewiß nicht oben gewesen.

Man erklärte das Ganze für ein Märchen.

Möglich auch, daß bei den Leuten der Aberglaube die Geldgier überwog, daß sie sich nicht hinanwagten an die Stelle, welche sich zwei unverwesliche Todte zur ewigen Ruhestätte erkoren hatten . . . . .

Die Erzählung des deutschen Reisenden.

Gegen Ende 1874 erschien eine Reisebeschreibung des preußischen Professors Frohmann, der sich botanischer Studien wegen der Expedition angeschlossen hatte, welche die deutsche Regierung behufs Abschlusses von internationalen Verträgen nach Japan entsendet hatte.

Das Buch enthält folgendes Detail:

„In Dezima trafen wir einen Ansiedler, der sich daselbst inmitten der landesüblichen Holz- und Papierhäuser ein stattliches bequemes Steinhaus erbaut hat und einen gutgeleiteten Theehandel betreibt. Der Mann nennt sich Mynheer Ruysdale. Er ist ein Mann von europäischer Bildung,

seines Alters in den Dreißigen; sein Gesicht zeigt holländische Ruhe und Aufmerksamkeit. Er spricht verschiedene europäische Sprachen und ist daher für die japanischen Behörden ein gradezu unentbehrlicher Mann.

Als Mynheer hörte, daß ich zu botanisch-wissenschaftlicheu Zwecken reise, lud er mich zu eiuem Besuche in seiner, hinter dem Dorfe Mogy gelegenen Villa ein, wo seine Familie wohnte

Es war gegen Ende März, in Japan die Jahreszeit der Blumen. Alle die Pflanzen, die wir in Europa in Gewächshäusern ziehen,. bedecken hier in üppiger Wucherung die Berghänge und der würzige Duft wechselt von Wald zu Wald.

Der Boden ist ihr so ertragreich, das Klima ein so gesegnetes, daß man kein Mißjahr kennt; das Land hat niemals eine schlechte Ernte, niemals Nothstand. Der Fleiß der Bevölkerung führt geradezu Wunderbares aus. Man legt an den Berghängen Escarpen an, leitet das Wasser nach den Berggipfeln empor und baut Reis in Regionen, wo bei uns höchstens Ziegen weiden würden. In den Niederungen wurden damals die Felder eben zur Reisaussaat bestellt;Ackersmann und Pflug gingen an zwei Fuß im Wasser. In den jungen Theepflanzungen erntete man soeben den kostbarsten Thee, die ersten Frühjahrstriebe.

Mynheer's Villa ist in einem herrlichen Thale gelegen. Die nördliche der beiden Bergwände ist mit ewig grünenden japanischen Cedern und Taxusbäumen bestanden; die südliche trägt Wälder der großblättrigen, fürstlichen Pawlownia, mit Reihen von Dattelbäumen umsäumt.

Das Thal öffnet sich nach einer Bucht, deren Hintergrund ein draußen in weiter Ferne qualmender Vulkan abschließt. Eine herrlichere Fernsicht ist nimmer denkbar.

Die Villa meines gemüthlichen Wirthes war ganz in dem Style gehalten, wie er in Nangasaki heimisch ist. Das Haus hatte eine geräumige Veranda, wo wir das Mahl einnahmen.

Der Hausherr stellte mich seiner Gattin vor; sie sprach nur japanisch; ihre auffallend schönen, blauen Augen schienen indessen ihre angebliche japanische Abkunft Lügen zu strafen; die edlen Gesichtszüge gemahnten entschieden an den europäischen Typus, obgleich er von den Eigenthümlichkeiten der germanischen sowohl, wie der romanischen und der slavischen Stämme abwich.

Der Gatte machte den Dolmetsch, so daß ich mich mit der Frau doch irgendwie zu verständigen vermochte.

Die liebenswürdige Hausfrau zeigte mir ihre Zimmergärten, jene wunderbaren japanischen Kunstpflanzungen, wo in etwa spannenhohen Kistchen lebende Fichten und Kirschenbäume grünen und blühen, ja selbst Früchte tragen, Früchte

so groß wie ein Senfkorn, oder ein breitästiger Nußbaum, von dem Umfange einer Taschenuhr, mit einer reichen Fülle von Nüssen prangt, oder eine Kokospalme von der Stärke eines Gänsekiels, die sich im wahrsten Sinne des Wortes beugt unter der Last ihrer Kokosnüsse. Das sind so die unschuldigen Spielereien der Japanesen.

Das Diner war durchwegs in japanischem Geschmacke gehalten und während der Mahlzeit erfreute uns eine japanische Sängerin mit einem Conzerte auf dem Gotto, dem landesüblichen vielsaitigen Clavier; sie sang eine Art Legende dazu, welche der Hausfrau außerordentlich zu gefallen schien, so zwar, daß sie ihres Töchterchens kaum achtete, welches fortwährend an ihrem Halse hing und sich auf ihrem Schooße tummelte. Es war ein liebliches Kind von etwa drei Jahren, das ganz die blauen Augen der Mutter hatte. Auch das Mädchen sprach nur japanisch.

Als aber das Mahl zu Ende war und die Sängerin eine Pause machte, um in ihrem Legendenbuche ein neues Lied zu suchen, kniete das Kind plötzlich neben der Mutter nieder, faltete die Händchen und begann in einer Sprache zu beten, die mir bekannt war, in einem europäischen Idiom: ungarisch.

Ich habe häufig botanische Excursionen nach Ungarn unternommen und habe diesen Tischsegen an so manchem gastfreundlichen ungarischen Tische von Kinderlippen gehört.

„A ki ètelt, italt adott,
Annak neve legyen áldett!
Amen!“

(„Der uns Speise und Trank gegeben, deß' Name sei gesegnet! — Amen.“)

Ich blickte erstaunt meinen Gastfreund und seine Ehefrau an, und diese hinwieder mich nicht ohne sichtliche Verwirrung. Sie gaben indessen keine Erklärung und ich fühlte, daß eine Frage sie unangenehm berühren würde. Ich sprach also nicht über die Sache.

Wohl aber erinnerte ich mich nunmehr, daß ich das Gesicht dieses Mannes bereits gesehen haben müsse — vor Jahren, in Berlin — bei Gelegenheit eines glänzenden Balles. Man hatte mir damals auch seinen Namen genannt; er ist mir aber wieder entfallen. Die Aehnlichkeit ist augenfällig.

* * *

Wir stellen es den geehrten Lesern und Leserinnen anheim, von den zwei Variationen diejenige zu acceptiren, die ihrem Gemüthe am besten zusagt.

(Ende.)

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.



